

U+H

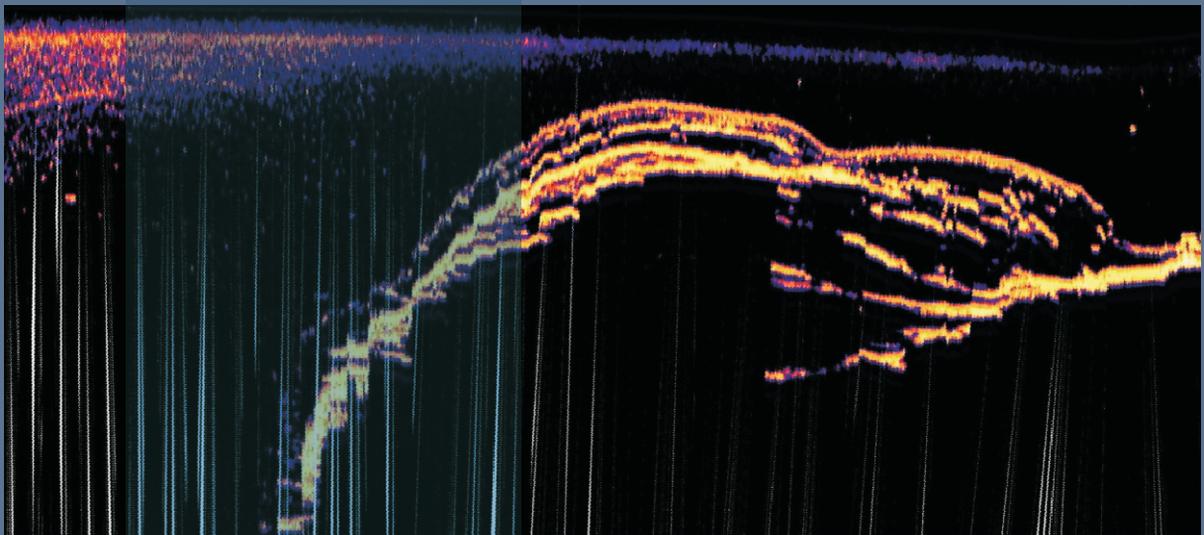


Universität Hamburg

Martin Döring
Wolfgang Settekorn
Hans von Storch (Hg.)

Küstenbilder, Bilder der Küste

Interdisziplinäre Ansichten,
Ansätze und Konzepte



Hamburg University Press

Küstenbilder, Bilder der Küste

Interdisziplinäre Ansichten, Ansätze und Konzepte

Herausgegeben von Martin Döring, Wolfgang Settekorn
und Hans von Storch



Universität Hamburg

Gefördert durch das



Küstenbilder, Bilder der Küste

**Interdisziplinäre Ansichten,
Ansätze und Konzepte**

Herausgegeben von
Martin Döring,
Wolfgang Settekorn und
Hans von Storch

Hamburg University Press
Hamburg

Impressum

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>

Umschlagabbildung: Abteilung für Radarhydrographie, Institut für Küstenforschung, GKSS-Forschungszentrum;
Radarechos vom Ellenbogen/Sylt, aufgenommen mit seitlich blickender Antenne von einem fahrenden Schiff (FS Ludwig Prandtl) aus.

ISBN 3-9808223-1-1

© 2005 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg

<http://www.ew-gmbh.de>

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	7
Zur Einleitung: Küstenbilder interdisziplinär	9
<i>Martin Döring, Wolfgang Settekorn, Hans von Storch</i>	
1 Grundfragen	
Das Feste und das Flüssige	29
Zur Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres und der Halligen <i>Ludwig Fischer</i>	
2 Küstenbilder in wissenschaftlichen Disziplinen	
2.1 Kunstgeschichte	
Grenzerfahrungen der Zivilisation – Das Bild der Küste	77
<i>Johannes Hartau</i>	
2.2 Ozeanographie	
Ungeheuer und unbekannte Größen	109
Meer und Küste im Spiegel meereskundlicher Lehrbücher seit dem 18. Jahrhundert <i>Gerd Wegner</i>	
2.3 Geschichte	
Das Leben an der Küste	161
Eigenheiten einer bäuerlichen Gesellschaft <i>Manfred Jakobowski-Tiessen</i>	
2.4 Literaturwissenschaft	
Die narratologische Küste	181
Küstenbilder in zwei Romanen und Kurzgeschichten Guy de Maupassants <i>Martin Döring</i>	

2.5 Sprach- und Medienwissenschaft

Sprache und Bild in der Küstenwerbung	219
Zu Elementen der Konzeptualisierung von Küstenbildern	
<i>Wolfgang Settekorn</i>	

2.6 Gewässerphysik

Modelle: Naturwissenschaftlich-mathematische	
Konstrukte der Küste	275
<i>Hans von Storch, Jens Kappenberg, Rolf Riethmüller</i>	

2.7 Soziologie

Küstenbilder soziologisch betrachtet	287
<i>Hans-Werner Prahl</i>	

3 Küstenbilder in der Praxis

Küste als Raum der Erholung und der Freizeit	303
<i>Jürgen Hasse</i>	

Zukunftsbilder des Küstentourismus – Zwischen Ökonomie	
und Ökologie?	323
<i>Anette Seidel</i>	

Der Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer –	
Auch eine Realität von Küste	339
<i>Bernd Scherer</i>	

4 Ausblick

Von der Zukunft der Wissenschaftskulturen und den Bedingungen	
der Transdisziplinarität	351
<i>Nico Stehr</i>	

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	361
--	-----

Danksagung

Ein Buch ist nicht ausschließlich das Werk des Autors oder der Autoren, es ist nie die alleinige Summe ihrer Gedanken. Viele haben an ihm „mitgeschrieben“, ohne dass sie sich jemals dieser Arbeit bewusst werden. Begegnungen, Diskussionen, Hinweise, Korrektur- und Organisationsarbeiten und vieles mehr waren auch im vorliegenden Sammelband auf einige Schultern verteilt. So geht unser erster Dank an die vielen Mitautoren dieses Buches, mit denen wir ein inhaltlich spannendes und menschlich entspanntes Symposium erleben durften und die uns ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Aber was wäre ein Symposium ohne diskussionsfreudige Gäste? Genauso möchten wir uns bei ihnen ganz herzlich für ihre aktive Teilnahme bedanken, auch wenn wir uns in dem einen oder anderen Fall mittlerweile leider aus den Augen verloren haben. Dass die Akademie Sankelmark ein optimaler Tagungsort war, hätten wir ohne den Hinweis von Birte Lönnecker nicht herausfinden können. Und ohne die tatkräftige Hilfe von Prof. Dr. Ludwig Fischer von der Universität Hamburg wären das Symposium und damit auch der vorliegende Band nie in dieser Gestalt und mit diesen fachlich ausgewiesenen Referenten möglich gewesen. Selber ein Fachmann, was Küstenbilder und die Kulturlandschaft der Nordseemarschen angeht, beteiligte er sich aktiv an der Konzeption des Symposiums. Zudem versorgte er uns mit Hinweisen auf wichtige Literatur und stellte den Kontakt zu vielen der hier vertretenen Referenten her. Dafür möchten wir ihm an dieser Stelle herzlichst danken!

Die Herausgabe eines Buches ist neben der geistigen vor allem auch mit praktischer Arbeit verbunden. Das beginnt mit der Korrektur der Beiträge und endet bei der Abgabe des druckfertigen Manuskriptes beim Verlag. Dazwischen investieren einige Menschen ihre Zeit und Kraft. So haben Annette Engelhardt und Verena Knievel die Texte des gesamten Bandes korrigiert und für das Layout in teilweise kleinteiliger und „absturzgefährdeter“ Arbeit vorbereitet. Für ihre Geduld und für ihren Humor in kritischen Situationen sei ihnen an dieser Stelle herzlichst gedankt. Ohne die

ebenfalls tatkräftige Hilfe von Beate Gardeike vom Institut für Küstenforschung des GKSS-Forschungszentrums Geesthacht und Daniela Garl von der Universität Hamburg wäre das Manuskript nie im gewünschten Format und Layout an den Verlag gegangen. *Last but not least* bedanken wir uns auch beieinander: für die Zusammenarbeit, die einfach ausgezeichnet klappete, für das, was man dabei voneinander lernte, und für den Spaß, den uns die Projektarbeit bereitet hat und bereitet!

Das Projekt „Küstenbilder, Bilder der Küste“ und der gleichnamige Tagungsband wurden vom GKSS-Forschungszentrum Geesthacht gefördert.

Martin Döring
Wolfgang Settekorn
Hans von Storch

Zur Einleitung: Küstenbilder interdisziplinär

Martin Döring, Wolfgang Settekorn, Hans von Storch

1 Vorbemerkung: Zur Genese des Projekts „Küstenbilder, Bilder der Küste“

Am 16. und 17. November 1995 fand im Haus Rissen in Hamburg ein Workshop mit dem Titel „Klima – Umwelt – Gesellschaft. Ein interdisziplinäres Seminar der Universität Hamburg“ statt. Es führte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen zusammen. Der damalige Vizepräsident der Universität Hamburg, Prof. Dr. Arnold Sywottek, und Dr. Harald Schütter publizierten in der Folge über die „Zentrale Versand- und Vervielfältigungsstelle der Universität Hamburg“ eine Reihe der in diesem Seminar gehaltenen Vorträge.¹ Zu den Beitragenden gehörten unter anderem Wolfgang Settekorn (*„Rache der Natur“*, *„Treibhauseffekt“* und *„Klimatote“*. *Von einfacher Rede über komplizierte Sachverhalte*) und Hans von Storch (*Fragen zur Klimaforschung an Kultur- und Gesellschaftswissenschaften*). Ob der Band über die inneruniversitäre Öffentlichkeit hinaus bekannt wurde, darf angesichts der Reichweite der „hausgemachten“ Publikation und ihrer eingeschränkten Vertriebswege bezweifelt werden. Dennoch hatte das genannte Seminar mit seinen Ergebnissen nicht nur die Einrichtung der Otto-Stiftungsprofessur „Nachhaltige Umweltforschung“, auf der seit dem Wintersemester 2000/2001 Prof. Dr. Richard Tol forscht und lehrt, zur Folge. Mit dem Wechsel Hans von Storchs vom Max-Planck-Institut für Meteorologie und Klimaforschung zum heutigen Institut für Küstenforschung am GKSS-Forschungszentrum Geesthacht wurde 1997

¹ Sywottek, Arnold (Hrsg.) (1996): Klima – Umwelt – Gesellschaft. Ein interdisziplinäres Seminar der Universität Hamburg. 16./17. November 1995. Hamburg.

das Forschungsprojekt „Küstenbilder, Bilder der Küste“ als Kooperationsprojekt zwischen dem Institut für Küstenforschung und dem Zentrum für Medien und Medienkultur der Universität Hamburg ins Leben gerufen. Das vom GKSS-Forschungszentrum geförderte Projekt hatte sich zum Ziel gesetzt, die im Haus Rissen behandelten Fragen und Probleme einer interdisziplinären Umweltforschung aufzugreifen und unter Berücksichtigung der Küstenforschung weiterzuführen. Grundlegend war die Ausrichtung auf das Phänomen „Küste“, das aus natur-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive untersucht werden sollte. Das Projekt hatte also zuerst einmal eine Zusammenführung der disziplinären Blickwinkel zum Ziel, die während eines Workshops den interdisziplinären Austausch vor allem zwischen den Natur- und Kulturwissenschaften fördern sollte. Genau dies fand im Rahmen des Symposiums „Küstenbilder, Bilder der Küste“ vom 3. bis 5. April 1998 in der Akademie Sankelmark bei Flensburg statt. Der vorliegende Band vereint die schriftlich überarbeiteten Vorträge dieses Workshops, in dessen Verlauf sich die Arbeitsgruppe „Natur im Konflikt“ gründete. Überzeugt, dass sich eine weitere fächerübergreifende und gemeinsame Forschungstätigkeit lohnen würde, fand sich die Arbeitsgruppe zu mehrmaligen Sitzungen in der „Zündholzfabrik“ Lauenburg und an der Universität Hamburg zusammen. Unter der Leitung von Prof. Dr. Ludwig Fischer und unter Mitarbeit von Dr. Martin Döring und Dr. Werner Krauß (Institut für Ethnologie der Universität Hamburg) wurde das Profil für den Antrag „Natur im Konflikt. Naturschutz, Naturbegriff und Küstenbilder. Interdisziplinäres Forschungsvorhaben zur Untersuchung aktueller Konzeptualisierungen von ‚Natur‘“ entwickelt. Dieser Antrag wurde im Sommer 2000 bei der Volkswagenstiftung im Themenbereich „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“ von Prof. Dr. Ludwig Fischer und Prof. Dr. Wolfgang Settekorn eingereicht und im September 2000 bewilligt. Damit war eine Fortsetzung der interdisziplinären Forschungsarbeit mit dem Schwerpunkt auf der Erforschung der Konflikte um Natur und Naturschutz im Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer, ursprünglich vom Leiter des Nationalparkamtes Dr. Bernd Scherer in Sankelmark vorgeschlagen, gewährleistet. Der vorliegende Band markiert also den Beginn einer Zusammenarbeit und den Versuch, sich über disziplinäre Grenzen hinweg den dringenden und grundlegenden Fragen des Naturschutzes und dem ihm zugrunde liegenden Naturverständnis zuzuwenden. Bezugspunkt ist der Begriff des „Küstenbildes“, der hier aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven durch

deren Vertreter dargestellt wird. Ziel des Bandes ist keine Synthese unterschiedlicher Positionen, vielmehr geht es darum, Divergenzen und vor allem Konvergenzen ausfindig zu machen, die die fachliche Diskussion in Gang bringen könnten. Der in diesem Band vorliegende Pluralismus der Perspektiven auf das „Küstenbild“ in den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und Praxisbereichen ist also durchaus gewollt und stellt interdisziplinäre Ansichten, Ansätze und Konzepte für den Zugriff auf das „Küstenbild“ dar.

2 Rahmen, Konzept und Aufbau

2.1 Grundannahmen

Das Projekt „Küstenbilder, Bilder der Küste“ begann mit einer Metapher. Die Überlegung, dass sich der Begriff des Bildes nicht nur auf die visuelle Reproduktion von Gegenständen bezieht, sondern dass der Begriff des Bildes eine durch Menschen geschaffene und konstruierte Vorstellungswelt ist, stand im Zentrum des Ansatzes.² Das Projekt basierte also – reflexiv betrachtet – auf einer Bild-Metapher. Dies mag auf den ersten Blick unwissenschaftlich wirken, ist die Metapher doch seit der Antike schmückendes Beiwerk des poetischen Ausnahmediskurses, also eine Art uneigentliches Sprechen, das den Zugang oder den Blick auf die Realität als unnützer Zierat verschleiern. Metaphern, das hat die neuere Forschung gezeigt, sind jedoch unumgänglich und fester Bestandteil der Alltagssprache³ wie des wissenschaftlichen Diskurses.⁴ Auch die Umweltwissenschaften sind davon nicht ausgenommen und konstituieren sich aus ihrem reichhaltigen Fundus von

² Vgl. hierzu auch Zeki, Semir (1999): *Inner Vision. An Exploration of Art and the Brain*. Oxford.

³ Vgl. zur einer umfassenden Diskussion des Metaphernbegriffs Ortony, Andrew (Hrsg.) (1979): *Metaphor and Thought*. Cambridge.

⁴ Vgl. hierzu Maasen, Sabine / Weingart, Peter (2000): *Metaphors and the Dynamics of Knowledge*. London; Pulaczewska, Hanna (1999): *Aspects of Metaphor in Physics. Examples and Case Studies*. Tübingen; und für den Bereich der Gentechnik Kay, Lily (2000): *Who wrote the Book of Life. A History of the Genetic Code*. Stanford.

Metaphern,⁵ die zu Paradigmen⁶ oder Bildfeldgemeinschaften,⁷ zu so genannten soziokulturellen Bildern gebündelt werden können. Kurz: Die Bild-Metapher schien adäquat zur Beschreibung und Analyse sozialer Vorstellungswelten und bot zudem einen sprachlichen Anknüpfungspunkt für die interdisziplinäre Auseinandersetzung an. Primär ging es um die Beschreibung der kulturellen Bedingungen, unter denen sich bestimmte Vorstellungswelten entwickelten. Dabei wird deutlich, dass soziokulturelle Aspekte eine wesentliche Rolle spielen, dass das „Küstenbild“ aktiv gestaltet wird und nicht nur ein Reflex auf die objektive Küste „da draußen“ ist.⁸ Das Konzept „Küste“ ist also von diesen soziokulturellen Küstenbildern nachhaltig beeinflusst, die je nach kulturellem Kontext oder sozialer Zugehörigkeit erheblich differieren können. So unterscheiden sich die Küstenbilder eines Krabbenfischers erheblich von denen eines Touristen aus dem Inland, die eines Deichbauers differieren grundlegend von denen eines Naturschützers, und selbst die eines Gewässerphysikers sind kaum mit denen eines Meeresbiologen zu vergleichen. Es scheint sich also um ein Konglomerat unterschiedlichster Vorstellungen und Vorstellungswelten zu handeln, die sich auf einen natürlichen Raum beziehen und diesem Bedeutung und Sinn verleihen. Diese Vorstellungen sind jedoch nicht in einen wertfreien Zusammenhang eingebunden, vielmehr dominieren bestimmte Vorstellungen die Küstendiskurse, was sich vor allem in entsprechenden Blockbildungen und Formen der Institutionalisierung wie Küstenforschungsinstituten, Nationalparkämtern oder der Einrichtung von Stiftungsprofessuren zeigt. Dabei handelt es sich bei der Genese bestimmter Vorstellungen selten um persönlich gewonnene Erfahrungen, vielmehr scheinen vor allem mediale Repräsentationen Leit motive anzubieten. Sie

⁵ Vgl. hierzu Harré, Rom / Brockmeyer, Jens / Mühlhäusler, Peter (1999): *Greenspeak. A Study of Environmental Discourse*. London, vor allem S. 91–118, und Fill, Alwin (2001): *Ecolinguistics: State of the Art 1998*. In: ders. / Mühlhäusler, Peter: *The Ecolinguistics Reader. Language, Ecology and Environment*. London, S. 43–53.

⁶ Vgl. hierzu Blumenberg, Hans (1983): *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt, S. 285–315.

⁷ Vgl. zum Begriff der Bildfeldgemeinschaft Weinrich, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart, vor allem S. 276–290.

⁸ Zum Begriff des Naturbildes vgl. Siefert, Rolf Peter / Breuninger, Helga (Hrsg.): *Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte*. Frankfurt am Main, vor allem S. 9–18.

können durchaus Einfluss auf individuelle Küstenbilder haben und umgekehrt; es scheint sich hier um eine wechselseitige Bedingtheit zu handeln. Diese Hypothese ist jedoch mit Vorsicht zu genießen, denn in den seltensten Fällen weiß man konkret über die Rezeptionssituation oder gar Konstruktion von Küstenbildern Bescheid, und nicht selten liegt der Analyse ein vereinfachendes Stimulus-Response-Schema zugrunde. Es ist von daher sinnvoller, von medialen Interpretationsangeboten auszugehen, deren Internalisierung durch die Rezipienten weitgehend unerforscht ist.⁹ So ist es zum Beispiel nach wie vor eine große Schwierigkeit, festzustellen, inwiefern bestimmte Interpretationsangebote angenommen und in die individuellen Lebenswelten integriert werden. Trotzdem lassen sich bestimmte kollektiv verbreitete Repertoires oder Stereotypen des Küstenbildes feststellen, deren Spur sich quer durch alle Lebensbereiche zieht: Sie bestimmen das private Handeln (wohin einen Ausflug machen, wo seinen Urlaub verbringen?) ebenso wie das öffentlich-politische (bei der Raumplanung, bei der Einrichtung von Nationalparks oder der Entwicklung längerfristiger Tourismuskonzepte) und das ökonomische Handeln (Ansiedlung von Industrie zur Schaffung von Arbeitsplätzen, Bau von Windkraftanlagen), und sie gehen in Entscheidungen über Maßnahmen zum Küstenschutz (Deichbau, Sandvorspülungen etc.) ein. Damit sind nur wenige der zahlreichen Bereiche benannt, aber allein schon das Sortiment an Souvenirs und Mitbringseln in den Andenkenläden der Küsten- und Badeorte bietet ein reichhaltiges und stereotypes Repertoire der gängigsten Küstenbilder und ihrer Bildelemente: Dieses reicht von der Muschel und dem Seepferd bis hin zum Fischerhemd oder zum kleinen, aus Holz angefertigten Krabbenkutter. Ein faszinierendes Universum von unterschiedlichsten Küstenvorstellungen eröffnet sich hier. Dabei fallen „Küstenbilder“ weder vom Himmel noch sind sie essentialistische kognitive Konstrukte, vielmehr sind sie Produkte sozialer, historischer und kultureller Diskurse. Dies zeigt die Grundlagenstudie von Corbin:¹⁰ Erst langsam entdeckte das Abendland

⁹ Zu einer Studie über die soziale Konstruktion des Elends vgl. Bourdieu, Pierre (Hrsg.): *La misère du monde*. Paris. Eine vergleichbare Studie in Bezug auf das Küstenbild wäre sicherlich aufschlussreich.

¹⁰ Corbin, Alain (1994): *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. Frankfurt am Main. Zu einem ausgezeichneten Katalog mit einem reichhaltigen Fundus an Küstengemälden vgl. Tapié, Alain (Hrsg.): *Désir de rivage de Granville à Dieppe. Le littoral normand vu par les peintres entre 1820 et 1945*. Caen.

seine Küsten als positiv besetzte Räume. Dieser Prozess war keineswegs gradlinig und teleologisch, sondern verschlungen und oft aus vielen unterschiedlichen Diskursen konstituiert. Die Beiträge im Sammelband von Fischer¹¹ belegen für die Marschenlandschaft an der Nordsee Gleiches: Auch sie war und ist Zielpunkt vielfältiger Diskurse, welche die Vorstellungen über diese Landschaft prägten und prägen – man denke nur an Theodor Storms *Schimmelreiter* und die filmischen Umsetzungen des literarischen Stoffs¹² oder an die Umwandlung und Ästhetisierung der Marschen als Landschaftsgarten.¹³ Dies alles gilt nicht nur für die so genannten alltäglichen Vorstellungen und Konzepte von Küste, sondern grundsätzlich auch für die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und deren Küstenbilder, die sich aus den verschiedenartigsten Diskursen und kulturellen Reservoirs speisen. Auch diese Küstenbilder sind in den Prozess der kulturellen Formung eingebunden und sind nicht Produkte einer göttlichen Perspektive¹⁴ auf das kulturelle Treiben der Menschen oder natürlich ablaufende Prozesse. Neben der Analyse soziokultureller Küstenbilder finden sich im vorliegenden Band deshalb auch selbstreflexive Beiträge, die sich mit der wissenschaftlichen Modellbildung von Küste in der eigenen Disziplin auseinander setzen.

¹¹ Fischer, Ludwig (Hrsg.) (1997): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt.

¹² Vgl. hierzu Segeberg, Harro (1997): Der Friese als Schimmelreiter? – Zur Heroisierung der Marschenbewohner in Literatur und Film. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 233–251.

¹³ Vgl. hierzu Fischer, Ludwig (1997): Die Ästhetisierung der Nordseemarschen als ‚Landschaft‘. In: ders. (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 201–231.

¹⁴ Vgl. zum Begriff der Perspektive Gottes Putnam, Hilary (1993): Auf des Messers Schneide. Interner Realismus und Relativismus. In: ders.: Von einem realistischen Standpunkt aus. Schriften zur Sprache und Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg, S. 203–220. Putnam schreibt: „Der metaphysische Realist besteht darauf, daß es eine mysteriöse Beziehung der <Entsprechung> gibt, die Referenz und Wahrheit ermöglicht; der interne Realist dagegen ist bereit, sich Referenz als intern zu <Text> (oder Theorien) vorzustellen, vorausgesetzt wir erkennen an, daß es bessere und schlechtere <Texte> gibt. <Besser> und <schlechter> mögen selbst von unserer historischen Situation oder unseren Zwecken abhängen; es gibt hier keine Vorstellung einer Wahrheit von der Perspektive Gottes. [...] Meine eigene Auffassung lautet, daß Wahrheit mit idealisierter Rechtfertigung identifiziert werden sollte anstatt mit Rechtfertigung anhand gegenwärtig vorhandenen Anhaltspunkten. <Wahrheit> in diesem Sinn ist ebenso kontextempfindlich, wie wir es sind. Die Bedingungen der Behauptbarkeit für einen beliebigen Satz sind nicht überschaubar.“ Putnam (1993), S. 213–214.

Grundsätzlich ging es also darum, welche Beziehung die unterschiedlichen Küstenbilder zur Realität aufweisen, wie sie zustande kommen und welche Faktoren bei all dem eine Rolle spielen. Die Komplexität dieser Fragestellungen forderte den Einbezug von Vertretern aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Praxisbereichen. Auch wenn keine Vollständigkeit der Perspektiven möglich war – nicht alle einschlägigen Disziplinen und Praxisbereiche sind im vorliegenden Band vertreten –, so bieten die hier versammelten Beiträge einen ersten und hinreichend differenzierten und vielleicht auch repräsentativen Einblick in die unterschiedlichen Küstenvorstellungen und -konzepte sowie in deren Funktionen und Auswirkungen.

Trotz der interdisziplinären Konzeption des Projekts waren die Planung und Vorbereitung des Symposiums von zwei skeptischen Fragen begleitet: Würden die Vertreter der unterschiedlichen Wissenschafts- und Praxiskulturen bei der Arbeit nicht aneinander vorbeireden? Und ließen sich über den zunächst rein sprachlichen und formalen Bezug auf den vieldeutigen Begriff „Küste“ hinaus gemeinsame inhaltliche Grundfragen und Bezugspunkte ausmachen? Im Verlauf des Symposiums erwies sich, dass diese Skepsis unbegründet war, sonst hätte die hier begonnene Arbeit keine Fortführung im Projekt „Natur im Konflikt“ finden können. Festzustellen bleibt abschließend, dass bei aller Divergenz der Ansätze und Fragestellungen eine ganze Reihe gemeinsamer, ähnlicher oder sich ergänzender Überlegungen erarbeitet werden konnten, auf die im Folgenden einleitend hingewiesen werden soll.

2.2 Aufbau des Buches

Der Band präsentiert in vier Hauptkapitel unterteilt insgesamt zwölf Beiträge. Gerahmt von zwei Aufsätzen, die sich der Einleitung in und dem Ausblick auf Grundsatzfragen widmen, gruppieren sich die restlichen zehn Beiträge in die Bereiche Küstenbilder in den wissenschaftlichen Disziplinen und Küstenbilder in der Praxis.

2.2.1 Grundsatzfragen

Das erste Kapitel enthält den einleitenden Beitrag von Ludwig Fischer *Das Feste und das Flüssige. Zur Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres und der Halligen*, in dem programmatisch eine Reihe von grundlegenden Fragen angesprochen wird, die für das Gesamtprojekt zent-

ral waren und es weiterhin sind. Fischer geht es um eine „Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte einer bestimmten Küstenregion“, für die er erste Thesen formuliert. Diese entwickelt er am Beispiel des Landverlusts und der Landgewinnung im schleswig-holsteinischen Wattenmeer und zeigt sowohl, wie sich die jeweiligen Einstellungen und Konzepte in den gedanklichen Konstruktionen der Küstenlinie niederschlagen, als auch, wie sie dem Handeln der Betroffenen zugrunde liegen. Das „Wattenmeer“ stellt mit seinem Gezeitenwechsel deshalb eine „mentale Provokation“ dar, weil mit ihm die klare Festlegung auf „das Feste und das Flüssige“ und damit auch eine unmittelbar einsichtige und eindeutige Konzeption der Küstenlinie nicht möglich ist. Zudem hat die historische Erfahrung und Bedrohung der Landabbrüche und der Überflutungen die spezifischen Einstellungen und Mentalitäten der Hallig- und Küstenbewohner hervorgebracht. Die Analysen von Fischer lassen drei Küstenkonstrukte erkennen: das einer „verstehenden Trauer über die zum Untergang bestimmte Inselwelt“, das der den Halligbewohnern zugeschriebenen „Schicksalsergebenheit“, dem schließlich die Vorstellung vom „Kampf mit der See“ entgegensteht.

Während Fischers einleitender Beitrag aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Sicht inhaltliche Grundkonzepte von Küstenbildern erörtert, wirft Nico Stehr im abschließenden vierten Kapitel die Frage danach auf, wie angesichts der grundsätzlichen Unterschiede zwischen den beiden Kulturen der Naturwissenschaften auf der einen und der Sozialwissenschaften samt der Kultur- und Geisteswissenschaften auf der anderen Seite interdisziplinäres Arbeiten möglich ist. Theoretisch und metatheoretisch begründete oder politisch motivierte Aufforderungen zur Interdisziplinarität hält er angesichts theoretischer und methodischer Unterschiede in beiden Wissenschaftskulturen vor allem deshalb für wenig erfolgreich, weil ihre Gegenstände sich grundlegend unterscheiden. Stehr plädiert für die Praxis einer transdisziplinären Arbeit, die sich über einen eigenen Gegenstand definiert und dies im Sinn einer sozialen Naturwissenschaft tut. Die Klimaproblematik dient ihm dabei als Beispiel.

Als Ausblick beschließt der Beitrag von Nico Stehr nicht nur diesen Band, er formuliert in Ansätzen, was das Projekt „Natur im Konflikt“ anstrebt: transdisziplinäre Forschung zu praktizieren.

2.2.2 Küstenbilder in wissenschaftlichen Disziplinen

Das zweite Hauptkapitel enthält Beiträge der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen. Aus kunsthistorischer Sicht gibt Johannes Hartau (*Grenzerfahrungen der Zivilisation – Das Bild der Küste*) anhand ausgewählter Bilddokumente einen historischen Überblick über Küstendarstellungen, der mit der Frühen Neuzeit einsetzt und bis ins 20. Jahrhundert reicht. Hartau weist auf kulturelle wie soziale Zusammenhänge hin und unterstreicht, „dass die Erfahrung und das Erlebnis des Meeres den Gehalt einer Küstendarstellung bestimmten. Die Küste war der Ort, wo Katastrophen wie Glücksmomente stattfanden.“ Damit scheinen zwei Pole später gängiger Küstenkonzepte durch die Malerei bereits etabliert.

Gerd Wegner (*Ungeheuer und unbekannte Größen. Meer und Küste im Spiegel meereskundlicher Lehrbücher seit dem 18. Jahrhundert*) untersucht mit historischer und meereskundlicher Fragestellung meereskundliche Lehrbücher, die Ansichten vom Meer und von der Küste präsentieren. Bis ins 18. Jahrhundert verzeichnen Seekarten Fabelwesen, die erst allmählich verschwinden und von einem zunehmend differenzierten und fortentwickelten technologischen und wissenschaftlichen Zugriff auf Meere und Küsten verdrängt werden. Wegner schildert am Beispiel der „Vorstellungen von Ufern und Meerestiefen“, wie sich in ihnen seit Ende des 18. Jahrhunderts bis in die heutige Zeit kartographische Küstenbilder entwickelt haben.

Als Historiker setzt sich Manfred Jakobowski-Tiessen (*Das Leben an der Küste*) mit der Entwicklung der bäuerlichen Gesellschaft in der Küstenregion Nordfrieslands vom 17. bis zum 19. Jahrhundert auseinander. Er weist darauf hin, dass die geographischen Unterschiede von Geest und Marsch soziale Unterschiede hervorgebracht haben. So werden in Reiseberichten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts immer wieder der „Reichtum der Marsch“ und die „Armut der Geest“ konstatiert und verglichen. Allerdings verweist die Analyse historischer Dokumente auf „eine bäuerliche Gesellschaft, die weniger homogen war, als es uns manche tradierte Bilder und vertraute Stereotypen suggerieren mögen“. Dies gilt auch für die Besitzfolge der Höfe: Der literarischen Vorstellung einer Vererbung von Generation zu Generation steht in den von Jakobowski-Tiessen untersuchten Fällen die Realität des Besitzwechsels durch Kauf und Verkauf entgegen.

Martin Döring (*Die narratologische Küste. Küstenbilder in zwei Romanen und Kurzgeschichten Guy de Maupassants*) setzt sich aus literaturwis-

senschaftlicher Perspektive mit der narratologischen Funktion von Küstenbildern in zwei Romanen und zwei Kurzgeschichten von Guy de Maupassant auseinander. Die Küste erscheint dort als „Metapher der Grenzerfahrung“ und ist ein wichtiger, multisensoriell erfahrener Handlungsort, an dem sich die wesentlichen Umbrüche in der Entwicklung der Protagonisten ereignen. Die schon von Buffon unterschiedenen „drey Klassen“ der Ufer, Küsten und Gestade, nämlich „hohe Küsten, niedrige Ufer und hohe Dünen“,¹⁵ spielten bei Maupassants Unterscheidung zwischen der *basse Normandie* und der *haute Normandie* eine doppelte Rolle: Zum einen als Element der Landschaftsbeschreibung und zum anderen als narratives Mittel zur Charakterisierung der Protagonisten. Den äußeren geomorphologischen Unterschieden entsprechen die inneren charakterologischen Eigenschaften der Protagonisten.

Dass sich ähnliche Konzepte in der aktuellen Werbung finden, zeigt Wolfgang Settekorn (*Sprache und Bild in der Küstenwerbung*) mit sprach- und medienwissenschaftlichen Methoden. Die analysierten Werbetexte verwenden Küstenbilder als emotional positiv besetzte Szenen und Hintergründe für die Präsentation von Konsumgütern: Die Küste erscheint hier zum einen als Ort, an dem Menschen einzeln, als Paare oder Gruppen Freiheit, Intimität und Selbstverwirklichung erfahren, zum anderen erscheint sie als Ort der Gefährdung, vor dessen Gefahren Gemeinschaftsgeist oder der Schutz des werbenden Helfers bzw. seiner Produkte notwendig werden.

Während die Küstenbilder der Werbung als ikonische Ausschnitte Emotionen wachrufen sollen, haben die von Hans von Storch, Jens Kappenberg und Rolf Riethmüller (*Modelle: Naturwissenschaftlich-mathematische Konstrukte der Küste*) vorgestellten Modelle methodisch-simulatorischen Charakter: Sie reduzieren die Komplexität der zu untersuchenden Phänomene auf spezifische Fragestellungen – zum Beispiel für die Strömungsverhältnisse bei den Tiden in einer Bucht. „Ein konkreter Naturraum ist daher, naturwissenschaftlich betrachtet, ein gedankliches Konstrukt, dessen mathematischer Ausdruck sich meist in der Formulierung bestimmter vernetzter Differentialgleichungen findet.“ Auf der Grundlage numerisch repräsentierter Teilbereiche werden durch deren Vernetzung komplexere synthetische Modelle entwickelt. Zukünftige Aufgaben sehen die Verfasser in der Ent-

¹⁵ Vgl. den Beitrag von Gerd Wegner in diesem Band.

wicklung von „holistischen realistischen Modellen des Ökosystems Küste“, mit denen es möglich sein wird, „die über Jahre und Jahrzehnte vonstatten gehenden Veränderungen abzubilden“. Mit diesem Schritt „werden die naturwissenschaftlichen Küstenmodelle unmittelbar gesellschaftlich relevant“.

Dass dies nun allenfalls in einigen gesellschaftlichen Bereichen der Fall sein kann, zeigt der soziologische Beitrag von Hans-Werner Prahl (*Küstenbilder soziologisch betrachtet*). Er weist auf die Vielfalt und Reichweite maritimer Einflüsse, auf die gesellschaftlichen Strukturen, Prozesse und Entwicklungen hin, die mit ihrer Komplexität und Differenziertheit der gesellschaftlichen Praktiken die Forderung einer maritimen Soziologie deshalb nahe legen, weil eine rein geographische und historische Sichtweise zu kurz greift. Prahl schlägt ein Fünf-Sektoren-Modell für die Erfassung der Meeres- und Küstennutzung vor, das neben der Meeresnutzung, dem Schiffbau und den „Dienstleistungs- und Verwaltungsfunktionen ebenso wie Versicherungs-/Sicherungsfunktionen“ auch den „Bereich von Freizeit“ und Sport umfasst, den Prahl angesichts seiner Bedeutung aus dem Dienstleistungsbereich ausgliedert. Der fünfte Sektor ist der Bereich der „Entsorgung von Abfall und überschüssiger Energie“.

Mit dem Verweis auf die zahlreichen küstenbezogenen Praxisfelder und mit seiner Forderung einer maritimen Soziologie leitet der Beitrag von Prahl zum folgenden Kapitel *Küstenbilder in der Praxis* über.

2.2.3 Küstenbilder in der Praxis

Das dritte Kapitel enthält die praxisbezogenen Beiträge, die sich mit Fragen des Tourismus und der Nationalparkverwaltung des Nationalparks Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer auseinandersetzen. In einem ideologiekritischen Beitrag behandelt Jürgen Hasse Küste als Raum der Erholung und der Freizeit. Er geht dabei von einer Analyse zweier Tourismuskonzepte aus, die auf Länderebene 1997 vom Bundesland Niedersachsen und 1996 von Schleswig-Holstein formuliert wurden. Der Küstenraum wird hier in unterschiedlicher Weise als Planungsraum konzipiert. In beiden Fällen hat er als Gegenstand der Planung primär Ressourcencharakter mit dominant ökonomischem im ersten und ökologischem sowie ökologischem Charakter im zweiten Fall. Hasse skizziert ein alternatives Konzept, mit dem „strukturelle Auslassungen in planungspraktischer und wissenschaftstheoretischer Sicht“ durch eine Sichtweise überwunden werden, die sich am Konzept der „*grauen* Öko-

logie“¹⁶ orientiert. Die multisensorielle Praxis der Wahrnehmung und Erfahrung von Küste bezieht die ästhetische und emotionale Dimension mit ein. Ob derartige Modelle angesichts der in der Planung herrschenden und sie leitenden Vorstellungen greifen, stellt Hasse jedoch angesichts einer visualistisch verkürzten Tourismusforschung in Frage.

Die Ergebnisse der von Anette Seidel (*Zukunftsbilder des Küstentourismus – Zwischen Ökonomie und Ökologie?*) vorgestellten Studie¹⁷ lassen diese Zweifel doppelt angebracht erscheinen. Inhaltlich, weil die beiden vorgestellten Entwicklungspfade nun in der Tat auf der einen Seite einen an Faktoren der Ökonomie und Wellness/Fitness weiterentwickelten herkömmlichen Pfad zeichnen und auf der anderen einen an ökologischen und Wellness/Gesundheit orientierten „sanften“ Weg des Küstentourismus darlegen. Methodisch, weil die beiden Pfade nicht nur durch den Einsatz ikonischer Bilder gewonnen wurden, sondern auch weil Seidel für einen stärkeren Einsatz solcher Bilder als Methode der Tourismusforschung plädiert.

Bernd Scherer (*Der Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer – Auch eine Realität von Küste*) stellt die Ziele und Vorgehensweisen der Ökosystemforschung Wattenmeer vor, deren Ergebnisse 1996 im viel diskutierten Bericht *Ökosystemforschung Wattenmeer – Synthesebericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan*¹⁸ veröffentlicht wurden. Zwar wurden bei diesem Projekt vornehmlich sozioökonomische Forschungen, aber auch die Sozial- und Geisteswissenschaften ansatzweise mit einbezogen, doch geschah dies mit zu geringem Gewicht, wie Scherer rückblickend feststellt. Deren Bedeutung für den Naturschutz weist Scherer am „Problem mit der ungestörten Natur“ nach: Dort weist nicht nur die sprachliche und begriffliche Unterscheidung zwischen ungestörter Natur- und bearbeiteter Kulturlandschaft Probleme auf. Vielmehr ist die Frage nach den gesellschaftlich akzeptablen und vermittelbaren Grundlagen der Begründung und Rechtfertigung

¹⁶ Vgl. Virilio, Paul (1999): Fluchtgeschwindigkeit. Frankfurt am Main, S. 83–98.

¹⁷ „Den wissenschaftlichen Rahmen bildet das Verbundvorhaben ‚Küstentourismus und Klimawandel‘, das vom Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Institut für Fremdenverkehr e. V. an der Universität München (DWIF) in Kooperation mit dem Institut für Tourismus und Bäderforschung in Nordeuropa GmbH (N. I. T.) und dem Meteorologischen Institut der Universität Hamburg (MI) durchgeführt wird.“

¹⁸ Vgl. Stock, Martin et al. (1996): Ökosystemforschung Wattenmeer – Synthesebericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide.

tigung naturschützender Maßnahmen offen: Die Palette der Begründungen umfasst sowohl sozioökonomische, juristische und politische Argumente als auch wissenschaftliche, emotionale, spirituelle, ethisch-moralische und religiöse Begründungen, die zu beachten sind. Hier offenbaren sich Lücken der Ökosystemforschung, die besonders dann deutlich werden, wenn ihre Ergebnisse in die Politikberatung eingehen.

3 Ergebnisse der bisherigen Arbeit

3.1 Historische und ideologische Dimension der Küstenbilder und ihre Folgen

Im Überblick lassen die Beiträge eine Reihe von Gemeinsamkeiten und damit erste Ergebnisse der interdisziplinären Auseinandersetzung mit „Küstenbildern“ und „Bildern der Küste“ erkennen. So wird aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen deutlich, dass Küstenbilder ideologische und historische Konstrukte (Fischer, Hartau, Hasse, Jakobowski-Tiessen, Prahl und Wegner) sind. Ebenso wird deutlich, dass die von spezifischen Küstenbildern bestimmten Vorurteile gerade auch durch ästhetische und emotionale Komponenten Wahrnehmung, Verhalten und Handlungen individuell und kollektiv prägen können und dass sie in vielen Fällen sensoriiell restringiert (Hasse) sind.

3.2 Medien, Bilder, Repräsentationen und Konzeptualisierungen

Dass zwischen Medien, Bildern, Repräsentationen und wissenschaftlichen Konzeptualisierungen eine Wechselbeziehung besteht und wie dies im Einzelfall aussieht, kommt in mehreren Beiträgen zum Ausdruck: So weist Gerd Wegner darauf hin, wie die technologischen Entwicklungen der Lotungsverfahren in der Tiefenmessung und der Kartographie bei der Darstellung von Küstenlinien zur Genese der Kontinentalverschiebungstheorie beitragen, weil „Walther mit der Einzeichnung der Kontinentalstufe in der beigegebenen Weltkarte die große Passgenauigkeit zum Beispiel der östlichen und westlichen Atlantikschelfränder sichtbar macht“. Der Theorie ging hier die Visualisierung ihres späteren Gegenstandes voraus. Was Hans von Storch, Jens Kappenberg und Rolf Riethmüller in ihrem Beitrag als zunehmende Komplexität physikalischer Modellbildung beschreiben, zeigt

auch, in welchem hohem Maße die vorgestellten Modelle an unterschiedliche mediale Repräsentationen (Fotografie, Tabelle, hydraulisches Modell, mathematische Formel als numerisches Modell, grafische Darstellung, Laborversuch) gebunden sind: Die spezifischen naturwissenschaftlichen Konzepte von Küste sind durch deren mediale Repräsentation direkt beeinflusst. Den unterschiedlichen medialen Repräsentationen entsprechen unterschiedliche Handlungsorientierungen. Dies verdeutlicht sich historisch anhand der Seekarten und der auf ihnen verzeichneten Meeresungeheuer, die „zur Dokumentation weltlicher oder geistlicher Herrschaftsansprüche“ dienten, um „unbefugte Fischer und Überseehändler von dem entsprechenden Seegebiet ab[zuschrecken“ (Wegner). Aktuell zeigt sich die handlungsleitende Funktion von Küstenbildern in den von Anette Seidel vorgestellten Pfaden für die Entwicklung küstenspezifischer touristischer Angebote und Infrastrukturen. Sie plädiert für die Verwendung ikonischer Bilder „als Instrument für die Gewinnung und Darstellung von Erkenntnissen in der Zukunftsforschung des Tourismus“. Das ikonische Bild ist Medium in diesen Konzepten und heuristisches Mittel. An eben diesem Punkt setzt Jürgen Hasse mit einem zentralen Punkt der Kritik an offiziellen Tourismuskonzepten an, denn in der Tourismusforschung ist „die Bewertung des Landschaftsbildes visualistisch reduziert“, und die anderen Sinnesorgane werden bei der Wahrnehmung und Darstellung von Küstenlandschaften ausgeblendet. An gängigen Landschaftsbewertungen kritisiert er, dass sie „aufs Ikonographische in positivistischer Manier reduziert“ sind. Für Methoden der Tourismusforschung konstatiert Hasse ein erkenntnistheoretisches Problem, denn „Landschaftsbewertungen laufen [in] eine[r] Algorithmisierung letztlich doch immer [auf] situationsgebundene Eindrucksqualitäten hinaus“. Er plädiert im Sinne von Virilio für eine „graue Ökologie“. Es handelt sich hier „um die Mühe der sinnlichen Erfahrung [...], die den Zusammenhang klar macht zwischen dem distanziellen Raum und der Anstrengung, die die physische Bewegung in ihm verlangt“. Dabei kommen in einer interessenlosen Wahrnehmung alle Sinne ins Spiel; ihr geht es „um das allgemeine Verhältnis zur Natur, die man auch selbst ist. Dieses Verhältnis wird „[...] nicht denkend reflektiert, sondern ästhetisch erlebt, unbegrifflich erfasst, um sodann das Denken zu provozieren“.

Ebenfalls ökonomische Interessen bestimmen den Einsatz von ikonischen Küstenbildern in der Werbung für Konsumgüter. Hier werden kollektiv verbreitete, emotional und sozial besetzte Repräsentationen aufgegriffen

und an Produkte gebunden, die in vielen Fällen nur bedingt mit Küste zu tun haben. Durch sprachliche wie bildliche Vermischungen und Überblendungen werden dabei mit Erfolg neue konzeptuelle Einheiten geschaffen. Man denke nur an den Leuchtturm von Westerhever, mit dem eine Biermarke assoziiert wird. Die von Wolfgang Settekorn anhand ausgewählter Werbetexte untersuchten Funktionen von Küstendarstellungen entsprechen in ihren Bild-Text-Kombinationen einerseits der ausgeprägten und dominanten Visualisierung. Zumeist transportieren sie jedoch andererseits Hinweise auf andere Wahrnehmungsmodi und evozieren damit Küstenkonzepte, die Wahrnehmungen mit allen Sinnen umfassen und diese ästhetisch zu modellieren suchen. Zugleich entwerfen sie Szenarien, die Küstenbilder über eine große Vielfalt beworbener Produkte zumindest tendenziell an alle sozialen Gruppen und Lebenslagen zu binden suchen: In der Werbung ist Küste allgegenwärtig, sie durchdringt alle Sinne und Gefühle, sie wird umfassend inkorporiert und als Faktor der Habitusbildung zugleich auch in ihrer sozial distingierenden Funktion präsentiert.¹⁹ Wie und mit welcher Funktion schließlich Maupassant die multisensorielle Küstenerfahrung im Roman für die Schilderung und Charakterisierung von dessen Protagonisten, den geographischen Handlungsorten, psychologischen Dispositionen und Peripetien textuell repräsentiert, transportiert und erfahrbar macht, zeigt der Beitrag von Martin Döring.

3.3 Küstentypologie, Typologie der Küstenbilder und Mentalitäten

Maupassant verwendet, wie bereits erwähnt, die Homologie zwischen geomorphologischer und psychologischer Charakterisierung (Döring, Fischer, Hasse, Jakobowski-Tiessen). Die Analyse eines umfangreicheren Korpus von Werbung mit Küstenbildern legt die Vermutung einer Tendenz von zwei Grundtypen von Küstenbildern nahe: Man könnte sie als harte männliche Küste – mit Felsen, Steilküste, Sturm, Schiffbruch etc. – und als weibliche weiche Küste – mit Sandstrand, Dünen, Sonne, milder Luft etc. – bezeichnen. Stereotype lassen sich hier ausfindig machen, die schon in der holländischen See- und Küstenmalerei des 17. Jahrhunderts zu finden

¹⁹ Bourdieu, Pierre (1992): *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris.

sind.²⁰ Die Vermutung historisch herausgebildeter, sozial und emotional relevanter Küstenformationen und Küstenbilder wird in einigen Beiträgen bestärkt. Dabei zeigt sich, dass sich die Ebene individuell-psychologischer Charakterisierung in der Mentalität ganzer Gruppen und Schichten fortsetzt (Fischer, Jakubowski-Tiessen, Prahl).

3.4 Küstenbilder und Wissenschaften/Disziplinen

Schließlich spielt der *point de vue*, der Standpunkt, eine Rolle. Dass er – worauf der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure hingewiesen hat²¹ – den Gegenstand (*l'objet*) des wissenschaftlichen Zugriffs ausmacht und sogar eine neue Disziplin oder eine eigene Wissenschaft hervorbringen kann, zeigt Gerd Wegner: Die Verbesserung und Intensivierung der Meeresbeobachtung von der See aus ließ die „Meereskunde [...] aus dem Schatten der Geographie“ heraustreten. Dies geschah zu einer Zeit, als eine imperialen Ansprüchen folgende Vermessung der Küstenlinien auch die kulturelle Überlegenheit des kolonialisierenden Europas über das koloniale Afrika belegen sollte. Wissenschaftliche, imperiale und ideologische Interessen gingen hier mit der Konstruktion von Meeres- und Küstenbildern einher. Die Frage nach einer angesichts der aktuellen Freizeit- und Urlaubsgewohnheiten ohne Küstenbezug undenkbarer Tourismusforschung begegnet Hasse skeptisch, während das von Seidel vorgestellte Verbundprojekt unterschiedliche Disziplinen sowie private und universitäre Einrichtungen verbindet. Die von Prahl vorgeschlagene „Maritime Soziologie“ soll der Komplexität der Erscheinungen auf anderem Weg gerecht werden.

3.4.1 Institutionalisation und Ausdifferenzierung des Wissenschaftsbetriebs

Im Überblick zeigt die Entwicklung der meeres- und küstenbezogenen Forschung zwei Tendenzen: Zum einen ist sie, wie in der Wissenschaftsentwicklung allgemein, eine fortschreitende Ausdifferenzierung, die mit der

²⁰ Vgl. Giltaij, Jeroen / Kelch, Jan (Hrsg.) (1996): Herren der Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Berlin.

²¹ Vgl. Saussure, Ferdinand de (1976): Cours de linguistique générale. Edition critique, préparée par Tullio de Mauro. Paris.

Etablierung eigener Gegenstände und Institutionen verbunden ist; zum anderen wird in gegenläufiger Richtung aus metatheoretischer und wissenschaftspolitischer Sicht immer wieder die Forderung nach Interdisziplinarität erhoben. Beide Richtungen kommen im vorliegenden Band zur Sprache. So zeigen die Beiträge von Gerd Wegner und von Hans-Werner Prah, wie sich in Deutschland die meeres- und küstenbezogenen Fragestellungen entwickelt und zur Herausbildung eigener Fächer und Disziplinen im Bereich der Natur- und Geowissenschaften beigetragen haben. Im Bereich der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften (Volkskunde, Ethnologie, Soziologie mit der Entwicklung einer Maritimen Soziologie) ist der Befund ähnlich gelagert. Mit der Ausdifferenzierung der Disziplinen haben sich neue Sichtweisen und eigene Gegenstände herausgebildet. Allerdings zeigt sich, dass die sich den unterschiedlichen meeres- und küstenbezogenen Fragen widmenden und gewidmeten Disziplinen „weitgehend nebeneinander her“ (Prah) arbeiten: „Ein Zusammenwirken der Forschungsrichtungen geschieht eher zufällig, vernetztes Denken hat sich bislang kaum entwickelt“ (Prah).

3.4.2 Transdisziplinarität als Perspektive

Was Hans-Werner Prah als Defizit im Bereich der meeres- und küstenbezogenen Fragestellungen konstatiert, überträgt Nico Stehr auf die generelle Frage nach den Möglichkeiten interdisziplinären und transdisziplinären Arbeitens im Bereich der Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Unter Bezug auf Snows Überlegungen zu den zwei Wissenschaftskulturen²² kommt er zu einer grundlegend skeptischen Einschätzung der Möglichkeiten und Erfolge interdisziplinären Arbeitens, da Methoden, Praktiken und Formen der Institutionalisierung mit ihrer eigenen und unausweichlichen Dynamik die duale Wissenschaftskultur prägen. Stehr wirft die Frage der „Bedingungen der Möglichkeit von Transdisziplinarität“ auf, die er dann gegeben sieht, wenn „die Entdeckung und Konstruktion gänzlich neuer Forschungsgegenstände“ gelingt. Die Klima-Problematik könnte nach seinem Dafürhalten ein solcher Gegenstand sein, der im Sinne des Vorschlags von Gernot

²² Snow, Charles Percy (1964): *The Two Cultures: A Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution.* Cambridge.

Böhme und Engelbert Schramm²³ im Rahmen einer sozialen Naturwissenschaft zu behandeln wäre. Wie ein solcher Ansatz aussehen könnte, skizziert Stehr unter Bezug auf die Klima-Problematik. Befunde zur „Fabrikation von wissenschaftlicher Erkenntnis“ lassen ihn „von der Einheit der Wissenschaft in der Praxis“ sprechen, durch die allein – und eben nicht durch „theoretische Reflexionen und wissenschaftspolitische Forderungen“ – über das „Projekt der Transdisziplinarität“ entschieden werde. Wir verstehen den Beitrag von Nico Stehr wegen seiner grundsätzlichen Überlegungen als Ausblick auf unsere aktuellen und zukünftigen Bestrebungen, im transdisziplinären Sinn zu den unterschiedlichen Naturkonzepten, den mit ihnen verbundenen Vorstellungen und Sichtweisen sowie zu den durch sie geprägten Konflikten zu forschen.

Literatur

- Blumenberg, Hans (1983): Paradigmen einer Metaphorologie. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt, S. 285–315.
- Böhme, Gernot / Schramm, Engelbert (Hrsg.) (1985): Soziale Naturwissenschaft: Wege zu einer Erweiterung der Ökologie. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1992): La distinction. Critique sociale du jugement. Paris.
- Bourdieu, Pierre (Hrsg.) (1993): La misère du monde. Paris.
- Corbin, Alain (1994): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main.
- Fill, Alwin (2001): Ecolinguistics: State of the Art 1998. In: ders. / Mühlhäusler, Peter (Hrsg.): The Ecolinguistics Reader. Language, Ecology and Environment. London.
- Fischer, Ludwig (Hrsg.) (1997): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt.
- Fischer, Ludwig (1997): Die Ästhetisierung der Nordseemarschen als ‚Landschaft‘. In: ders. (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 201–231.
- Giltaij, Jeroen / Kelch, Jan (Hrsg.) (1996): Herren der Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Berlin.

²³ Böhme, Gernot / Schramm, Engelbert (Hrsg.) (1985): Soziale Naturwissenschaft: Wege zu einer Erweiterung der Ökologie. Frankfurt am Main.

- Harré, Rom / Brockmeier, Jens / Mühlhäusler, Peter (1999): *Greenspeak. A Study of Environmental Discourse*. London.
- Kay, Lily (2000): *Who wrote the Book of Life. A History of the Genetic Code*. Stanford.
- Maasen, Sabine / Weingart, Peter (2000): *Metaphors and the Dynamics of Knowledge*. London.
- Ortony, Andrew (Hrsg.) (1979): *Metaphor and Thought*. Cambridge.
- Pulaczewska, Hanna (1999): *Aspects of Metaphor in Physics. Examples and Case Studies*. Tübingen.
- Putnam, Hilary (1993): *Auf des Messers Schneide. Interner Realismus und Relativismus*. In: ders.: *Von einem realistischen Standpunkt aus. Schriften zur Sprache und Wirklichkeit*. Reinbek bei Hamburg, S. 203–220.
- Saussure, Ferdinand de (1976): *Cours de linguistique générale*. (Édition critique préparée par Tullio de Mauro.) Paris.
- Segeberg, Harro (1997): *Der Friese als Schimmelreiter? – Zur Heroisierung der Marschenbewohner in Literatur und Film*. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen*. Bredstedt, S. 233–251.
- Sieferle, Rolf Peter / Breuninger, Helga (Hrsg.): *Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte*. Frankfurt am Main.
- Snow, Charles Percy (1964): *The Two Cultures: A Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution*. Cambridge.
- Stock, Martin et al. (1996): *Ökosystemforschung Wattenmeer – Synthesenbericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan*. Heide.
- Sywottek, Arnold (Hrsg.) (1996): *Klima – Umwelt – Gesellschaft. Ein interdisziplinäres Seminar der Universität Hamburg*. 16./17. November 1995. Hamburg.
- Tapié, Alain (Hrsg.) (1994): *Désir de rivage de Granville à Dieppe. Le littoral normand vu par les peintres entre 1820 et 1945*. Caen.
- Virilio, Paul (1999): *Fluchtgeschwindigkeit*. Frankfurt am Main.
- Weinrich, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart.
- Zeki, Semir (1999): *Inner Vision. An Exploration of Art and the Brain*. Oxford.

Das Feste und das Flüssige

Zur Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres und der Halligen¹

Ludwig Fischer

1 Präliminarien

Der Untertitel meines Referats postuliert eine „Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte“ einer bestimmten Küstenregion, in diesem Fall des nordfriesischen Wattenmeers und insbesondere der Halligen. Der Vorsatz mag befremden. Die Wahrnehmungsgeschichte einer landschaftlichen Formation zu erkunden, kann ja noch plausibel erscheinen. Denn wir wissen ja längst aus der inzwischen eingehenden Rekonstruktion der Anschauung bzw. Vorstellung von einzelnen Landschaftskomplexen, dass sie auch im Verlauf der neuzeitlich-abendländischen Geschichte – sagen wir: innerhalb der letzten vier- bis fünfhundert Jahre – ganz unterschiedlich „gesehen“ und also verstanden wurden. Am besten sind die Wandlungen der Landschaftswahrnehmung wohl für das Hochgebirge, in erster Linie die Alpen, untersucht worden.²

¹ In umgearbeiteter und erweiterter Fassung inzwischen erschienen in: Busch, Bernd / Förster, Larissa (Red.) (2000): Wasser. Bonn, S. 624–652.

² Hier kann nur auf einige wichtige Beiträge verwiesen werden: Schmidt, Aurel (1990): Die Alpen. Schleichende Zerstörung eines Mythos. Zürich; Bätzing, Werner (1988): Die Alpen. Naturbearbeitung und Umweltzerstörung. Frankfurt am Main; Wózniakowski, Jacek (1987): Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit. Frankfurt am Main; Anker, Valentina et al. (1997): Viaggio verso le Alpi / Le voyage vers les Alpes / Die Reise zu den Alpen. Bellinzona; Wagner, Monika (1983): Das Gletschererlebnis – Visuelle Naturaneignung im frühen Tourismus. In: Großklaus, Götz / Oldemeyer, Ernst (Hrsg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe, S. 235–264; Groh, Ruth / Groh, Dieter (1991): Weltbild und Naturaneignung. Frankfurt am Main, S. 92–149.

Aber was berechtigt dazu, von der „Ideologieggeschichte“ einer Landschaftsformation, einer physisch-geographischen Region – hier: eines Küstenabschnitts – sprechen zu wollen? Eine solche Redeweise unterstellt, dass es nicht nur kollektive und sozio-kulturell unterscheidbare, mental verfestigte und geschichtlich wandelbare Wahrnehmungsschemata von „Lebensräumen“ gibt, sondern dass solche unter Umständen konkurrierenden und auch hierarchisch überlagerten Interpretationen von Umweltausschnitten zugleich unbegriffene, aber hochwirksame Instrumente für die „Verhaltenssteuerung“ in landschaftlich definierten Lebensräumen abgeben.

Ich verstehe also „Ideologie“ hier nach ihrem klassischen Begriff: Der Terminus bezeichnet „Erklärungskonstrukte“ interessegeleiteter Art für das im weitesten Sinn gesellschaftliche Geschehen, zu dem ja auch der Umgang mit „Natur“ und das Agieren in einem regional begrenzten, landschaftlich verstandenen Umweltausschnitt gehören. Der Ideologie in diesem Sinne und in ihrer genuin bürgerlichen Form eignet nun, dass sie als Komplex von „Erklärungskonstrukten“ immer Rechtfertigungscharakter für allemal interessegeleitetes Handeln hat. Sie bildet ein in sich schlüssiges „Denksystem“, das seine Legitimationsfunktion durch die scheinbar objektiven, allgemein gültigen Erklärungsmuster verdeckt. In dieser Doppelheit von undurchschaubarem Rechtfertigungscharakter und sozio-kulturell „notwendiger“ Erklärungsleistung liegt jene Dialektik von Ideologie begründet, die von den Klassikern der Ideologiekritik zunächst am Beispiel der Religion erläutert wurde. Heute könnte man als ein zentrales ideologisches Versatzstück in unserer Gesellschaft zum Beispiel die „Erklärung“ unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems aus angeblichen anthropologischen Konstanten – etwa dem „natürlichen Recht“ auf Eigentum oder dem „allgemein menschlichen“ Leistungsantrieb aus Konkurrenzverhalten – anführen.

Diese verknappte Anmerkung zum Ideologiebegriff ist nötig, um ihn von der vulgär-diffusen, besonders unter Politikern zur Denunziation beliebten Verwendung abzusetzen. Wenn ich also Notate auch zur „Ideologieggeschichte“ des Wattenmeers und der Halligen beizubringen suche, dann ist eine meiner Ausgangsthesen, dass die Wahrnehmungen und Erklärungen, die von bestimmten gesellschaftlichen Gruppierungen für die Erscheinung des Wattenmeers, für die Vorgänge in ihm und für die daraus abzuleitenden Verhaltensweisen bzw. Handlungsmaximen geäußert werden, als sprachlich fassbare Konstrukte begriffen werden müssen, in denen bestimmte „Weltdeutungen“ und Lebensformen als „objektiv richtig“, verbindlich und

allgemein gültig ausgegeben, das heißt gerechtfertigt werden. Sie in der historischen Analyse zu rekonstruieren, erlaubt nicht nur, die geschichtliche Relativität und Wandelbarkeit der „Ideologeme“, der Verstehensmuster und Argumentationsschemata zu erkennen, sondern auch ihr Weiterwirken in aktuellen, zumeist ganz undurchschauten Denkformen zu erörtern.

Wenn es auf unserer Tagung um „Küstenbilder“ geht, dann stehen Küsten eben als ideologische Konstrukte zur Debatte, will sagen: Die als mehr oder weniger „objektive“ Befunde und Erklärungen daherkommenden Vorstellungen von bestimmten Küstenformationen müssen in ihrer Funktion für bestimmte geschichtlich entwickelte, sozial und kulturell zu verortende „Positionen“ erkannt und gedeutet werden. Die jeweiligen Positionen genau zu ermitteln und die Funktion der „Küstenbilder“ detailliert zu entschlüsseln, verlangt sehr komplexe sozial- und kulturgeschichtliche Analysen. Es versteht sich, dass ich hier für die „Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres am Beispiel der Halligen“ nur erste Beobachtungen und Interpretationsvorschläge liefern kann. Ich werde mich bemühen, auf die begrenzte Aussagefähigkeit meiner Befunde und Schlüsse immer wieder hinzuweisen.

Dass „Küstenbilder“ ideologische Konstrukte sind, gilt auch für die wissenschaftlichen Bilder von Küsten. Dazu einen kleinen Hinweis, der aber gleich ins eigentliche Thema zu führen erlaubt.

Anfang der fünfziger Jahre versuchte der Geograph Hartmut Valentin, eine „neue Küstenmorphologie“ als eigenständige, dem Anspruch nach interdisziplinär arbeitende Fachdisziplin zu begründen. Sie sollte „die Schranken zur Geologie, Ozeanographie und Meteorologie“ überschreiten,³ aber das „Arbeitsfeld“ übernehmen, „welches die frühere Küstenmorphologie 1866 zur Beackerung in Besitz nahm: das durch das Zusammentreten von Festland, Meer und Lufthülle ausgezeichnete Grenzgebiet der Erdoberfläche“.⁴ Die an dieser zitierten Stelle so neutral und „objektivistisch“, so deskriptiv allgemein daherkommende Definition von „Küste“ ist für Valentin aber sozusagen ideologisch aufgeladen. Wenige Zeilen später erklärte

³ Valentin, Hartmut (1952): Die Küsten der Erde. Beiträge zur allgemeinen und regionalen Küstenmorphologie. Gotha, S. 14.

⁴ Ebd.

Valentin seinen Ansatz einer „synthetischen Geomorphologie“ im Unterschied zu einer „analytisch“ verfahrenen:

„Die Kräfte des fließenden Wassers und die durch sie erzeugten fluviatilen Formen, die Kräfte des Meeres und die marinen Formen, die Kräfte des Windes und die äolischen Formen können analytisch für sich betrachtet werden und müssen es sogar, wollen wir zur Erkenntnis eindeutiger Leitformen gelangen. Flußwerk, Meereswerk und Windwerk vergesellschaften sich aber in der Gestaltung der Küste, welche darum nur synthetisch zu erfassen ist. [...] Ist die Küste für uns der dreidimensionale Kampfraum zwischen Festland, Meer und Lufthülle, so ringen diese nicht nur in der Horizontalen, sondern auch in der Vertikalen. Zu den analytischen Elementen der Bewegung des fließenden Wassers, des Meerwassers und des Windes treten noch die Bewegungen der Erdkruste und des Meeresspiegels. Flußwerk, Meereswerk, Windwerk, Tektonik und Meeresspiegelschwankungen sind gemeinsam für die Gestaltung der Küste verantwortlich; deshalb muß die neue Küstenmorphologie neben den exogenen Kräften auch die endogenen Kräfte berücksichtigen.“⁵

Die zentrale Metapher für die Bestimmung des „Grenzgebiets“, das zu erforschen der Küstenmorphologie aufgegeben sein soll, ist der „Kampf“ zwischen verschiedenen beteiligten „Kräften“. Das sprachliche Bild durchzieht das gesamte Werk. Für den wissenschaftsgeschichtlichen Ort der entworfenen Disziplin bezeichnend ist ja, dass Valentin bei der Formung der Küsten ausschließlich „Kräfte der Natur“ miteinander „ringen“ sieht – die „anthropogenen Vorgänge“ werden zwar als ein Faktor von zehn für die „Horizontalbewegungen“ der Küsten genannt, aber konzeptionell kaum veranschlagt.⁶ „Küste“ ist in diesem Verständnis demnach das „verschiebbare“ Ergebnis einer Grenzziehung aus dem „Kampf“ zwischen „natürlichen Kräften“, die die eben an den Küstenlinien ablesbaren „Bewegungen“ der Erdkruste und des Meeresspiegels erzeugen.

Meine zunächst unbewiesene Vermutung ist, dass die Metapher vom „Kampf der Naturkräfte“ als Axiom für das Verstehen der Küstengestalten eine Übertragung darstellt: Sie dürfte von der Vorstellung, dass die Men-

⁵ Ebd., S. 14–15.

⁶ Vgl. ebd., S. 48.

schen an der Küste „mit den Naturkräften kämpfen“, auf das Verhältnis der „Elemente“ untereinander übertragen worden sein. Nicht von ungefähr baute Valentin die Analogie aus, wenn er davon sprach, dass sich „Flußwerk, Meereswerk und Windwerk vergesellschaften [...] in der Gestaltung der Küste“.⁷

Nun muss aber ein Küstenbereich, der in auszeichnender Weise von zum Teil ganz kurzfristigen, innerhalb eines Menschenalters unter Umständen sehr drastisch erfahrbaren „Verschiebungen im Grenzgebiet von Festland, Meer und Lufthülle“ geprägt ist, in besonderem Maße sozusagen als Geltungslandschaft für die Kampf-Metapher anzusehen sein – dies umso mehr, wenn die „Verschiebungen“ stark von Eingriffen der Menschen in den „Kampf der Naturkräfte“ beeinflusst werden.

Eben einen solchen Küstenabschnitt stellt das Wattenmeer der südlichen Nordsee, von Den Helder bis Esbjerg reichend, in einer auch global ungewöhnlichen Form dar. Ich konzentriere mich jetzt gleich auf das nordfriesische Wattenmeer, das neben den Küsten von Nordholland noch in geschichtlich ganz „jungen“ Zeiten die massivsten Veränderungen der Küstenformation erfahren hat.

Dieses nordfriesische Wattenmeer, grob von der Eider- und der Wiedau-Mündung begrenzt, erhielt die wesentlichen Strukturen des gegenwärtigen Küstenverlaufs erst zwischen dem 14. und dem 17. Jahrhundert (vgl. Abb. 1), und die eigentliche Küstenlinie – deren „Verstehen“ mich noch eingehend beschäftigen muss – wurde bis in die siebziger Jahre noch merklich verändert (großflächige Eindeichungen östlich von Nordstrand und von Sylt). Bei allen unterschiedlichen Deutungen im Detail sind sich die Forscher darin einig, dass menschliches Einwirken in höchstem Maße die Küstenformation in diesem Abschnitt mitbestimmt hat.

Deshalb verwundert es nicht, dass die Metapher vom „Kampf“ – primär vom „Kampf der Menschen mit der See“ – als zentrale Denkfigur für das Verstehen der Küste historisch vermutlich im Wattenmeergebiet ihren „Ort“ hat, das heißt dort das entscheidende ideologische Muster für die Wahrnehmung von Küste und für die Handlungssteuerung bildete. Die genaue geschichtliche Lokalisierung und zeitliche Fixierung für die Bindung der Kampf-Metaphorik an das „Küstenbild“ kann ich hier und jetzt noch nicht präsentieren. Wahrscheinlich haben wir es wiederum mit einer Übertragung

⁷ Ebd., S. 14–15.

zu tun, von dem schon in der Antike standardisierten Bild des „Kampfes“ der Seeleute mit dem Meer; darauf deuten Elemente des für die Vormoderne absolut beherrschenden Angst-Syndroms gegenüber dem Ozean hin.⁸

Mir kommt es für meine Betrachtung auch nicht so sehr auf eine exakte historiographische Identifizierung des Ursprungsortes dieser Kampf-Metaphorik für das Küstenbild an. Ich möchte eher die bezeichnenden mentalen Figurationen ein wenig freilegen, die bis heute diese auch politisch ungeheuer wirksame Bildlichkeit als „Erklärung für Küste“ ausmachen. Das nordfriesische Wattenmeer und allem voran die Halligen liefern ein außergewöhnlich sprechendes Material für die – wie sich zeigen wird – ziemlich ambivalente „Haltung zur Küste“, die der „Deutungszwang“ des Wattenmeeres in den letzten Jahrhunderten bei den Menschen erzeugt hat. Mit anderen Worten: Wie „Küste“ für den Bereich des nordfriesischen Wattenmeers mit seinen Halligen gesehen und gedeutet wurde und wird, verrät unter Umständen aufgrund der besonderen Problematik dieser Küstenformation einiges an Grundsätzlichem über das Naturverhältnis, das den eigentlichen Kern unserer „Küstenbilder“ ausmacht.

2 Das Wattenmeer als mentale Provokation

Geophysikalisch und geomorphologisch wird Küste als eine Linie gesehen, die Festland und Meer trennt, die das Feste und das Flüssige klar voneinander scheidet. Jürgen Hasse hat darauf hingewiesen, dass schon Friedrich Ratzel in seiner „Anthropogeographie“ Küste im Hinblick auf das Bewusstsein von ihr eher als einen Raum verstanden wissen wollte, für den die mentale Auseinandersetzung der Menschen mit dem Meer kennzeichnend ist. Er betrachtet die Küste als Saum, der aus Meer und Land besteht: „Je mehr nun das Meer an ihm beteiligt ist, desto stärkere Wirkungen übt die-

⁸ Vgl. Delumeau, Jean (1985): Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. Reinbek bei Hamburg, S. 49–63; Corbin, Alain (1990): Meereslust. Berlin, S. 13–35; Mollat du Jourdin, Michel (1990): Europa und das Meer. München, S. 240–244; Jakubowski-Tiessen, Manfred (1992): Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der frühen Neuzeit. München; Knottermus, Otto S. (1997): Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 145–174.

ses ‚Meer in der Küste‘ auf die Bewohner der Küste aus“, denn „was man das von einem Meer oft tief ins Land hineinreichende ‚geistige Seeklima‘ nennen könnte, ist oft schwerer zu fassen als die letzten Spuren des physikalischen Seeklimas“.⁹

Für den „geistigen Küstenraum“ des Wattenmeers ist nun charakteristisch, dass gerade die geophysikalische „Unschärfe“ der Trennlinie zwischen Land und Meer eine eminente, andauernde mentale Provokation darstellte und darstellt. Es leuchtet ein, dass diese Provokation von denen besonders deutlich ausgedrückt wird, für die eine klare und beständige Grenze zwischen Festland und bewegtem Meer aus der alltäglichen Erfahrung elementar zum Konstrukt Küste gehört.

Dem Wattenmeer eignet eine solche räumlich mit einiger Schärfe fassbare, verlässliche Grenzlinie nicht. In zweifacher Weise zeigt sich der Übergang von Land zu Meer unbeständig und unscharf: Zum einen fluktuiert er für die alltägliche Wahrnehmung im Wechsel der Gezeiten, zum anderen verschob er sich bis fast in unsere Tage sowohl kontinuierlich als auch abrupt in zum Teil gewaltigen „Katastrophen“ durch Abbrüche und Überflutungen ebenso wie umgekehrt durch natürliche Aufschlickungen und menschliche Landgewinnungsmaßnahmen. Was die letztgenannten Prozesse angeht, so überwiegt in der historischen Bilanz im nordfriesischen Küstengebiet für das zu Ende gehende Jahrtausend der Verlust an „festem Land“; für andere Wattenmeer-Regionen, etwa Dithmarschen oder Nordholand, dominiert der Zuwachs an mehr oder weniger „trockener“ Landfläche.

Mich werden im Folgenden die geschichtlichen Vorgänge, mit denen die relative Unbeständigkeit der Küstenlinie im Wattenmeer als räumliche Veränderung der menschlich nutzbaren Landflächen sich zeigt, stärker beschäftigen als die Provokation, die der Gezeitenwechsel für eine dominante Vorstellung von Küste als einer scharfen Trennlinie bedeutet.

Aber die Wahrnehmung des Gezeitenwechsels kann schon wichtige Hinweise auf die Art der Provokationen liefern, um die es geht, wo das gängige Küstenbild durch die unbezweifelbaren „Naturphänomene“ im Wat-

⁹ Hasse, Jürgen (1997): Wahrnehmung in Bewertung der Marschlandschaft in der Konkurrenz unterschiedlicher Interessen. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 175–188, hier S. 181. Zitat im Zitat: Ratzel, Friedrich (1899): Anthropogeographie. 1. Teil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Leipzig, S. 289 u. 303.

tenmeer irritiert wird. Dazu gehe ich kurz auf Texte ein, die fast zwei Jahrtausende voneinander entfernt entstanden sind.

Im ersten nachchristlichen Jahrhundert beschrieb der Römer Gaius Plinius Secundus in seiner *Naturgeschichte* auch den west- und ostfriesischen Küstensaum, den er aus eigener Anschauung kannte. Die berühmte, für uns wesentliche Stelle lautet:

„Hier überflutet der Ozean zweimal binnen Tag und Nacht in ausgebreiteter Flut einen unermesslichen Landstrich und verursacht einen ewigen Streit der Natur, so daß man nicht weiß, ob diese Gegend zum festen Lande oder zum Meere gehört. Ein armseliges Volk wohnt dort auf hohen Hügeln oder mit Händen gemachten Erdhaufen, welche die höchste bekannte Flut überragen. Wenn das Wasser die umliegende Gegend bedeckt, sehen die Leute in ihren auf den Hügeln errichteten Häusern wie Schifffahrer aus, und wenn es sich wieder verläuft, scheinen sie Schiffbruch gelitten zu haben [...].“¹⁰

Zwei Wahrnehmungs- und Beschreibungskomplexe erscheinen für meine Betrachtung bedeutsam. Zum Ersten: Der „ewige Streit der Natur“, den Plinius im Gezeitenwechsel sich vollziehen sieht, ist – wie die syntaktische Konstruktion des „so daß“ anzeigt – ein Bild für die Verunsicherung im mentalen Konzept Küste. Wo „man nicht weiß, ob diese Gegend zum festen Lande oder zum Meere gehört“, ist das gängige Bild von Küste unscharf geworden, das Konzept der Trennlinie zwischen Festem und Flüssigem wird ein Stück weit außer Kraft gesetzt. Deshalb muss, zum Zweiten, in der mentalen Verarbeitung des Beobachteten gleichsam eine Ersatzkonstruktion gesucht werden – das Konzept Küste verschiebt sich zum Konzept Seefahrt: Die Bewohner werden „Schiffahrern“ bzw. „Schiffbrüchigen“ verglichen, weil es nicht in das bereitstehende mentale Konstrukt Küste passt, dass jemand nicht auf „festem Boden“ wohnt. In dem Bild für die Lebenswelt der Wattenmeer-Region weicht gewissermaßen das Konzept Küste weiter zum höheren, festen Land mit klarer Trennlinie zurück, und an die Stelle des „Küstenbildes“ tritt das Vorstellungsmuster „Schiff auf dem Meer“, einschließlich gestrandetem, das heißt auf den Küstenboden geworfenem Schiff (vgl. Abb. 2).

¹⁰ Zitiert nach Müller, Friedrich (1917): Das Wasserwesen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. Erster Teil: Die Halligen. Band I. Berlin, S. 140.

An der zitierten Plinius-Passage wird meistens weder diese Verschiebung im mentalen Konzept Küste bei der Charakterisierung der Wattenmeer-Region bemerkt noch auf die zweite Verschiebung geachtet, die der Text enthält. Denn was Plinius in das Bild der „Schiffahrer“ bzw. der „Schiffbrüchigen“ zu fassen sucht, ist ja nicht die unmittelbar vorher thematisierte, alltägliche Unschärfe der Küstenlinie durch den Gezeitenwechsel. Sondern er gibt mit diesem Bild die Wahrnehmung von Spring- und Sturmfluten wieder, die gelegentlich das ansonsten „trockene“ Land überschwemmen. Dass sich für ihn der normale Gezeitenwechsel und der Sonderfall der überhöhten Flutstände vermengen, die das ungeschützte Marsch- und Moorland des Küstensaums unter Wasser setzen, ist bezeichnend genug: Er kann, von dem ihm vertrauten Konzept Küste aus, nicht eigentlich zwischen regelmäßig überfluteten Wattgebieten und nur ausnahmsweise vom Meer „vereinnahmten“ Flacharealen der Küstenländereien unterscheiden.

Darin erst eigentlich erweist sich, welche Provokation das Wattenmeergebiet einschließlich seiner von Menschen schon genutzten Marsch- und Moorflächen für das bereitstehende mentale Konstrukt Küste darstellt. Nachvollziehbar wird so auch, weshalb die von Plinius benutzten Deutungen und Bilder bis heute zum Fundus der Charakterisierungen des Wattenmeers und zumindest der unbedeichten Marschflächen gehören. Ich muss hier darauf verzichten, beispielsweise aus aktuellen Reiseführern, populären Landschaftsbeschreibungen oder einschlägigen belletristischen Texten zu zitieren.

Dem häufig angeführten Zitat aus Plinius' bald 2000 Jahre alter *Naturgeschichte* stelle ich beinahe taufische Zeitungsausschnitte an die Seite. Sie entstammen den zahllosen Medienreferaten von den brisanten regionalen Kontroversen über den Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer. In der unerhört aufgeladenen politischen Atmosphäre, die an der Westküste im Streit um die Weiterentwicklung des Nationalparks entstanden ist, argumentiert der massive regionale Block der Gegner jeder „Ausdehnung“ des Naturschutzgedankens vor allem dort, wo es um die Wirtschafts- und Freizeitnutzung des Wattenmeers geht, unter anderem mit dem „faktographisch“ abgesicherten Verweis darauf, dass der größte Teil der heutigen „naturlandschaftlichen“ Fläche des Wattenmeers eigentlich „kulturlandschaftlicher“ Boden sei. Die Befunde sprechen da eine deutliche Sprache: Überall im nordfriesischen Wattenmeer zeigen Flugaufnahmen, Grabungen und Materialfunde, dass mit Sicherheit die gesamte Wattfläche mit Ausnahme einiger Prielsysteme noch vor 400 bis 600 Jahren relativ

„trockenes“, bewohntes und genutztes Land war (vgl. Abb. 3). Ein großes archäologisches Forschungsvorhaben, das so genannte Norderhever-Projekt, hat in den letzten Jahren eine Fülle neuer Erkenntnisse über die Siedlungs- und Nutzungsniveaus, die Landbearbeitung, die Siedlungsweisen und Regulationssysteme sowie über die Wechselbeziehungen zwischen natürlichen und anthropogenen Faktoren für das „Schicksal“ heute regelmäßig überfluteter Wattenareale erbracht.¹¹

Aus solchen wissenschaftlich abgesicherten Erkenntnissen im Verein mit lokalen Wissens- und Erfahrungstraditionen wird von Nationalpark-Kritikern die Folgerung abgeleitet, dass schon die Begründung für das Etablieren des Nationalparks – der Schutz einer der letzten großflächigen „Naturlandschaften“ Mitteleuropas – auf falschen Prämissen beruhe, noch viel mehr die ökologisch-naturwissenschaftliche Legitimierung erweiterter Schutzmaßnahmen. Ich will in diesen Auseinandersetzungen gar nicht Partei ergreifen, beide Seiten können viele stichhaltige Argumentationen in die Debatte werfen.

Wenn man aber nach dem „Konzept Küste“ in den erwähnten Einwüfen von Nationalpark-Kritikern fragt, dann lässt sich eine mentale Provokation des vorherrschenden „Küstenbildes“ erkennen, die in sehr aufschlussreicher Weise die klassische, bis auf Plinius zurückgehende Irritation bzw. die entsprechende Bewältigungsstrategie überlagert oder ablöst: Mit der schon stereotyp gebrauchten Argumentationsfigur, die „Naturareale“ des nordfriesischen Wattenmeers seien in Wahrheit Bestandteile einer „Kulturlandschaft“, verschiebt sich nun die „geistige Küstenlinie“ bis zur Kante des Wattsockels, also eigentlich noch vor die Linie der Außensände (Süderoog-Sand, Japsand, Kniepsand, Sylt usw.). Zumindest diejenigen Wattflächen, die bei regulären Ebbewasserständen trockenfallen, liegen dann hinter dieser argumentativ beanspruchten Küstenlinie – die Gezeitenzone gehört nach diesem Konzept historisch und kulturell und damit dem Nutzungsanspruch nach nicht zum Meer, sondern zum gewissermaßen unfesten Land.

Man sieht: Die Verschiebung erfolgt gerade in der entgegengesetzten Richtung wie bei Plinius, zur Grenze tieferen Wassers hin, nicht zum Rand

¹¹ Vgl. nur den Überblick bei Borger, Guus J. (1997): Natur- und Kulturlandschaften an der Nordseeküste. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 27–38, und die dort genannte Literatur.

höheren Festlands. Das Argumentationsmuster, mit dem das sichtbare und historisch gesicherte Faktum „Kulturlandschaft“ gegen Landschafts- und Naturschutzvorhaben aufgeboten wird, wird für das nordfriesische Wattenmeer im Prinzip in gleicher Weise angewandt wie für die Binnen-deichsmarschen. Dadurch tritt die geographisch und planungspolitisch festgestellte, relativ scharfe Küstenlinie in ein Spannungsverhältnis zur „mentalenen“ und politisch-strategisch veranschlagten Küste. Diesen Vorgang könnte man übrigens bis zu dem hochgeschaukelten Streit um die juristische Grenze des Nationalparks – 150 Meter von der Deichkrone oder vielleicht doch auf der Deichkrone oder lieber weiter draußen? – als Definition einer „ökologischen Küstenlinie“ sich fortsetzen sehen.

In den politischen Scharmützeln um den Nationalpark lässt sich aber auch gewissermaßen eine Gegenrichtung erkennen, wo Küste veranschlagt wird: Gestritten wird ja unter anderem sehr heftig über den Umfang und die Art von Küstenschutzmaßnahmen vor den Deichen, also um die Sicherung des Vorlands und die Arbeiten zur Förderung der Vorlandbildung. Die Gegner der regierungsamtlichen Nationalpark-Politik weisen an einigen Küstenabschnitten deutliche Vorlandverluste nach und prangern die Reduktion der traditionellen Vorlandarbeiten an. Ins Feld geführt wird dabei immer die geschichtliche Erfahrung, dass Vorlandsicherung und -gewinnung entscheidende Faktoren für die allemal relative Sicherheit der Deiche bei schweren und schwersten Sturmfluten seien. Die Verminderung oder Umstellung von Vorlandarbeiten gilt bei dieser Argumentation als potentielle Gefährdung der ersten Deichlinie. Was heißt das für die „mentale Küstenlinie“? Es gibt, wo die Deichsicherheit berührt scheint, sozusagen eine Risiko-Küstenlinie, die mehr oder weniger weit im Binnenland liegt. Sie wäre das mögliche Ergebnis neuer Sturmflut-Katastrophen.

Das heißt: In den Vorstellungen und Argumentationen vieler Marschenbewohner geben die aktuellen Konflikte um den Nationalpark gewissermaßen eine doppelte hypothetische, mental hochwirksame Küstenlinie zu erkennen – eine fast bis an die Wattkante in den Seebereich vorgeschobene und eine weit ins Festland zurückverlagerte. Erneut zeigt sich also, wie in der Wattenmeer-Region für das Bewusstsein weiter Kreise die Küste nicht eine Grenzlinie ist, sondern ein bis zu 50 und mehr Kilometer breiter Grenzraum, in dem die Dominanz von Land als menschlich bewohntem bzw. bewohnbarem Boden und flutendem Meer als wenigstens potentiell unbestimmt gilt und wo die historische Fluktuation einer sichtbaren „Kante

des festen Landes“ den entscheidenden Erfahrungsgrund für das angeführte Konzept Küste abgibt.

Beide Konzepte bzw. Argumentationsstrategien – das des antiken Autors Plinius und das der gegenwärtigen Nationalpark-Kritiker – antworten auf die mentale Provokation, die sich aus der naturräumlichen und historisch-kulturellen Wahrnehmung der Wattenmeer-Zone für ein gängiges Küstenbild ergibt. Beide Konstrukte entwerfen eine bildliche oder begriffliche Antwort auf die Wahrnehmung, dass sich in der Wattenmeer-Region – einerseits bis hin zu den höheren Geest- oder Moorrändern, andererseits bis zur untermeerischen Kante des Wattsockels – aufgrund der täglich erfahrbaren und der geschichtlich ablesbaren Veränderungen in der Küstenzone eine geophysikalisch oder kulturhistorisch klare, relativ stabile und mental abgesicherte Grenze zwischen Festem und Flüssigem, zwischen eindeutig „menschenfreundlichem“ Land und eindeutig „menschenfeindlichem“ Meer kaum ziehen lässt.

3 Einschub: „Amphibisches Land“ – zur Entwicklungsgeschichte von Küstenlinien und Uferkanten im nordfriesischen Wattenmeer

Wenn ich formuliere, es ginge beim Konzept Küste um eine klare Grenzziehung zwischen „menschenfreundlichem“ Land und „menschenfeindlicher“ See, dann habe ich damit bereits entscheidende Komponenten eines Küstenbildes übernommen, wie es sich in zugeschärfter Weise für das Wattenmeer ermitteln lässt. Bevor ich am Fallbeispiel der Halligen die mentalitätsgeschichtlichen Konkretionen und Auswirkungen dieses Konstrukts von Küste noch ein wenig vorführe, muss ich einige natur- und zivilisationsgeschichtliche Informationen liefern, damit die Befunde näherungsweise zu fassen sind, auf die mit den dann zitierten Texten verwiesen wird.

Ich verkürze die im Einzelnen komplizierten historischen Prozesse und hebe vergrößernd nur die wichtigsten Veränderungen hervor:¹² Man kann, ganz stark vereinfachend, drei geophysikalische bzw. landschaftsgeogra-

¹² Vgl. etwa den allgemein verständlichen, freilich nicht auf den allerneuesten wissenschaftlichen Stand gebrachten Überblick bei Quedens, Georg (1983): Die Halligen. 7. Auflage. Breklum, S. 9–13.

phische Phasen benennen, in denen der Raum der heutigen nordfriesischen Wattenmeer-Region über mehr oder weniger lange Perioden besiedelt bzw. von Menschen genutzt war (vgl. Abb. 4).

Diese Phasen wurden durch großflächige, in zum Teil katastrophalen Schüben erfolgte Verschiebungen in der Land-Meer-Relation voneinander geschieden:

Ungefähr lässt sich zunächst die vor- und frühzeitliche Besiedelung der Geestinseln und hohen Geestkerne eingrenzen, die eine gegenüber dem heutigen Küstenstreifen weit vorgeschobene Land-Barriere zum Meer hin bildeten. Wie lange genauer die dahinter liegenden, sandigen und zum Teil schon moorigen Flächen vor dem höheren Geestrand dem Meer entzogenes, womöglich besiedeltes Land waren, kann hier offen bleiben. Sicher ist, dass mit der Litorina-Transgression die Nordsee zumindest bei häufigeren Überflutungen zwischen den durchbrechenden Geest-Wällen bis zum hohen Geestrand vordrang (bis ca. 2000 v. Chr.) und dann nach einem erneuten, leichten Absinken des Meeresspiegels zwischen den verbliebenen Dünenketten bzw. Nehrungen und dem eigentlichen Geestrand große Sumpf- und Mooregebiete entstanden. Tief einschneidende Flusssysteme bildeten gleichsam potentielle Eintrittswege für das Meerwasser, das in dieser Phase seine regelhafte Begrenzung aber noch an der Nehrungsbarriere hatte.

Dadurch ergab sich ein besiedelungsgeschichtlicher Einschnitt. Anders als für Dithmarschen und das südlichere Eiderstedt, wo bereits aufgeschlickte Marschflächen vor dem Geestrand bzw. restliche Geestkerne und hoch aufgelandete Uferwälle schon in der Kaiserzeit streckenweise dicht besiedelt waren, geht man für das nordfriesische Gebiet davon aus, dass die ausgedehnten Moore, Sümpfe und Bruchwälder „ein siedlungsfeindliches Milieu“ bildeten.¹³ Die im Gebiet verbliebenen Menschen wohnten auf den höheren Geeststreifen im Westen nahe dem eigentlichen Meeressaum und nutzten das Hinterland wohl nur sporadisch. Dieses weithin vermoorte Gebiet schlickte durch Überflutungen auf und bildete die „alte Marsch“. Sie wurde im eigentlichen nordfriesischen Raum erst von ca. 800 n. Chr. an dort von friesischen Einwanderern besiedelt, wo diese Marsch „über stabi-

¹³ Kühn, Hans Joachim (1997): Das Watt im Norderhever-Bereich als untergegangene Kulturlandschaft. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 67–75, hier S. 68.

lem Untergrund“ lag.¹⁴ Man muss sich das flache Grasland, das gegen die Nordsee von den Dünenketten und Nehrungen noch über große Abschnitte geschützt war, als eine von Prielen durchzogene, weitgehend sturmflutsichere Ebene vorstellen. Die Siedler wohnten zum Teil noch ebenerdig. Erst mit dem weiteren, langsamen Meeresspiegel-Anstieg und daher häufigeren, schwereren Überflutungen wurden ab dem 11. Jahrhundert Warften als sturmflutsichere Wohnhügel und dann auch Ringdeiche um größere Nutzflächen nötig.

In diese Zeit gehören die ziemlich unzuverlässigen Berichte von der noch weitgehend zusammenhängenden Landfläche im Raum des heutigen nordfriesischen Wattenmeers – etwa jene Überlieferung, die besagt, dass der Baumeister der drei großen Kirchen auf Pellworm, in Nieblum (auf Föhr) und in Tating (auf Eiderstedt) noch im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts in fast gerade Linie „trockenen Fußes“, also allenfalls über kleinere Priele hinweg, von einer Baustelle zur anderen gelangen konnte.¹⁵ Historische Karten über das Gebiet müssen gutteils als Phantasie-Entwürfe gelten (vgl. Abb. 3), und neuere Karten liefern denn auch nicht mehr als grobe, hypothetische Skizzen.

Im 13. und massiv dann im 14. Jahrhundert brach die Nordsee zwischen den immer weiter reduzierten Geestinseln von Westen her in die Marschflächen ein. Die berühmte „Rungholt-Flut“ ist nur eine von mehreren sehr schweren Sturmfluten gewesen, die von den großflächigen, nur allmählich zu Inseln gewordenen Marscharealen lediglich verstreute Reste übrig ließ. Die alte Insel Strand blieb bis 1634 der einzige große Marschenkomplex im Wattenmeer (vgl. Abb. 5). Dieser siedlungsgeschichtliche Einschnitt – bis Anfang des 15. Jahrhunderts mussten rund 60 Kirchen aufgegeben werden¹⁶ – präparierte nur manche der heutigen Halligen heraus, etwa Hooge, Nordmarsch und Langeness und die inzwischen ins Festland einverlebten alten Halligen Ockholm, Fahretoft, Dagebüll und Galmsbüll. Viele der anderen Halligen sind hingegen erst danach entstanden, durch Aufschlickungen bei Sturmfluten über der älteren, verwüsteten Marsch (vgl. Abb. 6).

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Siehe etwa Busch, Reimer et al. (Hrsg.) (1980): Aus dem Nachlaß von Andreas Busch. O. O. u. J. [Husum 1980], S. 45–48.

¹⁶ Müller (1917), S. 276–282; Quedens (1983), S. 26–27.

Eine bislang letzte, markante Periode von Verlusten des unbedeichten und auch des bedeichten Marschlandes im nordfriesischen Raum setzte nach 1600 ein. Herausragendes Datum ist die Allerheiligen-Flut von 1634. Sie ließ zwei Drittel der alten Insel Strand zu Watt werden und riss zum Beispiel mehr als drei Viertel der Hallig Südfall fort (vgl. Abb. 7). Auch wenn nach 1720 größere Landverluste der bedeichten Areale nicht mehr zu verzeichnen waren, so ist doch die Zeit zwischen ca. 1700 und 1900 für die verbliebenen Halligen durchweg die Phase von zum Teil drastischen Flächenreduktionen.

Dass wir darüber Näheres wissen, liegt natürlich an den vorhandenen Quellen. Erst über die zweite „Manndränke“ von 1634 gibt die Überlieferung genauere Daten zu Verlusten an Menschen, Häusern, Nutztieren usw. her, und erst ab dem frühen 18. Jahrhundert sind exaktere Angaben über die Flächenreduktionen von Halligen zu fassen. Die damals durchgeführten Vermessungen rührten unmittelbar aus den Konsequenzen der „Abspülungen“ her: Die Halligleute drängten darauf, die Abgaben für die verloren gegangenen Flächen erlassen zu bekommen.

Tabellarische Angaben zu den Flächenverlusten seien hier in einigen Auszügen vorgelegt (vgl. Abb. 8). Diese wenigen Angaben verdeutlichen die zum Teil immensen Verminderungen der Landfläche innerhalb weniger Jahrzehnte.

Eine regelrechte, neueren Ansprüchen genügende Vermessung der Halligen fand 1802 bis 1804 statt.¹⁷ Sie erbrachte auch recht genaue Zeichnungen, so dass nicht nur die Umrisse, sondern auch die einzelnen Warften mit Häusern, Gärten, Fethingen und Wegen fixiert sind. Welch weit reichende Veränderungen die nordfriesischen Halligen innerhalb von etwa 150 Jahren erfuhren, mögen einige Skizzen belegen. Das Beispiel Oland zeigt, wie dramatisch die Hallig zwischen 1804 und 1900 abgenommen hatte – und wie danach die Schutzmaßnahmen, über die noch zu sprechen ist, einen starken „Anwachs“ auf dem Watt im Osten, beiderseits des Lorendammes zum Festland, bewirkten (vgl. Abb. 9). Vergleichbares dokumentiert der Befund von Gröde: Nahm die Hallig nach 1804 um mehr als die Hälfte ab, so erbrachte die Einfassung mit einer Steindecke ab 1899 durch die Verbindung mit der benachbarten Hallig Appelland einen merklichen Zuwachs (vgl. Abb. 10).

¹⁷ Müller (1917), S. 285–289.

Die größte Flächenreduktion verzeichnete die bei Gröde gelegene kleine Hallig Habel. Vor den Marschenlandzerstörungen des 14. Jahrhunderts war „Habelde“ eine größere Gemeinde mit Kirche und Friedhof – er kam mit den Landabbrüchen zu Beginn unseres Jahrhunderts tief unter der heutigen Hallig-Oberfläche wieder zutage. Dieser Befund und die von Albert Bantelmann im Watt nördlich und östlich der Hallig dokumentierten Kulturspuren (vgl. Abb. 11) – „Salztorabbau-Stätten, Entwässerungsgräben und Siedlungsreste“, einschließlich von Tuffsteinen vermutlich aus einem Kirchenbau –

„beweisen, daß Habel über mittelalterlichem Kulturland neu aufgewachsen ist, und zwar um etwa 3 Meter.

Die erste Kartierung durch Harksen im Jahre 1804 zeigt, daß Habel im Vergleich zu der heutigen Größe, etwa 4 ha, von allen Halligen die größten Landverluste aufzuweisen hat – seit 1804 mehr als 90 %! Petreus erwähnt um 1600 Habel mit ‚vier Häusern‘, wobei wahrscheinlich vier Warften gemeint sind. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Habel noch zwei Warften mit sieben Häusern. Gegen Ende des Jahrhunderts ging die schon längst als Wohnplatz geräumte Süderwarft ihrer endgültigen Zerstörung entgegen. Schließlich blieb nur noch die Norderwarft mit einem einzigen Haus.“¹⁸

Bei Habel wird durch die Relationen besonders deutlich, wie Auflandung und Kantenabbruch als gegenläufige Prozesse gegenüber der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen, flächigen Zerstörung des Kulturlandes zwar den Aufbau einer erhöhten, erneut besiedelbaren Inselfläche hervorbrachten (vgl. Abb. 11), zugleich aber und verstärkt nach 1600 die ständige Verminderung der nutzbaren Fläche, so dass Habel bei der Uferbefestigung 1934 wahrscheinlich nur noch höchstens ein Zwanzigstel der Größe des 17. Jahrhunderts besaß.

4 „Dem Untergang geweiht“ – die für die Halligen kennzeichnenden mentalen Konzepte von Küste

Indem wir die Beispiele von neuzeitlichen Veränderungen der Hallig-Uferlinien betrachten, befinden wir uns in dem historischen Abschnitt, der be-

¹⁸ Quedens (1983), S. 92.

wusstseinsgeschichtlich die Küstenbilder des Wattenmeer-Raumes, wie wir sie in aussagekräftigen Texten fassen können, bestimmt hat.

Ich benutze jetzt eine Serie von Fotografien aus der Zeit zwischen 1905 und 1930, um – wiederum am Beispiel von Habel – an Bilddokumenten von den letzten Phasen der jahrhundertelangen Zerstörungsvorgänge zu den Deutungen überzugehen, mit denen die Küstenveränderungen im nordfriesischen Wattenmeerraum begriffen wurden. Es wird sich erweisen, dass die keineswegs ausschließlich „natürlichen“ Prozesse ganz unterschiedlich verstanden wurden und dass bis in unsere Tage aufgrund der verschiedenen „Auslegungen der Realität“ zum Teil entgegengesetzte Folgerungen für Handlungsmaximen gezogen wurden.

Die Aufnahmen stammen von Theodor Möller, einem der wichtigsten „Foto-Dokumentaristen“ Schleswig-Holsteins im ersten Jahrhundertdrittel. Möller gehörte in den Umkreis der Baupflege- und Heimatkunst-Bewegung und hat eine ganze Reihe von Text-Bild-Bänden veröffentlicht, aus denen unverkennbar Impulse der „Agrarromantik“ sprechen und die Anklänge an eine völkisch tümelnde Regionalliteratur nicht verbergen können.

1924 brachte Möller den Band *Die Welt der Halligen* heraus, in dessen beide Auflagen die meisten der hier gezeigten Aufnahmen eingingen. Das Vorwort des Bandes enthält folgende Passage:

„Sie [die Halligen] haben es mir besonders angetan von jenem Tage an, da ich vor vielen Jahren zum ersten Mal meinen Fuß auf ihren Boden setzte [...]. Seit jenen Sommertagen des Jahres 1906 war ich oft dort. Immer deutlicher erkannte ich sie als ‚eine Welt für sich, die nicht mehr ihresgleichen hat‘ und deren Schicksal es ist, dem Untergange geweiht zu sein. Heute sind sie nur noch Trümmer, ein schwaches Abbild dessen, was einst war. Aber auch alles, was auf ihnen erwachsen ist, was wir unter dem Namen ‚Halligkultur‘ zusammenfassen könnten, ist nur noch in Trümmern vorhanden. Allen Schutzmaßnahmen zum Trotz waltet über ihnen ein unerbittliches Schicksal. Die Inseln selbst lassen sich halten; es hat aber noch keiner den Weg weisen können, wie die einst reiche Kultur, die sich in Siedlung, Hausbau und Wohnungseinrichtung, in Wirtschaftsweise, Sitte, Sprache und Tracht ausdrückt, vor dem drohenden Untergange zu retten sei. Da gilt es

zunächst in Bild und Wort festzuhalten, was noch ist, und Teilnahme und Verständnis zu wecken für diese ‚sinkende Welt‘.¹⁹

Der Text enthält einen ganzen Schlüsselbund zu Fragen des Küstenbild-Syndroms der Wattenmeer-Region. Zunächst will ich nur feststellen, dass Möller sein andauerndes Interesse für die Halligen rechtfertigt – es ist über die damals enorm populäre regionalistische Belletristik vermittelt. Aber weshalb muss er sich erklären? Möller ist einer der vielen ‚Fremden‘, der Angehörigen einer fernen, urbanen Kultur, die von der ‚Welt der Halligen‘ fasziniert waren. Schon die Reiseschriftsteller des frühen 19. Jahrhunderts schrieben über die Halligen fast wie über einen befremdlichen, exotischen Landstrich. Kurz vor der Jahrhundertwende erreichte ein in Berlin und dann in Frankfurt arbeitender Akademiker, Dr. Eugen Träger, durch einen unermüdlichen politisch-organisatorischen Einsatz, dass die effektiven Schutzmaßnahmen begannen. Davon wird noch zu reden sein. Um 1900 begannen die gezielten volkskundlichen Sammlungen von ‚Kulturgut‘ auf den Halligen, zum Teil durch engagierte Laien. Seit 1880 wurden die Halligen immer wieder auch von namhaften Fotografen bereist – die Kulmination dieser kulturkundlichen Ablichtung der Halligen und des Alltagslebens auf ihnen war zweifellos Alfred Renger-Patzschs Bildband *Die Halligen* von 1927.²⁰ Es erschien eine ganze Reihe von ‚unterhaltungsliterarischen‘ Romanen und Erzählungen über die Halligen, bis hin zu Berte-Eve Mindens Buch *Heike von Habel. Eines Halligsommers wundersame Geschichte*.²¹ Stets war es, bei diesem auffällig intensivierten Interesse für die unbedeichten Inseln im nordfriesischen Wattenmeer, eine ‚von außen‘ kommende Betrachtung, und es dominierte in der Wahrnehmung jener scheinbar nüchtern-konstatierende, in Wahrheit romantisierend aufgeladene Blick, jener elegische Ton, in dem eben nicht nur Möllers zitierte Sätze gehalten waren.

Ich möchte im letzten Teil meines Referats, ausgehend von Theodor Möllers Vorwort zu seinem Text-/Bildband über die Halligen, drei unterschiedliche ‚Haltungen‘ zur unbedeichten Wattenmeer-Küste herausstellen, die sowohl in der historischen Abfolge bzw. Überlagerung als auch in

¹⁹ Möller, Theodor (1931): *Die Welt der Halligen*. 2. Auflage. Neumünster, unpag. (Vorwort).

²⁰ Renger-Patzsch, Albert (1927): *Die Halligen*. Geleitwort von Johann Johannsen. Berlin.

²¹ Minden, Berte-Eve (1941): *Heike von Habel. Eines Halligsommers wundersame Geschichte*. Wolfshagen-Scharbeutz.

ihrer sozio-kulturellen Situierung und in ihrem mehr oder weniger deutlichen Bezug aufeinander wohl die drei wesentlichen „mentalen Küstenformationen“ repräsentieren, mit denen wir es in der Neuzeit für den bezeichnenden Sonderfall der Wattenmeer-Zone zu tun haben.

Möller sieht die Halligen als eine besondere Formation, „deren Schicksal es ist, dem Untergange geweiht zu sein“.²²

In dieser Formel, die nicht nur er gebraucht, erscheint die geschichtliche Erfahrung kondensiert, dass noch in einem der direkten mündlichen und schriftlichen Überlieferung zugänglichen Zeitraum der „Zerstörungsprozess“ an der Landfläche im nordfriesischen Wattenmeer insgesamt, vor allem aber an den unbefestigten und unbedeichten Halligen zu enormen Landverlusten geführt hatte und somit auch das endgültige Verschwinden der noch verbliebenen Grasinselfn vor auszusehen war (vgl. Abb. 12–15). Darin konzentriert sich die erste „mentale Küstenformation“, von der ich sprechen will: die einer „verstehenden Trauer“ über das angeblich unabwendbare „Schicksal“ der noch bewohnbaren Reste einst ausgedehnter Landflächen im Wattenmeer-Bereich.

Einem solchen Verständnis der durch die Halligen repräsentierten, ungeschützten Flachküste des Wattenmeers entsprach seit jeher die Interpretation des Meeres, konkret: der Nordsee, als einer „Naturgewalt“, die mit ihrem Zerstörungsdrang nicht nur metaphorisch Subjektcharakter annahm. In vielen, streckenweise angestrengt literarisch überhöhten Texten des 19. und 20. Jahrhunderts wird das Handeln der mit Subjekteigenschaften versehenen Nordsee an der Marschenküste, unvergleichlich dramatisch eben an den Halligufem, als Essenz eines unwiderleglichen historischen Wissens ausgemalt. Ein beispielhafter solcher Text ist das früheste der „Halligenbücher“, die in einer langen Reihe bis in unsere Tage „einen Einblick in die Verhältnisse einer immer kleiner werdenden Inselwelt an der Westküste des Herzogtums Schleswig gewähren“.²³ Es erschien zuerst 1866 und stellt auf den ersten Seiten die Halligen sozusagen als ein Zwischenergebnis, einen nur noch auf Zeit bestehenden Rest an Marschland in dem unaufhörlichen „Vernichtungswerk“ der Nordsee dar:

²² Möller (1931), unpag. (Vorwort).

²³ Johansen, Chr. (1889): Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. 2. Auflage. Schleswig, unpag. (Vorwort).

„Die Nordsee wird häufig von den Bewohnern ihrer Küsten eine Mordsee und diese Küste selbst eine Schiffbruchküste genannt, und nicht mit Unrecht. Denn die vom wilden Sturme gepeitschten, aus den kalten Tiefen der Nordsee heraufziehenden Wogen kennen kein Erbarmen und wissen nichts von Schonung. Sie schonen weder das Menschenleben noch die Werke von Menschenhand. Nicht genug, daß die Nordsee diese nicht schont; vergreift sie sich doch an ihren eigenen Werken und Gebilden. Sie selbst zerstört und zerreißt die Sandbänke, die Watten und Marschen, die sie gebildet hat; denn Verderben und Zerstören, Auflösen und Verschwindenlassen scheint nun einmal ihr Leben und ihre Lust zu sein. [...] Sie sagt: Wartet nur, ihr Dünen und ihr Marschen, ihr sollt mein werden; wo du Hirte deine Herde weidest, wo du Pflüger deine Furchen ziehst, – da, eben da soll der Seehund sich sonnen auf der abgeplatteten Sandbank, und mein Flut- und Ebbstrom soll dort den Boden furchen; denn bin ich erst fertig geworden mit dem Zerstören der Dünenwand, so wird mir auch das Abnagen des Rasens und das Auflösen und Fortschwemmen der Thonmassen gelingen, damit der Sand des Marschgrundes mir bleibe als mein unbestrittenes Eigentum.“²⁴

Für unsere Fragen nach dem „Konzept Küste“ läßt sich aus dem Text zweierlei herauslesen: Zum einen müssen die regelmäßig von den Gezeiten überfluteten Wattflächen in das Küstenbild einbezogen werden, sie sind gewissermaßen nur oberflächlich umgewandeltes, den Menschen verfügbares Land:

„Ein Watt ist ja nichts anderes als eine nackte Insel, eine Hallig, der die böse Sturm-, Wasser- und Eisflut das aus grünen Gräsern und buntem Klee gewirkte Kleid ausgezogen und nichts als eine dünne Schlammdecke wiedergegeben hat [...].“²⁵

Die Wattflächen werden deshalb als „Dokumente“ für das Schicksal begriffen, das auch den verbliebenen Halligen bevorsteht.

Zweitens: Mit der populären Redensart „Die Nordsee ist eine Mordsee“ erhält das Meer eine dynamische Subjektivität, so dass die hochstilisierte Personifizierung im zitierten Textabschnitt nur die Ausschmückung einer grundlegenden Denkfigur bildet. Indem die See zur gewalttätigen, zerstöre-

²⁴ Ebd., S. 1–3.

²⁵ Ebd., S. 12.

rischen, mordlustigen Subjektgröße wird, kann sie erst eigentlich den Menschen gegenüberreten – hier wird also das Natur konzipierende Basisprinzip jenes Küstenbildes fassbar, das „Küste“ gar nicht zuerst als geophysikalische oder geomorphologische Grenzzone fasst, sondern als Konfrontationsraum zwischen Menschensubjekt und Natursubjekt.²⁶ Ein solches Konzept ermöglicht erst eigentlich jene Kampf-Metapher, die ich schon als Erklärungstereotyp für die Vorgänge an Küsten generell und ganz herausgehoben im Wattenmeer benannt hatte.

Man kann die Wirksamkeit dieses Küstenkonzepts – die Wattenmeer-Zone, in extremer Weise eine „Schlachtlinie“ zwischen vergesellschafteten Menschen und subjektivierter Natur – gar nicht hoch genug veranschlagen noch für die Selbstinterpretation der Küstenbewohner heute und für ihr auch politisch konkretisiertes Denken und Handeln.

Die Halligen waren und sind aber für eine spezifische Ausformung dieses Konzepts nun der unwiderlegbare Beweis, dass die „Schlacht“ für die Menschen verloren ist. Die Halligen, auf denen und mit denen menschliches Handeln Gestalt gewonnen hat, „sterben“ unweigerlich, wie es bei Möller heißt.²⁷ Solche aus geschichtlicher Rekonstruktion und faktographischem Befund gewonnene Erkenntnis setzt die Subjekte, die sich über die von den Halligen gebildete Küstenzone äußern, in ein ganz bestimmtes Verhältnis zu dem Prozess, in dessen Verlauf die Menschen vor der subjektivierten Natur zurückweichen müssen. Ich habe diese Haltung „verstehende Trauer“ genannt. Was meint dieser Ausdruck für das zur Debatte stehende Konzept Küste?

Ohne jetzt auf den psychologischen bzw. psychoanalytischen Begriff von Trauer näher eingehen zu wollen, möchte ich nur betonen, dass Trauer im genauen Sinn einen erlittenen und hingenommenen – wenn auch nicht „erledigten“ – Verlust voraussetzt. Dieser Verlust hat aber nun in der Form, in der er bei Möller und anderen ausformuliert wird, interessanterweise eine gedoppelte Dimension. Zum einen bezieht er sich auf den auch kartographisch ablesbaren „Untergang“ von Siedlungsland und damit auch von „Heimat“ – nicht ohne Grund verwies Möller auf einen „Heimatschriftstel-

²⁶ Vgl. das Vorwort zu Renger-Patzsch (1927), S. XIV–XV.

²⁷ Vgl. Möller (1931), S. 117–124.

ler“, der ihm „zuerst die Sehnsucht nach diesen stillen Inseln weckte“.²⁸ Auch Johansen hatte sich mit seinem „Halligenbüchlein“ als ein Dokumentarist und Fürsprecher von „Heimat“ verstanden. „Trauer“ über derartigen Verlust stünde aber eigentlich ja nur den Einheimischen zu, die tatsächlich ihr angestammtes Siedlungsareal verlieren.

Es ist jedoch charakteristisch für das hier erörterte Küstenbild der Wattenmeer-Zone, dass gerade die „Fremden“, die in der Rolle von Besuchern „diese stillen Inseln“ wahrnehmen, in hohem Maße eine elegische Anteilnahme am augenscheinlich unvermeidlichen Schwinden dieses „Kulturraums“ bekunden. Wiederum liefert Möller den entscheidenden Hinweis in seinem Vorwort für die Begründung der „von außen herangetragenen Trauer“:

„Heute sind sie nur noch Trümmer, ein schwaches Abbild dessen, was einst war. Aber auch alles, was auf ihnen erwachsen ist, was wir unter dem Namen ‚Halligkultur‘ fassen können, ist nur noch in Trümmern vorhanden. Allen Schutzmaßnahmen zum Trotz waltet über ihnen ein unerbittliches Schicksal.“²⁹

Was den „Trauernden“ dann noch übrig bleibt, ist das Dokumentieren. „Da gilt es zunächst, in Bild und Wort festzuhalten, was noch ist, und Teilnahme und Verständnis zu wecken für diese ‚sinkende Welt‘.“³⁰ Das also ist die zweite Dimension des wahrgenommenen Verlustes: der Untergang der besonderen „Kultur der Halligen“. Nur zu deutlich wird damit die physische „Korrektur des Küstenverlaufs“, die jahrhundertlang in der Abnahme des Halliglandes bestand, transformiert in einen kulturgeschichtlichen Prozess: Betrauert wird das Verschwinden einer vormodernen Lebensweise, die sich auf den Halligen in einer äußerst konzentrierten und ungewöhnlichen Form länger als anderswo erhalten hatte. Möllers Anteilnahme wird somit verständlich in ihrem ideologiegeschichtlichen Stellenwert: Sie ist Ausdruck jener bürgerlichen, verklärenden Hinwendung zum „einfachen Leben“, wie sie sich in der agrarromantischen und zum guten Teil auch in den lebensreformerischen Bewegungen artikuliert hatte. Darin wird ja vorrangig von bildungsbürgerlichen „Verlierern“ des von den Wirtschaftsbür-

²⁸ Ebd., unpag. (Vorwort).

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

gern forcierten Modernisierungsprozesses dasjenige zum entschwindenden Ideal eines „besseren Lebens“, was eben die bürgerliche Gesellschaft unbarmherzig auflöst, insbesondere die traditional-bäuerlichen Lebenswelten (vgl. Abb. 16–18).³¹

Diesem Blick auf die Halligen als Lebenswelt verwandelt sich der „naturgeschichtliche“ Prozess der Verminderung ungeschützter Landflächen im Wattenmeer eben wegen dieser augenfälligen physischen Verursachung zu einem anrührenden Musterfall für das Vergehen der „heimischen“ vor-modernen Kulturen. Den deutlichsten Hinweis liefert Möllers Feststellung, auch die zu seiner Zeit bewerkstelligten, aufwendigen Schutzmaßnahmen könnten das „Schicksal“ der Halligen nicht abwenden:

„[...] sie sind dem Tode geweiht. Sollte es endlich gelingen, mit allen Mitteln einer hochstehenden Technik der fortschreitenden Zerstörung restlos zu gebieten, so werden, wenn dieses Werk gelungen ist, es nicht mehr die Halligen von gestern und heute sein. Sie werden ein ganz anderes Gesicht haben, und Wirtschaft und Kultur ihrer Bewohner werden sich nicht minder ändern und sich allmählich der auf den großen Marscheninseln und in der Festlandsmarsch angleichen. Die Rettung der kleinen Inselcholle bedeutet noch keineswegs die Rettung ‚der Hallig‘, d. h. alles dessen, was wir heute mit dem Begriff dieses Wortes verbinden. Sie ist und bleibt eine ‚sinkende Welt‘, sei es, daß die kleinen Inselbrocken von der Nordsee oder ihre Kulturwelt von der Flut der alles gleichmachenden Zivilisation verschlungen werden.“³²

Das Bild der Küsten transformiert sich in der „Trauer“ zu einem Konzept innergesellschaftlicher, kulturgeschichtlich interpretierter Vorgänge, auf dem

³¹ Vgl. dazu etwa Brüggemann, Beate / Riehle, Rainer (1986): Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle. Frankfurt am Main u. New York, oder Giordano, Christian / Hettlage, Robert (Hrsg.) (1989): Bauerngesellschaften im Industriezeitalter. Zur Rekonstruktion ländlicher Lebensformen. Berlin. Noch in der neueren Geschichtsforschung wirkt das Deutungsmuster nach, s. zum Beispiel Laslett, Peter (1988): Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft. Köln; Imhof, Arthur E. (1984): Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ... München. Genaue alltagsgeschichtliche Rekonstruktionen liegen inzwischen nicht nur aus Frankreich, sondern auch für deutsche Regionen vor, vgl. etwa Beck, Rainer (1993): Unterfinning. Ländliche Welt vor dem Anbruch der Moderne. München.

³² Möller (1931), S. 33.

ideologischen Nährboden regressiver Verklärungen der im Modernisierungsprozess „versinkenden“ Welten.

Das ist nun, wie gesagt, ein spezifisch bildungsbürgerliches Konstrukt. Entsprechend der sozio-kulturellen Stellung, aus der sich die bildungsbürgerlichen Eliten mit den Halligen befassen, transformieren sie den geomorphologischen Prozess einer für das Bewusstsein herausfordernden Verschiebung der Küstenlinien im Wattenmeer-Bereich in ein „kulturmorphologisches“ Untergangsszenario. Deshalb scheut sich Johann Johannsen, der das Vorwort zu Renger-Patzschs Bildband *Die Halligen* schrieb, auch nicht zu postulieren: „Denn die Halligen, wie immer ihr Schicksal sich gestalten möge, sind dem Meere verfallen und werden einst zum Mythos werden.“³³

Dieses bildungsbürgerliche Konstrukt eines kulturgeschichtlich verstandenen Küstenraums enthält nun eine wiederum bezeichnende Interpretation des Denkens und Handelns der „Halligleute“. Der Blick „verstehender Trauer“ deutet die Beharrlichkeit, mit der zumindest die Mehrzahl der Bewohner der Halligen auch nach schweren Sturmflutzerstörungen auf dem verminderten Kulturland bleibt und an die Wiederherstellung der Lebensgrundlagen geht – Rekonstruktion von Warft, Haus, Fething, Ergänzung des Viehbestands usw. –, die von erschütterter und bewundernder Anteilnahme getragene Zuschreibung versteht diesen scheinbar „ewigen Kampf mit der Natur“³⁴ sozusagen als ein „Stahlbad“, das eine zivilisationsferne Ursprünglichkeit menschlicher Existenz verbürgt wie bewährt:

„Im Kampfe mit der Natur behält der Mensch stets seine Ursprünglichkeit. Unverkünstelt und frei haben seine Eigenschaften sich zu bewähren. Es gibt keine Umwege, keine Masken, keine Fallen und Listen. Zwei Gegner stehen sich gegenüber, die sich in die Augen sehen. Und jeder weiß, daß der andere ernst zu nehmen ist. Und so wundert es uns nicht, wenn die Halligbewohner, Friesen, sich trotz ihres harten Lebens oder vielleicht gerade durch dieses Leben ein nahes Verhältnis zu Gott bewahrt haben.“³⁵

Es ist leicht, solche Sätze in den ideologischen Zusammenhang der agrarromantischen Tradition und die völkisch-nationalistischen Weiterungen der

³³ Renger-Patzsch (1927), S. XV.

³⁴ Ebd., S. XIV.

³⁵ Ebd., S. XIV–XV.

Heimatkunst-Bewegung einzuordnen. Nicht ohne Grund gerät auch der herausragende Fotograf der „Neuen Sachlichkeit“, Alfred Renger-Patzsch, in manchen seiner Halligbilder in eine merkwürdige Nähe zu offen völkisch-nationalistischen Fotografie-Tendenzen, wie sie insbesondere Erna Lendvai-Dircksen mit ihrer Serie über „Das deutsche Volksgesicht“ repräsentierte, mit der zusammenstimmend auch ein Band *Nordsee-Menschen* erschien.³⁶

Aber man muss sehen, dass diese ideologiegeschichtliche Variante eben nur eine Auslegung des in den Menschen inkarnierten Küstenkonzepts ist, also der interpretierenden Zuschreibung eines spezifischen „Halligcharakters“. Der den „Friesen“ und ganz besonders den Halligleuten nachgesagte Heroismus im „Kampf mit dem Meer“ verrät eher eine ideologische Blindheit, ein aufschlussreiches Verkennen desjenigen Problems, das etwas distanziertere Betrachter aus den „Wesenszügen“ der Halligbewohner entstanden sehen.

Schon Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts geben das Befremden der ethnografisch interessierten Besucher über den auffälligen „Fatalismus“ der Halligbewohner wieder. Der viel gelesene Johann Georg Kohl fasste etwa in seinem voluminösen Buch *Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein*³⁷ seine Beurteilung so zusammen:

„Die ganze Thätigkeit der Halligenbewohner ist mehr defensiver als offensiver Natur und beschränkt sich darauf, das Ungemach auszuhalten, welches Natur und Wellen ihnen bereiten. Ihre träge und energielose Stimmung ist eine ganz natürliche Folge ihrer Lage. Verstand und Kraft sind ihnen unnütz. Sie haben dem Meere gegenüber nur das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Ergebung ist ihr Loos. Man findet diesen Zug auf allen unbedeichten und dem Meere preisgegebenen Inseln wieder.

[...] Früher [...] war dieß wohl der Hauptcharakterzug aller Marschbewohner, bis die Deichkunst erfunden und geübt wurde und der Mensch nun den Kampf mit dem Meere auf sich nahm. Da entwickelte sich umgekehrt um so mehr Rührigkeit und Energie auf diesen Marschen. Es scheint mir daher auch, als wenn die Freiwerdung und Unabhängigkeit aller friesischen Küsten und

³⁶ Lendvai-Dircksen, Erna (1937): *Nordsee-Menschen*. München.

³⁷ Kohl, Johann Georg (1846/1973): *Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein*. Dresden (Neudruck: Walluf).

Marschrepubliken sehr innig mit dem Fortschritte des Deichbaus zusammenhänge.³⁸

Hatte ich mit der Erörterung einer „verstehenden Trauer“ über die „zum Untergang bestimmte Inselwelt“ das erste der drei identifizierten Küstenkonstrukte bezeichnet, die ich in der Wahrnehmungs- und Ideologiegeschichte des Wattenmeers und insbesondere der Halligen erkenne, so bin ich mit der zugeschriebenen „Schicksalsergebenheit“ ihrer Bewohner bei dem zweiten. Es mag so aussehen, als hätten wir es auch hier mit einer Auslegung durch „Fremde“ zu tun, mit einem eher bildungsbürgerlichen Interpretationsmuster, das sich einer populär-völkerkundlichen, vorwissenschaftlichen Psychologie verdankt.

Aber die wenigen Schriften, die wir von Halligbewohnern selbst über das traditionale Leben auf diesen Inseln besitzen, bestätigen mittelbar den von auswärtigen Betrachtern formulierten Eindruck. Die bedeutsamste dieser Schriften ist ohne Zweifel Lorenz Lorenzens *Genau Beschreibung der wunderbaren Insel Nordmarsch* von 1749.³⁹ Der als Theologe ausgebildete, aber als „authentischer Halligbewohner“ schreibende Verfasser beklagt zwar den steten Landverlust seiner heimatlichen Insel, konstatiert ihn aber mit genau jener „Gottergebenheit“, die das dominante Verstehensmuster noch der fürchterlichsten Sturmfluten bis ins 18. Jahrhundert, ja für weite Bevölkerungskreise bis ins 19. Jahrhundert abgibt:⁴⁰

„Und erzehlet man eine Historie, daß ein Insulaner einsmahl vom Untergange der Welt habe nachdrücklich predigen hören, welches er aber für ungläublich gehalten, und gesagt haben soll: Daß die Halligen vergehen werden, will ich glauben, denn sie nehmen jährlich ab, und spühlet allezeit etwas hinweg; aber daß die gantze Welt vergehen werde, solches kann ich nicht begreifen. Doch dieses Abspühlen des Landes vermindert nicht nur unsere Wiesen, sondern führet noch eine andere große Beschwerlichkeit mit sich. Denn wenn das Ufer einem Warff nahe kommt, so müssen die Einwohner mit großen Unkosten weiter ins Land hineinrücken, eine Höhe oder Warff auf dem platten Lande aufführen, und mit

³⁸ Ebd., S. 333.

³⁹ Lorenzen, Lorenz (1749/1982): *Genau Beschreibung der wunderbaren Insel Nordmarsch*. Hrsg. v. Jens Lorenzen. Hamburg.

⁴⁰ Jakubowski-Tiessen (1992), S. 79–111.

Schubkarren zusammen häufen. Hernach ihre alten Häuser abbrechen, und auf die bemeldete Höhe wieder aufbauen. Solches haben bey Mannes Gedenken schon 5 Warffen mit ihren Häusern thun müssen, wo sie anders der Überschwemmung entgegen wolten. Wenn aber Leute auf einem solchen Warff befindlich sind, welche hier keine oder nur wenige Ländereyen haben, so verlassen sie ihr Vaterland, und ziehen anderwärts hin zu wohnen, da denn auch unsere Insel in Absicht auf die Einwohner immer compendieuser wird.“⁴¹

Die langen Beschreibungen schwerer Überflutungen und katastrophaler Jahrhundertfluten enthalten bei Lorenzen zwar immer wieder eine „Klage“, den Text prägt aber die Wiedergabe der „passiven“ Schutz- und Rettungsmaßnahmen der Halligbewohner. Nirgends werden konstruktiv-aktive Vorkehrungen auch nur gedacht, wie sie den Halligschutz des 20. Jahrhunderts ausmachen. Gegenüber der Prophezeiung einer unvorstellbar zerstörerischen Sturmflut kann Lorenzen nur die Hoffnung äußern, „daß der Himmel uns damit verschonen werde“.⁴²

Die Sprache eines theologischen Diskurses formuliert nur in spezifischer Weise, was als eine Denk- und Verhaltensnorm für die Halligbewohner wenigstens in vormoderner Zeit unterstellt werden muss: Es ist ein „Konzept Küste“, das von heroischem Widerstand gegen die „Naturgewalten“ und von einem gezielt-operativen „Kampf mit den Elementen“ kaum etwas enthält. Wenn wir das zugrunde liegende Naturverhältnis richtig deuten, dann ist hier eine Akzeptanz selbst von Naturvorgängen zu erkennen, die die menschlichen Lebensgrundlagen bedrohen oder zerstören. Die von neueren Ideologieproduzenten unterstellte „bedingungslose Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle“ ist dabei gerade nicht gegeben – die Halligbewohner gaben immer wieder ihre Wohnplätze und ihre Beheimatung dann auf, wenn das Verbleiben ökonomisch und organisatorisch nicht mehr erträglich schien.

Die von Kohl unterstellte Differenz zwischen den deichbauenden Bewohnern der Festlandsmarschen und den „fatalistischen“ Halligbewohnern benennt, bei aller zeitgebundenen Überformung des Deutungsmusters, vielleicht tatsächlich einen fundamentalen Unterschied im Konzept Küste und

⁴¹ Lorenzen (1749/1982), S. 44.

⁴² Ebd., S. 58.

seinen Folgen für Wahrnehmung und Verhalten. Aber das stichhaltig zu klären, bedürfte noch eingehender, kritischer Analysen derjenigen sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Vorgänge und Konstellationen, die hier mit einigen Zitaten nur fragend angeleuchtet werden konnten.

Aber auch ein flüchtiger Blick in Dokumente und zusammenfassende Darstellungen gibt Indizien genug dafür an die Hand, dass zumindest über mehr als 200 Jahre hin – seit dem Beginn ernsthafter Überlegungen zum Schutz der Halligen am Anfang des 18. Jahrhunderts⁴³ – immer wieder das Desinteresse der Halligbewohner an effektiven Sicherungen des Graslandes ein wichtiger Faktor dafür war, dass vorgesehene Maßnahmen nicht zustande kamen. In einem Buch aus jüngster Zeit wird, stellvertretend für andere, am Beispiel der Vorschläge zu Schutzvorkehrungen von 1825 resümiert: Man „hatte nicht mit dem Fatalismus der Bewohner und ihrem Unmut allem Neuen gegenüber gerechnet. Sie hegten immer noch weithin eine tiefe Abneigung gegen jeden Versuch, ihr Land zu retten.“⁴⁴ Und die zunächst ab 1859 versuchsweise umgesetzten Halligschutzplanungen ebenso wie die ab 1894 zielstrebig und mit hohem staatlichen Aufwand durchgeführten Befestigungsmaßnahmen wurden ohne Mitwirkung und konstruktive Beförderung durch die Bewohner vorgenommen.⁴⁵

Über Jahrhunderte hin hatte offenbar ein Verständnis von „Küste“ für die Halligleute gegolten, das den scheinbar ganz natürlichen Prozess der steten Landverminderung, das heißt das Zurückweichen der Kante der durch menschliche Nutzung definierten Marschenareale, als elementaren Bestandteil der Lebensform mit einem Einverständnis akzeptierte, aus dem sich ganz reaktive Praktiken für den Alltag ergaben. Eine der bedeutsamsten Folgerungen will ich wenigstens kurz erwähnen: die Vergesellschaftung der Landnutzung. Auf den Halligen galt bis fast noch zur Mitte unseres Jahrhunderts ein extrem kompliziertes, durch Selbstverwaltung minutiös geregeltes gemeinschaftliches Eigentum am nutzbaren Grasland. Im jährlichen Wechsel wurden den einzelnen Halligbauern einer Nutzungsgemein-

⁴³ Dazu u. a. Rieken, Guntram (1982): Die Halligen im Wandel. Husum, S. 37–42; Müller (1917), S. 300–348; Harth, Ulli (1990): Untergang der Halligen. Über untergegangene Halligen und Untergegangenes auf den Halligen. Rendsburg, S. 56–58 u. 75–82.

⁴⁴ Harth (1990), S. 56.

⁴⁵ Vgl. auch Quedens (1983), S. 28–32.

schaft bestimmte Flächen zur Gräsung oder Heugewinnung zugewiesen (vgl. Abb. 19-21). Dadurch kam jeder nach einem regelmäßigen Turnus dazu, schlechtere Flächen nutzen zu müssen bzw. bessere nutzen zu können.⁴⁶ Vor allem konnte mittels der ständig neuen Festlegung der Nutzungsanteile und -verteilungen der fortschreitende Verlust an nutzbaren Flächen so lange umverteilt werden, bis die Eigentümer- und Nutzergemeinschaft einer Warft nicht mehr über genügend Landfläche verfügte, um die Existenzgrundlage ihrer Mitglieder zu sichern. Das heißt: Das Eigentums- und Bewirtschaftungssystem hatte die ständige Abnahme des Küstenlandes so in seine Logik und kulturell verankerte Handhabung eingebaut, dass in dieser systematischen Koppelung von vergesellschaftetem Landverlust und „basidemokratischer“ Regelungstradition vermutlich eines der entscheidenden Hemmnisse für die Akzeptanz von Schutzmaßnahmen lag.⁴⁷ Denn den Halligleuten war natürlich klar, dass das küstenschutztechnische Ende der Landverminderung auch den Anfang vom Ende für die besondere Form einer Allmende-Wirtschaft bedeuten musste. Wenige Jahrzehnte nach der Durchführung effektiver Schutzmaßnahmen wurde denn auch in einer Art „Flurbereinigung“ das Halligland in Privateigentum der Bewohner verwandelt. Es sei hier nur angemerkt, dass damit nicht zuletzt das Tor geöffnet wurde für eines der zentralen Probleme der heutigen Halligverfassung: den marktwirtschaftlich geregelten Verkauf von Halligland insbesondere an Auswärtige.

Die Halligen waren in Deutschland eine der letzten Landschaftsformationen, in denen vormoderne Lebens- und Wirtschaftsweisen sich gehalten hatten. Nur eine unreflektierte Betrachtung kann darin einfach Restbestände von „Mangelwirtschaft“ erkennen.⁴⁸ Für unsere Thematik ist es wichtig festzuhalten, dass in dem traditionellen „Fatalismus“ der Halligbewohner

⁴⁶ Vgl. dazu u. a. Harth (1990), S. 194–198; Rieken (1982), S. 23–27; Quedens (1983), S. 45–47; besonders ausführlich mit Quellen Träger, Eugen (1892): Die Halligen der Nordsee. Stuttgart, S. 55–73.

⁴⁷ Schon Träger führte das vorherrschende Desinteresse der Halligleute am Schutz ihrer Inseln auf das „in vieler Hinsicht vorteilhafte [...] sociale [...] Wirtschaftssystem [...]“ zurück; Träger (1892), S. 47.

⁴⁸ Vgl. Fischer, Ludwig (1988): Trank Wasser wie das liebe Vieh. Marginalien zur Sozialgeschichte des Umgangs mit Wasser. In: Böhme, Hartmut (Hrsg.): Kulturgeschichte des Wassers. Frankfurt am Main, S. 314–352.

und ihrer zähen Abwehr selbst von Neuerungen, die mit der Uferlinie auch die Lebensgrundlagen sichern sollten, ein zum modernen ziemlich konträres Naturverhältnis sich manifestiert.⁴⁹ Dieses Naturverhältnis regelt ein „Konzept Küste“, das von einer nur scheinbar „notgedrungenen“ Akzeptanz der unsicheren, letztlich auch die menschlichen Existenzen gefährdenden Küstenverläufe und ihrer Verschiebungen ausgeht. Derartige vormoderne Küstenverständnisse erscheinen unserer modernen, technologisch-naturwissenschaftlich unterfütterten mentalen Konzeption von Küste nicht nur „traurig“ – dies eben eine der Formeln für die Auswirkungen der vormodernen Einstellungen –, sondern unakzeptabel.

Damit bin ich beim dritten und letzten der zu erwähnenden Küstenkonstrukte: demjenigen, das den „Kampf mit der See“ in dem prekären Küstenbereich des Wattenmeers aktiv und planmäßig-strategisch aufnimmt. Kennzeichnend ist, dass seit den ersten gründlicheren Überlegungen zum Halligschutz Anfang des 18. Jahrhunderts weniger eine Fürsorge für die Bewohner und die Sicherung ihrer Lebensgrundlagen die „ingenieurmäßige“, staatlich-politisch verantwortete „Rettung der Halligen“ legitimierte, sondern der auch ökonomisch kalkulierte Effekt ihrer Sicherung für größere Areale. Eines der entscheidenden Argumente für erwogene und geplante Schutzmaßnahmen war die Funktion eines „Bollwerks“, die den Halligen zugeschrieben wurde und wird: Sie sind bedeutsame „Wellenbrecher“ vor der bedeeichten Festlandsküste. Eugen Trägers Schriften und Eingaben im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hatten nicht zuletzt deswegen schließlich Erfolg – auf seine Vorschläge hin wurden 1896 1,32 Mio. Reichsmark für Damm- und Lahnungsbauten sowie Steinbefestigungen der Uferkanten genehmigt⁵⁰ –, weil er mit großem Nachdruck die Funktionen der Halligen für den Bestand „der großen Inseln Pellworm und Nordstrand, sowie für die Festlandsküsten“ herausstrich (vgl. Abb. 22–24). Er entwarf sogar noch offensivere Strategien: „Die Erhaltung der Halligen ist eine der Grundbedingungen für die Rückeroberung der Husumer Wattenbucht!“⁵¹

Ich kann und will jetzt nicht auf die Etappen und Zielsetzungen der Schutzmaßnahmen für die Halligen eingehen. Es genügt mir hier zu ver-

⁴⁹ Vgl. den Überblick über historische Zeugnisse bei Harth (1990), S. 177–183.

⁵⁰ Vgl. die Nachweise oben in Anm. 43.

⁵¹ Träger (1892), S. 115.

deutlichen, dass dieses dritte Konzept Küste für den Wattenmeerbereich, das bis vor kurzer Zeit nahezu allein bestimmend war für politisches und administratives Handeln wie für die bewusstseinsgeschichtliche Ablösung der anderen beiden Konzepte, nicht nur die „mentale Provokation“ der unscharfen und ungewissen Küste im Wattenmeer-Bereich zu beseitigen bestrebt war. Mit der technisch bewerkstelligten Fixierung der Küstenlinie auch bei den Halligen geht es ebenso um einen vorgeblich endgültigen „Sieg über die Elemente“ (überall schlägt das Wortfeld der Kampf-Metaphorik durch), mit dem die früher entworfene Subjekthaftigkeit der Natur in diesem „Kampf“ durch den praktischen Beweis konzeptionell erledigt sein soll.

Wir wissen inzwischen zur Genüge, dass die Verunsicherung, die am Verstehen der unscharfen Grenze zwischen Land und See im Wattenmeer sich erkennen ließ, als globale Verunsicherung ungleich mächtiger wieder-gekehrt ist. Über die Szenarien, die weit größere Bereiche als die Wattenmeer-Region durch sprunghaften Meeresspiegel-Anstieg überflutet sehen und Fragen nach der modernen Adaption älterer Küstenkonzepte aufwerfen, habe ich jetzt nicht mehr zu reden.

Literatur

- Anker, Valentina et al. (1997): *Viaggio verso le Alpi / Le voyage vers les Alpes / Die Reise zu den Alpen*. Bellinzona.
- Bätzing, Werner (1988): *Die Alpen*. Naturbearbeitung und Umweltzerstörung. Frankfurt am Main.
- Bantelmann, Albert (1967): *Die Landschaftsentwicklung an der schleswig-holsteinischen Westküste*. Neumünster.
- Beck, Rainer (1993): *Unterfinning. Ländliche Welt vor dem Anbruch der Moderne*. München.
- Borger, Guus J. (1997): *Natur- und Kulturlandschaften an der Nordseeküste*. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen*. Bredstedt, S. 27–38.
- Brüggemann, Beate / Riehle, Rainer (1986): *Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle*. Frankfurt am Main u. New York.
- Busch, Reimer et al. (Hrsg.) (1980): *Aus dem Nachlaß von Andreas Busch*. O. O. u. J. [Husum 1980].
- Corbin, Alain (1990): *Meereslust*. Berlin.

- Delumeau, Jean (1985): *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts.* Reinbek bei Hamburg.
- Fischer, Ludwig (1988): *Trank Wasser wie das liebe Vieh. Marginalien zur Sozialgeschichte des Umgangs mit Wasser.* In: Böhme, Hartmut (Hrsg.): *Kulturgeschichte des Wassers.* Frankfurt am Main, S. 314–352.
- Fischer, Ludwig (2000): *Das Feste und das Flüssige. Zur Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeers und der Halligen.* In: Busch, Bernd / Förster, Larissa (Red.): *Wasser.* Köln, S. 624–652.
- Giordano, Christian / Hettlage, Robert (Hrsg.) (1989): *Bauerngesellschaften im Industriezeitalter. Zur Rekonstruktion ländlicher Lebensformen.* Berlin.
- Groh, Ruth / Groh, Dieter (1991): *Weltbild und Naturaneignung.* Frankfurt am Main.
- Harth, Ulli (1990): *Untergang der Halligen. Über untergegangene Halligen und Untergegangenes auf den Halligen.* Rendsburg.
- Hasse, Jürgen (1997): *Wahrnehmung in Bewertung der Marschlandschaft in der Konkurrenz unterschiedlicher Interessen.* In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen.* Bredstedt, S. 175–188.
- Imhof, Arthur E. (1984): *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ...* München.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (1992): *Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der frühen Neuzeit.* München.
- Johansen, Chr. (1889): *Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt.* 2. Auflage. Schleswig.
- Knotternus, Otto S. (1997): *Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste.* In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen.* Bredstedt, S. 145–174.
- Kohl, Johann Georg (1846/1973): *Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein.* Dresden (Neudruck: Walluf).
- Kühn, Hans Joachim (1997): *Das Watt im Norderhever-Bereich als untergegangene Kulturlandschaft.* In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen.* Bredstedt, S. 67–75.
- Laslett, Peter (1988): *Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft.* Köln.
- Lendvai-Dirksen, Erna (1937): *Nordsee-Menschen.* München.

- Lorenzen, Lorenz (1749/1982): *Genauere Beschreibung der wunderbaren Insel Nordmarsch*. Hrsg. v. Jens Lorenzen. Hamburg.
- Minden, Berte-Eve (1941): *Heike von Habel. Eines Halligsommers wundersame Geschichte*. Wolfshagen-Scharbeutz.
- Möller, Theodor (1931): *Die Welt der Halligen*. 2. Auflage. Neumünster.
- Mollat du Jourdin, Michel (1990): *Europa und das Meer*. München.
- Müller, Friedrich (1917): *Das Wasserwesen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste*. Erster Teil: Die Halligen. Band I. Berlin.
- Muß, Uwe / Petersen, Marcus (1971): *Die Küsten Schleswig-Holsteins*. Neumünster.
- Quedens, Georg (1983): *Die Halligen*. 7. Auflage. Breklum.
- Ratzel, Friedrich (1899): *Anthropogeographie*. 1. Teil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Leipzig.
- Renger-Patzsch, Albert (1927): *Die Halligen*. Geleitwort von Johann Johannsen. Berlin.
- Rieken, Guntram (1982): *Die Halligen im Wandel*. Husum.
- Schmidt, Aurel (1990): *Die Alpen. Schleichende Zerstörung eines Mythos*. Zürich.
- Träger, Eugen (1892): *Die Halligen der Nordsee*. Stuttgart.
- Valentin, Hartmut (1952): *Die Küsten der Erde*. Beiträge zur allgemeine und regionalen Küstenmorphologie. Gotha.
- Wagner, Monika (1983): *Das Gletschererlebnis – Visuelle Naturaneignung im frühen Tourismus*. In: Großklaus, Götz / Oldemeyer, Ernst (Hrsg.): *Natur als Gegenwelt*. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe, S. 235–264.
- Wózniaowski, Jacek (1987): *Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit*. Frankfurt am Main.

Abbildungen



Abb. 1: Karte der nordfriesischen Küste von Johannes Mejer, Husum 1652 (Zustand vor 1634).



Abb. 2: Hallig Habel vom Wasser aus, ca. 1925 – die Aufnahme kann verständlich machen, weshalb der Eindruck eines Schiffes entsteht. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 3: Karte der nordfriesischen Küste von Johannes Mejer, Husum 1652, über den Zustand von 1240. Wenn auch diese Karte im Einzelnen als ein „Phantasieprodukt“ anzusehen ist, vermittelt sie doch den sicher zutreffenden Eindruck größerer, zusammenhängender Landflächen im heutigen Wattenmeergebiet.

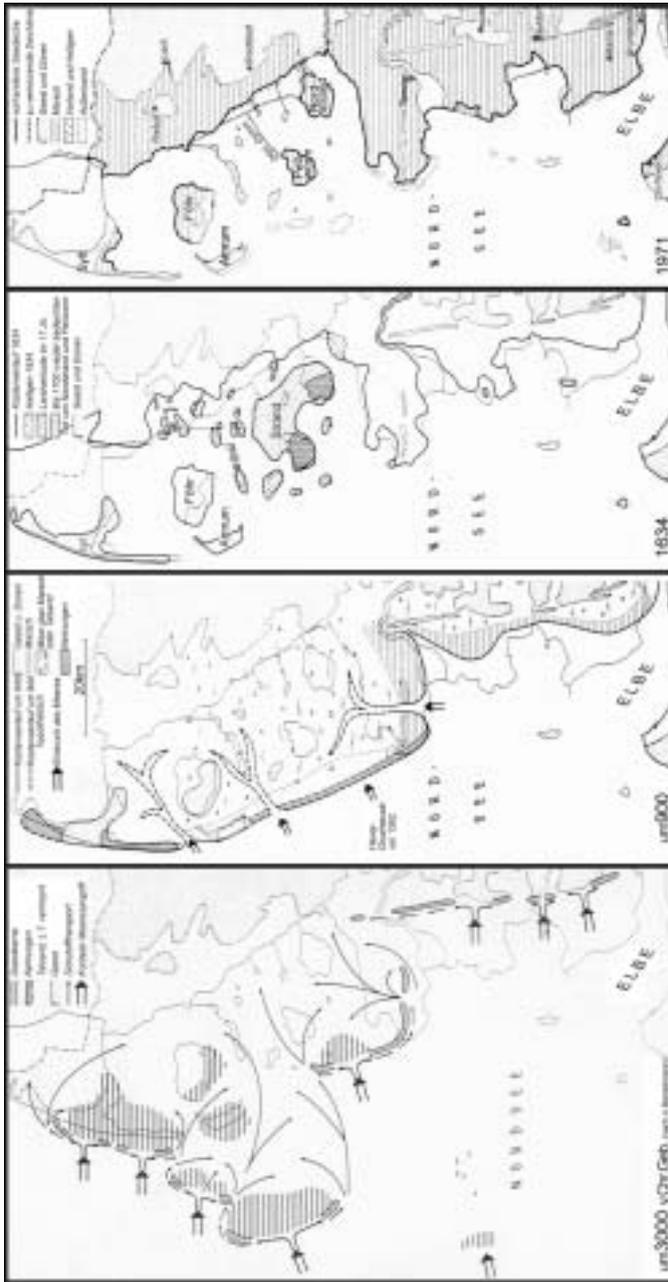


Abb. 4: Veränderungen der schleswig-holsteinischen Westküste von ca. 3000 v. Chr. bis ins 20. Jahrhundert. Aus: Muuß/Petersen (1971), S. 8-9.



Abb. 5: Küstenverläufe im Nordfriesischen Wattenmeer um 1630 und heute. Aus: Quedens (1983), S. 17.



Abb. 7: Die alte Insel Strand mit z. T. untergegangenen Halligen vor 1634. Aus: Harth (1990), S. 73.

Genauere Zahlen liegen über die Hallig Hooqe vor. Hier gingen von Anno 1642–1892 rund 1090 »Notsgras« a 0,85 ha, insgesamt also 926 ha verloren, was einem durchschnittlichen Jahresverlust von 3,7 ha entspricht.

Eine Gegenüberstellung der Verluste von Landflächen, Warften und Einwohnern vermittelt eindrucksvoll mit nüchternen Zahlen die Leidensgeschichte einer Hallig durch die Jahrhunderte:

Jahr:	Größe:	Warften:	Bewohner:
Jahr: 1642	Größe: 1440 ha	Warften: 16	Bewohner: ca. 700
Jahr: 1758	Größe: 1050 ha	Warften: 14	Bewohner: ca. 480
Jahr: 1794	Größe: 860 ha	Warften: 10	Bewohner: ca. 251
Jahr: 1825	Größe: 730 ha	Warften: 9	Bewohner: ca. 149
Jahr: 1900	Größe: 582 ha	Warften: 10	Bewohner: ca. 191

Die Zahlen für das Jahr 1825 beziehen sich auf die Zeit nach der Sturmflut. Bedingt durch Auflandung im Osten der Hallig Hooqe konnte nach der Jahrhundertwende ein geringfügiger Flächenzuwachs registriert werden.

Abb. 8: Landverminderung der Hallig Hooqe zwischen 1642 und 1970. Aus: Quedens (1983), S. 27.

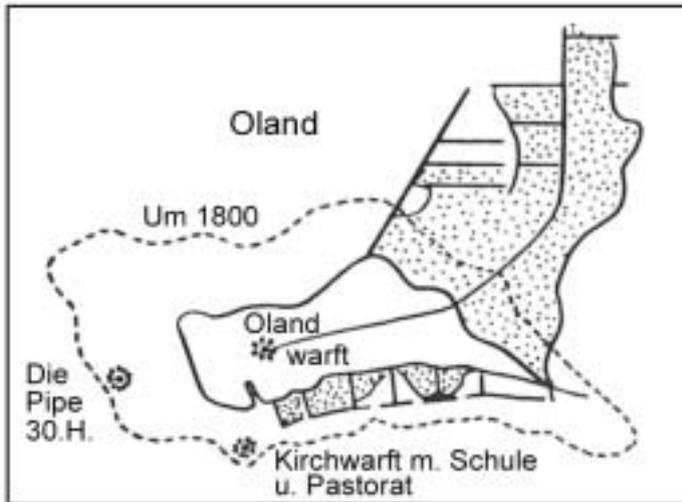


Abb. 9: Skizze der Landverluste der Hallig Oland zwischen ca. 1800 und 1970, mit neuem Anwachs. Aus: Quedens (1983), S. 31.

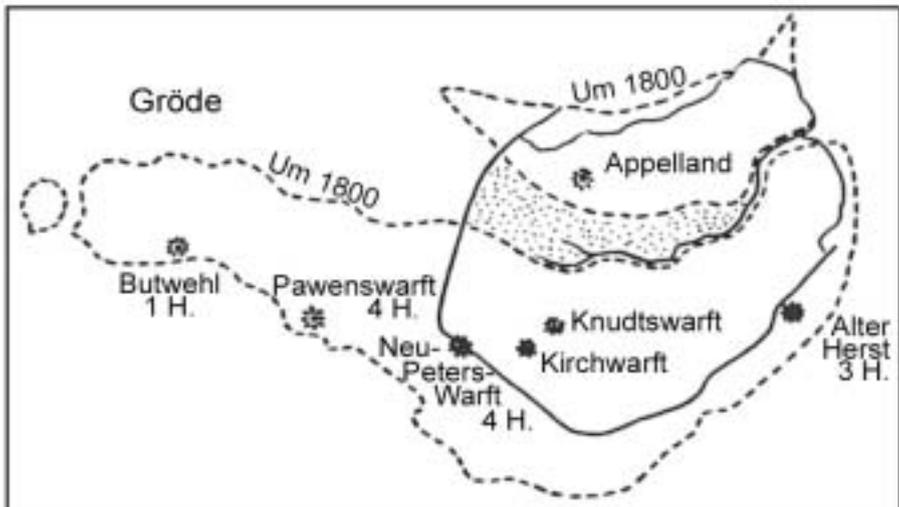


Abb. 10: Skizze der Landverluste der Hallig Gröde-Appelland zwischen ca. 1800 und 1970. Aus: Quedens (1983), S. 31.



Abb. 11: Landverluste der Hallig Habel zwischen 1804 und 1960 sowie Kartierung von Kulturspuren im Watt. Aus: Bantelmann (1967), S. 72.

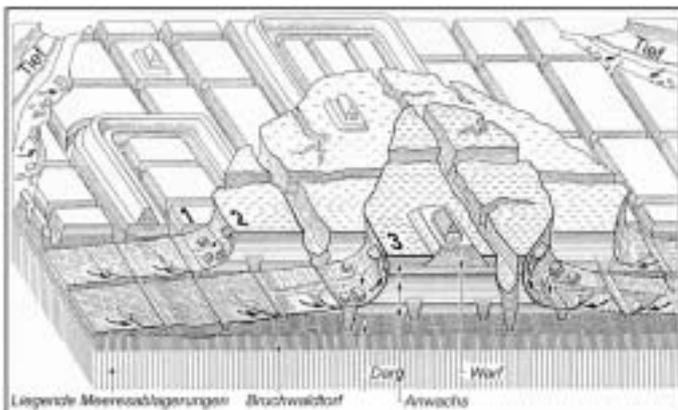


Abb. 12: Schematische Darstellung der landschaftlichen Entwicklung um die Hallig Habel. Aus: Bantelmann (1967), S. 73.



Abb. 13: Abbruchkante an der Hallig Habel, ca. 1905. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 14: Zerstörung der Süderwarf der Hallig Habel, ca. 1905. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 15: Reste der Süderwarf auf Hallig Habel, ca. 1920. Aufnahme: Archiv des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Schleswig.



Abb. 16: Schöpfen des Trinkwassers aus einer Zisterne auf Hallig Langeness (?). Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 17: Zum Trocknen aufgestellter Kuhdung als Brennmaterial auf einer Hallig. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 18: Melken der Schafe auf einer Hallig. Aufnahme: Archiv des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Schleswig.



Abb. 19: Verpacken von Heu auf einer Halligwiese. Aufnahme: Archiv des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Schleswig.



Abb. 20: Transport von Heu auf einem Halligpriel. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 21: Einbringen des Heus auf den Dachboden eines Hallighauses. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 22: Anlegen einer Bühne von einer Halligkante aus, ca. 1925. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 23: Uferbefestigung mit Steinquadern auf Hallig Langeness, ca. 1925. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.



Abb. 24: Uferbefestigung auf Hallig Langeness, ca. 1925. Aufnahme: Theodor Möller, Archiv des Landeskonservators, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.

Grenzerfahrungen der Zivilisation – Das Bild der Küste

Johannes Hartau

„Man marks the earth with ruin – his control
stops with the shore [...].“

(Byron, Child Harold's Pilgrimage)

„[...] avant et après nous le déluge“

(frei nach Frau Fisch = Marquise de Pompadour,
geb. Poisson)

Die Küste¹ ist das Grenzgebiet zwischen Meer und Land. Sie gibt meist den Blick auf die See zum offenen Horizont frei.² Unsere Sprache spielt häufig auf die Küste an: „uferlos“, „gestrandet“, „auf zu neuen Ufern“, „kein Land in Sicht“, „gefährliche Klippen“ usw. In unserem heutigen Arbeitsleben verbinden wir die Küste mit dem Ort der Glücksverheißung: Urlaub-Sonne-Strand. Das war nicht immer so. Die Küste hat ihre eigene, noch unentdeckte Geschichte. Wann, wo und warum wird die Küste bildwürdig? Obwohl sie in der Kunst sehr häufig dargestellt wurde, ist die Frage für Kunst-

¹ Grimms Wörterbuch, Stichwort „küste“: „s. ufer, seeufer, gestade [...] eig. seite, ursprünglich rippe [...] lat. costa“ (Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm (1873): Deutsches Wörterbuch. Band 5. Leipzig, Sp. 2878). Maaler kennt „Küste“ nicht, siehe aber unter „Landschaft“: „Ora, Regio, Landschaft die an dz meer stoß oder sunst an ein wasser.“ (Maaler, Josua (1561/1971): Die Teütsch sprach. Mit einer Einführung v. Gilbert de Smet. Hildesheim u. New York, S. 262.)

² Dazu: Koschorke, Albrecht (1990): Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern. Frankfurt am Main.

historiker neu. Die Küste ist Teil der Landschaftsmalerei,³ aber im Unterschied zu „Gebirge“,⁴ „Wald“⁵ oder „Flusslandschaft“ wird kaum nach ihr gefragt.⁶ Ich kann deshalb nur einen „tour d’horizon“ anbieten,⁷ indem ich den Weg des Küstenmotivs in der Landschaftsmalerei vom 15. Jahrhundert an bis heute skizziere und einige Fragestellungen aufwerfe.

In antiken Texten, bei Homer zum Beispiel, wird die Küste als gefährlich beschrieben: Am Meeresufer lauern Scylla und Charybdis, schöne Sirenen locken an den Klippen die Schiffer ins Verderben. Nausikaa und Dido warten auf ihre Helden (Odysseus bzw. Aeneas), die wie zufällig ihren Strand betreten, dann aber wieder ins offene Meer streben. Andromeda, an den Küstenfelsen geschmiedet, wird vom Meeresungeheuer bewacht, bis Perseus sie befreit.

Wenn die Küste für die Griechen in Sicht kommt, ist sie einerseits das Zeichen für die glückliche Rettung: Sie streben zum Ufer, in den sicheren Hafen, ins heimatliche Land. Andererseits ist das Meeresufer die gefährliche Klippe, der öde Strand, der Grenzbereich zwischen Tod und Leben. Die

³ Allgemein zur Landschaftsmalerei: Wedewer, Rolf (1978): Landschaftsmalerei zwischen Traum und Wirklichkeit. Köln; Steingräber, Erich (1985): Zweitausend Jahre europäische Landschaftsmalerei. München; Bättschmann, Oskar (1989): Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750–1920. Köln; Busch, Werner (Hrsg.) (1997): Landschaftsmalerei. Berlin.

⁴ Großklaus, Götz / Oldemeyer, Ernst (Hrsg.) (1983): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe; Wózniakowski, Jacek (1987): Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit. Frankfurt am Main (poln. 1974); Schama, Simon (1996): Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München (engl. 1995).

⁵ Zum Motiv des Waldes vgl. Schama (1996).

⁶ Auf Küstendarstellungen wurde eingegangen in: Kat. Caspar David Friedrich, 1774–1840. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1974, S. 30–31, und Kat. William Turner und die Landschaft seiner Zeit. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1976, s. Register unter „Küste“; Paulußen, Markus (1997): Jan Brueghel d. Ä. „Weltlandschaft“ und enzyklopädisches Stilleben. Diss. Aachen 1997, S. 49–67.

⁷ Die seit den 70er Jahren anschwellende Literatur zu „Natur“ und „Landschaft“ ist ein Phänomen für sich. Der Frage der Küste – als Reiz des Meeres für den Städter – geht nach: Corbin, Alain (1994): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main (frz. 1988). Die Furcht vor dem Meer schildert Delumeau, Jean (1989): Angst im Abendland. Reinbek bei Hamburg (frz. 1978). Zur Gefährdung der Küste: Kat. Natur und Naturzerstörung. Kiel: Stadt- und Schiffahrtsmuseum 1985.

antike Mythologie ist voller Küsten-Themen,⁸ auch die Geburt der Venus (Aphrodite) findet am Meeresufer statt: Sie entsteigt als Schaumgeborene (anadyomene) dem Meer. Dementsprechend reich ist die Kunstgeschichte an Darstellungen.⁹

Gefahr und Rettung durch die Küste enthält auch die biblische Überlieferung.¹⁰ Zur Katastrophe wird das Meer bei der Sintflut, beim Durchzug durchs Rote Meer für die ägyptischen Verfolger und schließlich bei der Apokalypse. Rettend greift Christus ein und hilft Petrus über das Wasser. Eine Wiedergeburt erfährt Jonas, als er vom großen Fisch ausgespien und an den Strand geworfen wird.¹¹

Bei der Schöpfungsgeschichte¹² trennt Gott Wasser und Land – und die Geschichte der Küste beginnt. Giovanni di Paolos kleine Tafel „Vertreibung aus dem Paradies“ von 1445 (Abb. 1)¹³ zeigt eine *mappa mundi*,¹⁴ Berge und Flüsse umgeben von acht Sphären. In einer zweiten Szene wer-

⁸ Zur antiken Küsten-Ikonographie: Plinius berichtet von einem Maler, der auch Gestade („litora“) malte (Hist. Nat. XXXV, 116); zitiert nach: Plinius Secundus, Gaius d. Ä. (1978): Naturkunde. Lateinisch-deutsch. Hrsg. v. Roderich König. Buch XXXV. München: Heimeran, S. 86. Catull kennt „dei litorales“ (Götter des Gestades): Catullus, Gaius Valerius / Tibullus, Albius (1968): Catullus, Tibullus and Pervigilium Veneris. Rev. and repr. London (The Loeb Classical Library), S. 6.

⁹ Eine Auflistung dieser Themen bieten: Pigler, Andor (1974): Barockthemen. 2 Bände. 2. Auflage. Budapest und Reid, Jane Davidson (Hrsg.) (1993): The Oxford Guide to Classical Mythology in the Arts, 1300–1990. 2 Bände. Oxford.

¹⁰ Untersucht ist die Bedeutung von Meer und Wasser, nicht aber die der Küste. In patristischer Exegese: Rahner, Hugo (1964): Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter. Salzburg; im Alten Testament: Reymond, Philippe (1958): L'eau, sa vie, et sa signification dans l'Ancien Testament. Leiden.

¹¹ Lexikon der christlichen Ikonographie (1968–1976). 8 Bände. Freiburg im Breisgau u. a. (= LCI): „Durchzug durchs Rote Meer“ (2. Moses 14 u. 15), „Rettung Petri aus dem Meer“ (Matth. 14, 22–33), „Jonas“ (Buch Jona).

¹² Zu Darstellungen des Schöpfungsmythos in der Kunst des Mittelalters: Zahlten, Johannes (1979): Creatio mundi: Darstellungen der sechs Schöpfungstage und naturwissenschaftliches Weltbild im Mittelalter. Stuttgart.

¹³ Giovanni di Paolo, „Vertreibung aus dem Paradies“, um 1445, 46,5 x 52 cm; Tempera auf Holz; New York, Metropolitan Museum of Art, Slg. Robert Lehman; Literatur: Pope-Hennessy, John (1987): The Robert Lehman Collection. I. Italian Paintings. New York, Nr. 48, S. 115–117.

¹⁴ Leithäuser, Joachim Gustav (1958): Mappae mundi. Berlin.

den die Stammeltern aus dem Paradies vertrieben. Das Paradies ist ein lieblicher Garten, ein *locus amoenus* mit Quelle, schattigem Hain und Blumenwiese. Die Trennung von diesem Ort konnte die Menschheit nie überwinden; zurück blieb die Sehnsucht.¹⁵ Im Paradies fließt das Wasser des Lebens, aus diesem *fons vitae* entspringen die Paradiesflüsse,¹⁶ die zu den schiffbaren Meeren führen, wie hier in einer Miniatur aus dem *Livre des Merveilles* Anfang des 14. Jahrhunderts (Abb. 2).¹⁷ Halten wir fest: Im Paradies gibt es keine Küsten. Wenn die Küste in den Blick kommt, geht es um Untergang. Das Meer ist das alles verschlingende Wasser;¹⁸ es bedarf eines Wunders, um ihm heil zu entkommen. Die Heiligenlegenden erzählen von Christophorus,¹⁹ der Christus durch die Fluten trägt, und von Nikolaus, der die in Not geratenen Seeleute ans sichere Ufer geleitet.²⁰ Aus dieser reichen christlichen Küsten-Thematik greife ich die Schöpfungsgeschichte und die Christophorus-Legende auf.

Um 1430 kommt durch deutsche und niederländische Maler wie Konrad Witz, Lucas Moser, Melchior Broederlam, die Brüder Limburg, Robert Campin und die Brüder van Eyck eine neue Naturschilderung auf: die berühmte „Entdeckung der Welt und des Menschen“ (Jacob Burckhardt), die in Italien mit Giotto begann²¹ und 100 Jahre später in Süddeutschland, Bur-

¹⁵ Zur Sehnsucht nach dem Paradies und Arkadien: Snell, Bruno (1955): Arkadien. Die Entdeckung einer geistigen Landschaft. In: ders.: Die Entdeckung des Geistes. 3. Auflage. Hamburg, S. 371–400; Petriconi, Hellmuth (1959): Die verlorenen Paradiese. In: Romanistisches Jahrbuch 10, S. 167–199.

¹⁶ Zu Flussthemen: Vgl. Goethes Gedicht „Mahomets Gesang“ (1772/3) u. a.; außerdem die reiche kunsthistorische Bearbeitung der Flüsse Rhein, Elbe, Donau, Hudson River u. a.

¹⁷ Datierung vor 1413, Paris, Bibliothèque Nationale: MS fr. 2810; Literatur: Meiss, Millard (1968): French Painting in the Time of Jean de Berry: The Boucicaut Master. London, S. 116–122.

¹⁸ Hartau, Johannes (1995): Welch entsetzliches Gewässer – Das Wasser als Katastrophe. In: Hofmann, Werner (Hrsg.): Wasser & Wein: zwei Dinge des Lebens. Aus der Sicht der Kunst von der Antike bis heute. Krems: Kunsthalle 1995, S. 171–180.

¹⁹ Vgl. „Christophorus“. In: LCI (vgl. Anm. 11); Benker, Gertrud (1975): Christophorus. Patron der Schiffer, Fuhrleute und Kraftfahrer. Legende, Verehrung, Symbol. München.

²⁰ Meisen, Karl (1981): Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kultgeographisch-volkskundliche Untersuchung. Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1931. Düsseldorf.

²¹ Burckhardt, Jacob (1860/1966): Die Kultur der Renaissance in Italien. Stuttgart, S. 261–331.

gund und den Niederlanden die Landschaftsmalerei hervorrief. Ich überspringe die Anfänge der Landschaftsmalerei (als Hintergrund religiöser Malerei und Miniaturen der Stundenbücher), um gleich bei der entwickelten Form einzusetzen. In Dieric Bouts' „Hl. Christophorus“ (um 1467; Abb. 3)²² durchquert ein „ungeschlachter Riese“ eine Furt mit Christus auf dem Rücken, der ihm so schwer wird wie „die ganze Welt“²³ (oft durch das Attribut des Globus ausgedrückt). Bei Bouts finden wir eine unwirtliche Steilküste, ein Gewässer, das mit seinen Wellenbewegungen bis an den Horizont reicht, und eine Abendstimmung – bereits hier wird die Stimmung zum wichtigen Element der Landschaftsmalerei.²⁴

Bei Joachim Patinirs „Hl. Christophorus“, um 1520 (Abb. 4),²⁵ reicht das Gewässer ebenfalls bis zum Meer. Es ist keine reale Ansicht, sondern eine komponierte Landschaft mit gestaffelten Gründen und abwechslungsreichen Felsen, Baumbeständen und Wasserflächen. Patinir gilt als Begründer der so genannten „Weltlandschaft“,²⁶ einer Landschaft aus der Vogelperspektive. Von ihm sind 20 Bilder bekannt, und alle enthalten Meeresdarstellungen (und eine charakteristische Felsformation). Patinir ist der erste „Landschaftsspezialist“. Dürer erwähnt ihn 1521 als „guten Landschaftsmaler“. Der Begriff „Landschaft“ kommt erst in dieser Zeit in Gebrauch.²⁸

²² Dieric Bouts, „Hl. Christophorus“, 62,6 x 27,5 cm, Öl/Holz (rechter Innenflügel der „Perle von Brabant“), München, Alte Pinakothek; Literatur: Friedländer, Max J. (1968): *Early Netherlandish Painting*. Vol. 3: Dieric Bouts and Joos van Gent. Leiden, S. 21, Pl. 38–40.

²³ Vgl. Jacobus de Voragine (1969): *Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine*. Hrsg. v. Richard Benz. Köln u. Olten, S. 500.

²⁴ Vgl. Simmel, Georg (1957): *Philosophie der Landschaft (1912/1913)*. In: ders.: *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*. Im Verein mit Margarete Susmann hrsg. v. Michael Landmann. Stuttgart, S. 141–152.

²⁵ Joachim Patinir, „Hl. Christophorus“, 100 x 150 cm, Madrid, Escorial; Literatur: Koch, Robert A. (1968): *Joachim Patinir*. Princeton/NJ, Nr. 18.

²⁶ Dazu: Gibson, Walter S. (1989): „Mirror of the Earth“. *The World Landscape in Sixteenth-Century Flemish Painting*. Princeton/NJ. Vgl. auch Leonardos Visionen der uferlosen Weiten, dazu: Perrig, Alexander (1980): *Leonardo: Die Anatomie der Erde*. In: *Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen* 25, S. 51–80.

²⁷ Dürer, Albrecht (1956): *Schriftlicher Nachlaß*. Band 1. Hrsg. v. Hans Rupprich, Berlin, S. 169 („gut landschaftt mahler“).

Albrecht Altdorfers „Alexanderschlacht“ von 1529 (Abb. 5)²⁹ zeigt eine Weltlandschaft in einem welthistorischen Moment: Wir sehen vorne den Sieg Alexanders gegen Darius III. und im Hintergrund das Mittelmeer (Zypern, Nil-Delta und Rotes Meer). Die aufgehende Sonne, der verschwindende Mond und die kreisförmigen Wolkenmassen, die die Bewegung der Heere aufnehmen, suggerieren die himmlische Mitwirkung bei diesem „Sieg des Abendlandes“ – 1529 standen die Türken vor Wien.

Bei den Küstendarstellungen von Bouts, Patinir und Altdorfer gibt es immer einen Bezug zur ganzen Welt. Der Erfahrungsraum des Menschen wird überschritten, eine kosmische Perspektive stellt sich ein – sie kann parallel zu den Welteroberungen gesehen werden. Zugleich geht mit dieser voranschreitenden topographischen Erfassung der Erde das Verschwinden des Paradieses einher – das Kolumbus noch entdeckt zu haben glaubte.³⁰

Die Landschaftsmalerei fächerte sich im 17. Jahrhundert auf. Drei Richtungen lassen sich unterscheiden: das Sublime, das Idyllisch-Pastorale und die Genremalerei. Für die sublimale Richtung soll hier Allart van Everdingens „Seesturm in einer Felsenbucht“ (um 1650) stehen (Abb. 6),³¹ auf dem ein Schiff als Spielball der Elemente an eine felsige Küste geschleudert wird. Im Kern lässt dieses Thema im Barock noch die Ausdeutung zu, bei Katastrophen stoischen Gleichmut zu bewahren.³² Erst im 18. Jahrhundert wird dann formuliert, was hier schon angelegt ist: Die allmächtige Naturgewalt (das Meer, die hohen Berge) erfüllt einen mit angenehmem Grauen,

²⁸ Zum Begriff der Landschaft: Gruenter, Rainer (1953/1975): *Landschaft. Bemerkungen zur Wort- und Bedeutungsgeschichte*. In: Ritter, Alexander (Hrsg.): *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*. Darmstadt, S. 192–207.

²⁹ Albrecht Altdorfer, „Die Alexanderschlacht“, Öl/Holz, 158,4 x 120,3 cm, München, Alte Pinakothek. Literatur: Goldberg, Gisela (1983): *Die Alexanderschlacht und die Historienbilder des bayerischen Herzogs Wilhelms IV. und seiner Gemahlin Jacobaea für die Münchner Residenz*. München.

³⁰ Vgl. Columbus, Christoph (1956): *Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente*. Ausgewählt, eingeleitet u. erläutert v. Ernst G. Jacob. Bremen, S. 268; Leithäuser (1958), S. 196.

³¹ Allart van Everdingen, „Seesturm in einer Felsenbucht“, 60 x 92 cm, München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen (Galerie Schleißheim); Literatur: Davies, Alice I. (1978): *Allart van Everdingen*. New York u. London, Nr. A 7.

³² Vgl. auch die emblematischen Stiche und Münzen zum Thema Meer und Felsen: Schilling, Michael (1979): *Imagines Mundi. Metaphorische Darstellungen der Welt in der Emblematik*. Frankfurt am Main u. a. 1979, S. 185–188.

einer Mischung aus Ehrfurcht und Schauern;³³ das Sublime wird als ästhetische Wirkung erkannt.³⁴ Die „Schiffskatastrophe“ wurde ein beliebtes Thema in der Malerei bis ins 20. Jahrhundert.³⁵

Für die idyllisch-pastorale Richtung steht Claude Lorrain, dessen Werk einen nachhaltigen Einfluss auf die Landschaftsmalerei und Gartengestaltung ausübte.³⁶ „Küstenlandschaft mit Acis und Galathea“ (Abb. 7)³⁷ ist ein Wunschbild der vollkommenen Übereinstimmung zwischen Mensch und Natur in einer pastoralen, antiken Welt fern der Zivilisation. Sanfte Stimmungseffekte tauchen die ganze Szene in ein einheitliches Licht. Sorgfältig komponiert sind Kulisse und Staffagefiguren. Die Küste markiert bei Lorrain oft die Grenze zwischen Vorder- und Hintergrund, der Blick wird von der Nähe bis in die Ferne geleitet.

Eine eigene Gattung der Landschaftsmalerei entwickelt sich Anfang des 17. Jahrhunderts in Holland: das Strandbild.³⁸ In Adriaen van de Veldes

³³ Vgl. auch die englische Dichtung des 18. Jahrhunderts: James Thomson, „The Seasons“ (1726–1730); Edward Young, „Ocean: an Ode“ (1728); William Falconer, „The Shipwreck“ (1762).

³⁴ Vgl. Burke, Edmund (1757/1989): *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen*. Übersetzt v. Friedrich Bassenge. Neu eingeleitet u. hrsg. v. Werner Strube. 2. Auflage. Hamburg; Zelle, Carsten (1987): „Angenehmes Grauen“. *Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert*. Hamburg; vgl. auch: *Kat. Landschaft. Die Spur des Sublimen*. Kiel: Kunsthalle 1998.

³⁵ Herausragende Künstler für das Schiffbruch-Thema waren im 18. Jahrhundert Philippe Jacques Loucherbourg und Claude-Joseph Vernet, im 19. Jahrhundert Andreas Achenbach und Théodore Géricault, im 20. Jahrhundert Max Beckmann. *Zum Schiffbruch-Thema*: Hartau (1995).

³⁶ Zum Einfluss Lorrains: *Kat. Im Licht von Claude Lorrain: Landschaftsmalerei aus drei Jahrhunderten*. Bearb.: Marcel Roethlisberger. München: Haus der Kunst 1983; Kernbegriff für die Theorie der Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts bildet das „Pittoreske“; Literatur: Andrews, Malcolm (1994): *The Picturesque. Literary Sources and Documents*. 3 Bände. Montfield.

³⁷ Claude Lorrain, „Küstenlandschaft mit Acis und Galathea“, 1657, Öl/Lwd., 100 x 135 cm, Dresden, Gemäldegalerie; Literatur: Roethlisberger, Marcel (1961): *Claude Lorrain. The Paintings*. 2 Bände. New Haven, Band 1, S. 336–338, Nr. LV 141, u. Band 2, Fig. 236.

³⁸ Russel, Margarita (1986): *Seascape into Landscape*. In: *Kat. Dutch Landscape. The Early Years. Haarlem and Amsterdam 1590–1650*. Hrsg.: Christopher Brown. London: National Gallery, S. 63–71. *Zur niederländischen Landschaftsmalerei*: *Kat. Herren der*

„Strand von Scheveningen“ (Abb. 8)³⁹ plätschert das Meer ruhig an den flachen Strand, wo Groß und Klein sich zu Fuß, zu Pferd oder im Wagen bei heiterem Wetter ergehen. An einem Strand darf sich jeder zu Hause und als Herrscher fühlen! Hingegen gehört das eingedeichte Land nicht jedermann, von hier aus fährt man auf Gewinn – auch wenn dabei „die Segel in der Hölle Feuer fangen“.⁴⁰

Im 17. Jahrhundert haben wir einmal die Küste als Ort der Katastrophe und Mahnung für die Zukunft (van Everdingen), dann als Ort der friedlichen, vergangenen Welt (Lorrain) und schließlich als Lebensraum des Fischers und Erholungsraum des Städters im Hier und Jetzt (van de Velde).

Mit Caspar David Friedrich vollzieht sich um 1800 ein radikaler Umbruch in der Landschaftsmalerei. Sie wird zum Bekenntnis zur Natur als Schöpfung Gottes, das Gemälde wird zum Gebet und der Maler zum Priester der Natur.⁴¹ Seine Bilder sollen Ehrfurcht auslösen und können Altäre ersetzen.⁴² Bei Friedrichs „Mönch am Meer“ (Abb. 9)⁴³ geht es um die Menschheit, die ins All horcht und erschauert. Von diesem Rügener Strand

Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Hrsg.: Jeroen Giltaij u. Jan Kelch. Rotterdam: Museum Boymans-van Beuningen 1996/1997. Zu Landschaftszeichnungen: Kat. Das Land am Meer. Holländische Landschaft im 17. Jahrhundert. Bearb.: Thea Vignau-Wilberg. München: Graphische Sammlung 1993 (insbesondere S. 61–62: „Strand und Küste“); Maler von Strandbildern: Hendrik Cornelisz Vroom, Adam Willaerts, Jan Porcellis, Jan van Goyen, Simon de Vlieger, Hendrik Jacobsz. Dubbels, Jacob van Ruisdael, Willem II. van de Velde u. a.

³⁹ Adriaen van de Velde, „Der Strand von Scheveningen“, 1658, Öl/Lwd., 52,6 x 73,8 cm, Kassel, Staatliche Museen; Literatur: Schnackenburg, Bernhard (Hrsg.) (1996): Gemäldegalerie Alte Meister. Gesamtkatalog. 2 Bände. Mainz, Band 2, S. 302.

⁴⁰ Delfos, Leo (1962): Kulturgeschichte von Niederland und Belgien. Bremen, S. 264.

⁴¹ Neben der christologischen gibt es auch die politische Bedeutungsschicht in Friedrichs Œuvre, vgl. Kat. Hamburg 1974 (s. Anm. 6) und Rautmann, Peter (1979): Caspar David Friedrich. Landschaft als Sinnbild entfalteter bürgerlicher Wirklichkeitsaneignung. Frankfurt am Main u. a.

⁴² Caspar David Friedrich: „Das Göttliche ist überall, auch im Sandkorn, da habe ich es einmal im Schilfe dargestellt“ (1820); zitiert nach Hinz, Sigrud (Hrsg.) (1974): Caspar David Friedrich in Briefen und Bekenntnissen. 2. Auflage. München, S. 211; s. Kat. Hamburg 1974 (s. Anm. 6), S. 158–159, zum so genannten „Ramdohr-Streit“.

⁴³ Caspar David Friedrich, „Der Mönch am Meer“, 1808/9, 110 x 171,5 cm; Berlin, Schloss Charlottenburg; Literatur: Börsch-Supan, Helmut / Jähnig, Karl Wilhelm (1973): Caspar David Friedrich. München, Nr. 168; Kat. Hamburg 1974 (s. Anm. 6), Nr. 77, Farbtafel IV.

aus wird der Zivilisation eine radikale Absage erteilt. Auch die Bildform bricht mit der Konvention, statt Repoussoir eine blanke Fläche, als „wären einem die Augenlider abgeschnitten“, wie ein romantischer Dichter schrieb.⁴⁴ Die Küste ist Plattform für Unendliches, die „unbegrenzte Wasserwüste“ oder das Nichts. Eine reine Meeresdarstellung ohne Schiff tritt hier zum ersten Mal auf (in Vorstadien waren noch zwei Segelschiffe zu sehen). Die Natur wird bei Friedrich inszeniert: Das Licht bricht durch Nebel, Dunst und Wolken. Die Natur wird zur Offenbarung: Nichts darf die Andacht stören. Die Mönchsgestalt inkarniert diese andächtige Haltung. Eine zunächst empirisch beobachtete und in Zeichnungen festgehaltene Natur (Rügen, Riesengebirge und Märkischer Sand) wird zur Vision,⁴⁵ meist mit einer schauenden Figur im Zentrum als Identifikationsfigur für den Betrachter, der sich seinerseits in diese Stimmung versetzen soll. Bilder werden bei Friedrich zum Selbstbekenntnis, spiegeln sein Weltbild.⁴⁶

Die romantische Sicht der Natur als apokalyptischen Untergang der Zivilisation schildert der Amerikaner Thomas Cole.⁴⁷ Sein „Pokal des Riesen“ von 1833 (Abb. 10)⁴⁸ fasst allegorisch zusammen, was er sonst in großartigen, sublimen Landschaftsdarstellungen seiner Heimat entfaltet hat:

⁴⁴ Traeger, Jörg (1980): „... als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären.“ Bildtheoretische Betrachtungen zu einer Metapher von Kleist. In: Kleist-Jahrbuch, S. 86–106.

⁴⁵ Hier haben Dichter vorgearbeitet: Die Entdeckung Rügens als Motiv für Maler verdankt sich Ludwig Theobul Kosegarten, der dort eine Stimmung Ossians wiederfand; Literatur: Kat. Rügen, Vilm, Hiddensee (Norddeutsche Künstlerkolonien, Band 2). Bearb.: Christine Knupp. Hamburg: Altonaer Museum 1977.

⁴⁶ In der Nachfolge Friedrichs standen Carl Gustav Carus und Johan Christian Clausen Dahl; die Sakralisierung der Natur begann in England mit Richard Wilson; zu englischen Einflüssen auf Caspar David Friedrich: Gage, John (1992): Englische Anteile in Friedrichs Landschaft. In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 46, S. 43–53; zum romantischen Erbe Friedrichs in der westlichen Kunst: Rosenblum, Robert (1975): *Modern Painting and the Northern Romantic Tradition. Friedrich to Rothko*. London.

⁴⁷ Zu Thomas Cole und der amerikanischen Landschaftsmalerei: Kat. *American Paradise. The World of the Hudson River School*. New York: Metropolitan Museum 1987, S. 119–140; Oraezie Vallino, Fabienne-Charlotte (1993): *Alle radici dell'etica ambientale*. In: *Storia dell'arte* 78/79, S. 183–257 u. 355–410.

⁴⁸ Thomas Cole, „The Titan's Goblet“, 1833, Öl, 49,2 x 41 cm, Metropolitan Museum of Art, New York; Literatur: Luhrs, Kathleen (Hrsg.) (1994): *American Paintings in the Metropolitan Museum of Art. Volume 1*. Princeton/NJ, S. 465–468.

Menschliche Unternehmungen sind gering gegenüber der gewaltigen Natur; die ganze Zivilisation ist ein kleiner Schluck für den Riesen aus dem grenzenlosen Universum.

Auch Arnold Böcklin sucht die Mythologie. In seiner „Villa am Meer“ von 1878 (Abb. 11)⁴⁹ werden die antikisierten Bauten dem ewigen Sturm und den aushöhlenden Wellenschlägen nicht standhalten; das Gemälde evoziert die Vergänglichkeit zivilisatorischer Gebilde. Böcklins zahlreiche Meeresbilder warten ansonsten mit einem großen Aufgebot an mythologischem Personal auf, die als Wassergeister (Nixen und Tritonen) für vollblütiges, südliches Leben stehen und gegen die steife, anämische Gegenwart um 1860 gerichtet sind.

In diesen romantischen und spätromantischen Landschaften wird die Küste einmal sichtbar als heimatliche Flur, überhöht durch religiöse Stimmung (Friedrich), dann als megalomane, urwüchsige Mythenwelt (Cole) und weiterhin als antikisierte Mythenwelt (Böcklin) – alle drei Bereiche liegen fernab der Gegenwart und ihrer Zivilisation.

Bedeutende Veränderungen vollzogen sich in der Landschaftsmalerei in England und Frankreich im 19. Jahrhundert. Die Natur wurde – als spätes Erbe Rousseaus⁵⁰ – zur moralischen Instanz, und die Landschaftsmalerei gegen Akademie und Salonpublikum durchgesetzt. So kann zum Beispiel Gustave Courbet die Landschaft ins Zentrum seines Schaffens stellen. „Die Welle“ (Abb. 12)⁵¹ gehört zu den Küstenbildern, die er zwischen 1865 und 1869 in Trouville und Etretat schuf.⁵² Seine Meeresufer zeigen kaum zivilisatorische Spuren, höchstens einmal ein Boot. Ohne vorgefasste Idee soll das Erlebnis des Meeres unmittelbar zum Ausdruck gebracht werden: hör-

⁴⁹ Arnold Böcklin, „Villa am Meer“ (2. Fassung), 1864/65, Öl/Lwd., 123,4 x 173,2 cm; München, Schack-Galerie; Literatur: Andree, Rolf (1977): Arnold Böcklin. Die Gemälde. Basel u. München, Nr. 174.

⁵⁰ Gebauer, Gunter (1983): Auf der Suche nach der verlorenen Natur – Der Gedanke der Wiederherstellung der körperlichen Natur. In: Großklaus/Oldemeyer (1983), S. 101–120.

⁵¹ Gustave Courbet, „Die Welle“, 1869/70, Öl/Lwd., 112 x 144 cm, Berlin, Nationalgalerie; Literatur: Kat. Courbet und Deutschland. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1978, S. 302–304.

⁵² Meeresbilder aus Trouville, 1865 (Fernier Nr. 493–525), Meeresbilder aus Trouville und Etretat, 1868–1869 (Fernier Nr. 676–727); s. Fernier, Robert (1977/78): La vie et l'œuvre de Gustave Courbet. Catalogue raisonné. 2 Bände. Paris.

bar, fühlbar, spürbar, in *plein air*-Malerei, bei der der Pinselhieb sichtbar bleiben darf als neue Schönheit des Einfachen. Eine Meereswelle oder ein Stück Wald (von Fontainebleau) haben mehr zu sagen als die gekünstelten, dekadenten Erzeugnisse der Pariser Akademie. Aus der urtümlichen Kraft der Natur⁵³ erhofft sich die „avantgarde des paysagistes“ eine Erneuerung der Zivilisation.⁵⁴

Bei William Turner, dem bedeutendsten Landschaftsmaler Englands im 19. Jahrhundert, kreist das gewaltige Œuvre um das Wasser. Einmal in topographischer Hinsicht als Vorlage für Stichserien (Turner reiste viel, um vor Ort zu zeichnen, und folgte hierbei gern den Flussläufen und Küsten),⁵⁵ dann in seinen Aquarellen und Gemälden in freier Gestaltung. Hierbei scheinen sich die Elemente zu verselbstständigen. Durch den spontanen Farbauftrag, wie etwa in „Fingals Höhle“ (Abb. 13),⁵⁶ wird das Wasser zum Urelement und soll dem ekstatischen Erlebnis der Natur entsprechen.⁵⁷ Turners Schöpfungen beschwören gleichsam die vier Elemente, das Wasser, das Licht, die Erde und das Feuer. Das Feuer in Gestalt von Dampfschiff und Eisenbahn bringt der Mensch hinein – insofern stehen sich hier Natur und Technik gegenüber. Aber führt dieses vierte Element nicht zum

⁵³ Herding, Klaus (1974): Egalität und Autorität in Courbets Landschaftsmalerei. In: Städel-Jahrbuch 5, S. 159–199, und ders. (Hrsg.) (1978): Realismus als Widerspruch. Die Wirklichkeit in Courbets Malerei. Frankfurt am Main.

⁵⁴ Zu Courbets Gesellschaftsauffassung: Rubin, James Henry (1980): Realism and Social Vision in Courbet & Proudhon. Princeton/NJ.

⁵⁵ William Turner, „Rivers of France“, „The Thames“, 1805; „Picturesque Views in England and Wales“, 1824–1838 u. a.; Literatur: Hawes, Louis (1982): Coastal Scenes. In: Kat. Presences of Nature: British Landscape 1780–1830. Hrsg.: Louis Hawes. New Haven: Yale Center for British Art 1982, S. 17–34; Kat. William Turner in Deutschland. Bearb.: Cecilia Powell. Mannheim: Städtische Kunsthalle / Hamburg: Kunsthalle 1995/1996.

⁵⁶ William Turner, „Fingal’s Cave“, ausgestellt 1832, Öl/Lwd., 91,5 x 122 cm; Yale Center for British Art, The Paul Mellon Collection; Literatur: Butlin, Martin / Joll, Evelyn (1984): The Paintings of J. M. W. Turner. 2. Auflage. New Haven u. London, Nr. 347, Pl. 350.

⁵⁷ Ob sich Turner tatsächlich an den Mast eines Schiffes binden ließ, um besser den Sturm zu erleben, wie angeblich auch Vernet? Vgl. Butlin/Joll (1984), Band 1, S. 247.

Untergang? So stehen sich Turners Sintflutbilder (1843)⁵⁸ und sein berühmtes Gemälde „Regen, Dampf und Geschwindigkeit“ (1844) nahe,⁵⁹ wo der Kampf der Eisenbahn gegen die Naturgewalt geschildert wird. Hier äußert sich Skepsis gegenüber der Zivilisation, die nach Karl Marx „immer mit ihrem Gegenteil schwanger geht“.⁶⁰ Sie führt auch bei Turner zu Aussagen über die „Letzten Dinge“.

Nicht in abstrakten Visionen, sondern mit äußerstem Detailrealismus arbeitete der englische Künstler William Dyce.⁶¹ Seine Kunst verstand der vielseitig begabte Dyce auch als Sendung im Sinne der Präraffaeliten, das heißt abgewandt von der falschen, seelenlosen Gegenwart. Sein „Pegwell Bay – eine Erinnerung an den 5. Oktober 1858“ (Abb. 14)⁶² zeigt eine Küstenansicht bei Ebbe, eine kahle Schlick- und Priellandschaft mit Resten von Leben, etwa kleinen Muscheln, die man sammeln kann. Darin wirkt die Familie Dyce eher fremdartig, wie Touristen aus der Stadt. Die Nüchternheit hat das Bild mit der Fotografie gemeinsam, die seit 1840 ihren Siegeszug antrat (Dyce wurde vorgeworfen, er habe sie benutzt). Bei allem Detailrealismus besteht doch ein kosmologischer Anspruch, denn am Himmel erscheint der Komet Donatis (nur im Original sichtbar).⁶³ Der Ort der kleinen Sonntagsfreuden wird überhöht durch ein kosmisches Ereignis – das nur alle 2000 Jahre stattfindet –, ein Bogen von der Muschel zum Weltenraum gespannt.

⁵⁸ William Turner, „Shade of Darkness – the Evening of the Deluge“ und „Light and Colour (Goethe’s Theory) – the Morning after the Deluge“, ausgestellt 1843, London, Tate Gallery; Literatur: Butlin/Joll (1984), Nr. 404 u. 405, Pl. 392 u. 393.

⁵⁹ William Turner, „Rain, Steam, and Speed – the Great Western Railway“, ausgestellt 1844, London, National Gallery; Literatur: Butlin/Joll (1984), Nr. 409, Pl. 414.

⁶⁰ Karl Marx: Die Revolution von 1848 und das Proletariat (The People’s Paper, 19. April 1856), zitiert nach: Rjazanov, David (1971): Karl Marx als Denker, Mensch und Revolutionär. 2. Auflage. Frankfurt am Main, S. 44.

⁶¹ Zu Dyce: Pointon, Marcia (1979): William Dyce, 1806–1864. A critical Biography. Oxford.

⁶² William Dyce, „Pegwell Bay: A recollection of October 5th, 1858“, Öl/Lwd., 63,5 x 88,9 cm, London, Tate Gallery; Literatur: Kat. Zwei Jahrhunderte englische Malerei. Britische Kunst und Europa 1680 bis 1880. München: Haus der Kunst 1979/1980, Nr. 371.

⁶³ Der Komet trat 1858 in Erscheinung. In der Vorstudie von 1857 (Aquarell in Aberdeen) ist noch kein Komet zu sehen; Literatur: Pointon, Marcia (1978): The Representation of Time in Painting: A Study of William Dyce’s „Pegwell Bay: A recollection of October 5th, 1858“. In: Art History 1, S. 99–103.

Im 19. Jahrhundert wird die Küste bei einigen Künstlern aus ethnographischem Blickwinkel geschildert. Der Fischer wird als Urbild eines „naturbelassenen“ Lebens entdeckt. Bei Jozef Israëls zum Beispiel wird der Tod eines Fischers zum Drama einer Schicksalsgemeinschaft (Abb. 15).⁶⁴ Es ist, als wollten die Maler eine gefährdete Welt festhalten: die einsamen Fischerdörfer, bevor sie zu mondänen Badekurorten „aufstiegen“,⁶⁵ die Fischer, bevor sie zum bloßen Anhängsel der Fisch verarbeitenden Industrie wurden. Noch war der Strand Ort des Schicksals, der vom Heroismus des einfachen Lebens zeugte. Der Fischer war – wie der Bauer bei Jean François Millet, Paula Modersohn-Becker oder Vincent van Gogh – der „natürliche“ Mensch und möglicher Keim einer neuen Gesellschaft. Eine Netzflickerin zum Beispiel wird bei Max Liebermann zur großen Heroine im Lebenskampf.⁶⁶

Ein späterer Nachfahre dieser Richtung war in Amerika Winslow Homer, der zu seinem Hauptthema das Meer wählte. Er konnte seine lebensbejahende Seite in „Eine Sommernacht“⁶⁷ oder die lebensbedrohliche Seite im harten Schicksal der Seefahrer zeigen. In „Nach dem Tornado“ (1899; Abb. 16)⁶⁸ verdeutlicht er die lebensverneinende Seite: Schön wie ein Schlafender liegt das Opfer am Strand, neben sich das zerbrochene (Lebens-)Schiff.

Im 19. Jahrhundert wird die Landschaft zum moralischen Programm erhoben und impliziert Zivilisationskritik (Courbet). Immer mehr ist der persönliche Erlebnisgehalt das Eigentliche – eine Rückbesinnung auf das Ele-

⁶⁴ Jozef Israëls, „Der Ertrunkene“, 1861, Öl/Lwd., 128,9 x 243,8 cm, London, National Gallery; Literatur: Dekkers, Dieuwertje (1994): Jozef Israëls. Een succesvol schilder van het vissergenre. Leiden, S. 229–235.

⁶⁵ Kat. Saison am Strand. Badeleben an Nord- und Ostsee, 200 Jahre. Bearb.: Bärbel Hedinger. Hamburg: Altonaer Museum 1986.

⁶⁶ Max Liebermann, „Die Netzflickerin“, 1887–1889, Öl/Lwd., 184 x 228 cm, Hamburg, Kunsthalle.

⁶⁷ Winslow Homer, „Eine Sommernacht“, 1890, Öl/Lwd., 102 x 77 cm, Paris, Musée d’Orsay.

⁶⁸ Winslow Homer, „Nach dem Tornado“, 1899, Aquarell, 38 x 54 cm; Chicago, Art Institute; Literatur: Kat. Winslow Homer. Bearb.: Lloyd Goodrich. New York: Whitney Museum of American Art 1973, Nr. 153; s. auch: Kat. Bilder aus der Neuen Welt. Amerikanische Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg.: Thomas W. Gaehtgens. Berlin: Nationalgalerie 1988.

mentare (Wasser, Erde, Licht) findet statt –, wobei das von Menschen gemachte vierte Element, das Feuer, auf die Gefährdung der Natur hindeutet (Turner). Auch das andere Extrem, „fotografische“ Naturtreue, belässt die Küste nicht als bloßes Abbild, sondern erweitert sie durch die kosmologische Dimension zum Sinnbild (Dyce). Eine weitere Richtung führt zum Bewohner der Küste, zum Fischer. Sein vom Meer bestimmtes Leben wird zum Gleichnis des schicksalhaften Lebenskampfes des Menschen (Israëls, Homer).

Im 20. Jahrhundert verhalf das Meer zum Aufbruch zu „neuen Ufern“: zuerst bei Paul Gauguin, dem bald die bretonischen Fischerdörfer nicht mehr genügten und der auf Tahiti das wahre Leben fand, wo Mensch und Natur sich noch in ursprünglicher Harmonie befanden, dann bei Emil Nolde, der 1913 eine Südseeinsel besuchte, und bei Max Pechstein,⁶⁹ der 1914 auf der Insel Palau im Pazifischen Ozean ein halbes Jahr blieb.⁷⁰ Bei diesen Malern spielte das Motiv von Küste und Meer eine herausragende Rolle. Im spontanen Zugriff sollte bei den Brücke-Malern (Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff, Max Pechstein u. a.) Glücksverheißung und wahre Kunst in eins fallen. Angesichts des freien Meeres⁷¹ (oder der nicht minder freien Seen von Moritzburg), der Freikörperkultur und der Freizeit erlebten diese Künstler ein paradiesisches „Südseeglück“, naturbejahend und zivilisationsverneinend. Pechsteins „Fischerkähne“ von 1911 (Abb. 17)⁷² stehen im Einklang mit der Natur wie die nackten Badenden. Im dynamischen, spontanen Duktus des schnell gemalten Bildes liegt das eigentliche schöpferische Credo.

Im 20. Jahrhundert wird die Kunst immer mehr zur individuellen Mythologie; der Künstler ist selbst das Programm – heutzutage meist getragen von dem Konzept einer Galerie. Singuläre Gestalten wie Max Beckmann

⁶⁹ Kat. Max Pechstein. Sein malerisches Werk. Hrsg.: Magdalena M. Moeller. Berlin: Brücke-Museum 1996/1997.

⁷⁰ Er kam mit 40 Reisekisten und Malgepäck in Palau an, sein Vorhaben wurde aber nach einem halben Jahr durch den Ausbruch des 1. Weltkriegs abgebrochen; Literatur: Lülff, Barbara (1996/1997): Die Suche nach dem Ursprünglichen. Max Pechstein und Palau. In: Kat. Berlin 1996/1997, S. 79–107.

⁷¹ Vgl. Wietek, Gerhard (Hrsg.) (1976): Deutsche Künstlerkolonien und Künstlerorte. München.

⁷² Max Pechstein, „Fischerkähne (Bucht in Nidden)“, 1911, Öl/Holz, 50 x 72 cm, Los Angeles County Museum of Art; Literatur: Kat. Berlin 1996/1997, S. 313, Abb. 56.

und Edvard Munch haben sich als Figurenmaler auch mit dem Meeres- bzw. Küsten- oder Strandmotiv auseinander gesetzt. In Beckmanns Bild „Lido“ von 1924 (Abb. 18)⁷³ wird der Strand zum Ort des Mummenschanzes, später zum Schauplatz verrätselnder Mythen.⁷⁴ Munchs „Schrei“ (Abb. 19)⁷⁵ fasst abbreviaturnhaft Landschaft und Porträt zusammen: vorn der konfliktreiche Mensch, erschüttert von einem Urschrei der Natur, der Himmel und Meer in Schwingungen versetzt. Wie die zahlreichen Meeres- und Küsten-Bilder bei Munch zeigen, gibt das mondbeglänzte oder sonnenbestrahlte Meer die Folie ab für einen davor abrollenden Lebensfries, für das Psychodrama von Liebe und Eifersucht, Einsamkeit und Tod.

Abschließend ein Blick auf die zeitgenössische Kunst. 1969 machte der amerikanische Verpackungs-Künstler Christo in einer gewaltigen Aktion bei Sidney (Australien) die Küste zum Thema (Abb. 20).⁷⁶ Verhüllung ist Aufhellung, denn die Neugier wird angestachelt. Mit einem großen Tuch (einem Wunderwerk der Zivilisation) wird das abgedeckt und verschnürt, was sonst nur die Elemente, das Wasser und die Erde, zudecken können. Vom Menschen zweckentfremdet, wird die Küste ästhetisiert – die natürliche Welt wird zur Kunstwelt.⁷⁷

Durch Rückbesinnung auf ursprüngliches (Südsee-)Leben nähern sich die Expressionisten der Küste als paradiesischem Glücksort fern der Zivili-

⁷³ Max Beckmann, „Lido“, 1924, Öl/Lwd., 72,5 x 90,5 cm, St. Louis, Morton D. May; Literatur: Göpel, Erhard / Göpel, Barbara (1976): Max Beckmann: Katalog der Gemälde. 2 Bände. Bern, Nr. 234.

⁷⁴ Vgl. Schubert, Dietrich (1997): Max Beckmanns Strand- und Meeres-Gemälde bis zur Emigration nach Amsterdam 1937. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 60, S. 90–114; Kat. Max Beckmann – Landschaft als Fremde. Hamburg: Kunsthalle 1998.

⁷⁵ Edvard Munch, „Der Schrei“, 1893, Öl/Pappe, 91 x 73,5 cm, Oslo, Nationalgalerie; Literatur: Svenaeus, Gösta (1968): Edvard Munch. Das Universum der Melancholie. Lund, darin Kapitel II: Der Schrei der Natur, S. 27–62, hier S. 52–53.

⁷⁶ Christo, „Wrapped Coast“, Little Bay, Sidney, 1969, 2,4 km, zwischen 50 und 250 m Breite. Es wurden ca. 300.000 qm synthetischer Stoff („erosion control fabric“), ca. 20 km Polypropylen-Seil und 25.000 Befestigungshaken verarbeitet. Das Team bestand aus 15 professionellen Bergsteigern und 110 Hilfsarbeitern, die in 17.000 Arbeitsstunden innerhalb einer Woche die Kunstaktion fertigstellten. Sie blieb zehn Wochen.

⁷⁷ Weitere Aktionen Christos im Zusammenhang mit der Küste: 1974 „Ocean Front“, 1983 „Surrounded Islands – Project for Biscayne Bay“, Miami, und 1991 „The Umbrellas“, Japan und USA.

sation (Pechstein). Die Küste war aber auch der Ort, wo der zivilisationsgeschädigte Mensch seine existentielle Gefährdung spürte (Beckmann, Munch). Mit Christo schließlich wird die Küste zur Küste. Die zeitweilige Verhüllung macht bewusst, dass die Küste von der Zivilisation zugedeckt werden kann.

Der Überblick über die Küstendarstellungen hat gezeigt, dass die Erfahrung und das Erlebnis des Meeres den Gehalt einer Küstendarstellung bestimmten. Die Küste war der Ort, wo Katastrophen wie Glücksmomente stattfanden. Nicht wenige Künstler suchten an der Küste den offenen Horizont. Noch war der Horizont nicht verstellt, noch ragte die Zivilisation nicht heran an die Küste, herrschaftsfrei bot sie sich an: ein Teil der Schöpfung, in dem sich der Kosmos spiegelt. Im Grenzgebiet zwischen Meer und Land, zwischen Natur und Zivilisation wurde der Mensch sich seiner Grenzen bewusst. Küstendarstellungen gehören zu einer Geschichte, die vom ganz Anderen der Zivilisation erzählt: vom Tod, vom Ursprung des Lebens und von der Sehnsucht nach Verjüngung durch dasjenige Element, das die Spur des Menschen auslöschen kann.

Literatur

- Andree, Rolf (1977): Arnold Böcklin. Basel u. München.
- Andrews, Malcolm (1994): *The Picturesque. Literary sources and documents*. 3 Bände. Montfield.
- Bätschmann, Oskar (1989): *Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750–1920*. Köln.
- Benker, Gertrud (1975): *Christophorus. Patron der Schiffer, Fuhrleute und Kraftfahrer. Legende, Verehrung, Symbol*. München.
- Börsch-Supan, Helmut / Jähnig, Karl Wilhelm (1973): *Caspar David Friedrich*. München.
- Burckhardt, Jacob (1860/1966): *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Stuttgart.
- Burke, Edmund (1757/1989): *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen*. Übersetzt v. Friedrich Basenge. Neu eingeleitet u. hrsg. v. Werner Strube. 2. Auflage. Hamburg.
- Busch, Werner (Hrsg.) (1997): *Landschaftsmalerei*. Berlin.
- Butlin, Martin / Joll, Evelyn (1984): *The Paintings of J. M. W. Turner*. 2 Bände. 2. Auflage. New Haven u. London.

- Catullus, Gaius Valerius / Tibullus, Albius (1968): *Catullus, Tibullus and Pervigilium Veneris*. Rev. and repr. London (The Loeb Classical Library).
- Columbus, Christoph (1956): *Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente*. Ausgewählt, eingeleitet u. erläutert v. Ernst G. Jacob. Bremen.
- Corbin, Alain (1994): *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. Frankfurt am Main.
- Darras, Jacques (1991): *La mer hors d'elle-même: l'émotion de l'eau dans la littérature*. Paris.
- Davies, Alice I. (1978): *Allart van Everdingen*. New York u. London.
- Dekkers, Dieuwertje (1994): *Jozef Israëls. Een succesvol schilder van het vissergenre*. Leiden.
- Delfos, Leo (1962): *Kulturgeschichte von Niederland und Belgien*. Bremen.
- Delumeau, Jean (1989): *Angst im Abendland*. Reinbek bei Hamburg.
- Dürer, Albrecht (1956): *Schriftlicher Nachlaß*. Band 1. Hrsg. v. Hans Rupp- rich. Berlin.
- Fernier, Robert (1977/1978): *La vie et l'œuvre de Gustave Courbet*. Cata- logue raisonné. 2 Bände. Paris.
- Friedländer, Max J. (1968): *Early Netherlandish Painting*. Vol. 3: Dieric Bouts and Joos van Gent. Leiden.
- Gage, John (1992): *Englische Anteile in Friedrichs Landschaft*. In: *Zeit- schrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 46, S. 43–53.
- Gebauer, Gunter (1983): *Auf der Suche nach der verlorenen Natur – Der Gedanke der Wiederherstellung der körperlichen Natur*. In: *Großklaus / Oldemeyer* (1983), S. 101–120.
- Gibson, Walter S. (1989): *„Mirror of the Earth“*. *The World Landscape in Sixteenth-Century Flemish Painting*. Princeton/NJ.
- Göpel, Erhard / Göpel, Barbara (1976): *Max Beckmann*. Katalog der Ge- mälde. 2 Bände. Bern.
- Goldberg, Gisela (1983): *Die Alexanderschlacht und die Historienbilder des bayerischen Herzogs Wilhelms IV. und seiner Gemahlin Jacobaea für die Münchner Residenz*. München.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm (1873): *Deutsches Wörterbuch*. Band 5. Leipzig.
- Großklaus, Götz / Oldemeyer, Ernst (Hrsg.) (1983): *Natur als Gegenwelt*. *Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*. Karlsruhe.
- Gruenter, Rainer (1953/1975): *Landschaft*. *Bemerkungen zur Wort- und Be- deutungsgeschichte* (1953). In: *Ritter, Alexander (Hrsg.) (1975): Land- schaft und Raum in der Erzählkunst*. Darmstadt, S. 192–207.

- Hartau, Johannes (1995): Welch entsetzliche Gewässer – Das Wasser als Katastrophe. In: *Kat. Wasser & Wein: zwei Dinge des Lebens*. Aus der Sicht der Kunst von der Antike bis heute. Hrsg.: Werner Hofmann. Krems: Kunsthalle 1995, S. 171–180.
- Hawes, Louis (1982): *Coastal Scenes*. In: *Kat. Presences of Nature: British Landscape 1780–1830*. Hrsg.: Louis Hawes. New Haven: Yale Center for British Art, S. 17–34.
- Herding, Klaus (1974): *Egalität und Autorität in Courbets Landschaftsmalerei*. In: *Städel-Jahrbuch 5*, S. 159–199.
- Herding, Klaus (Hrsg.) (1978): *Realismus als Widerspruch. Die Wirklichkeit in Courbets Malerei*. Frankfurt am Main.
- Hinz, Sigrid (Hrsg.) (1974): *Caspar David Friedrich in Briefen und Bekenntnissen*. 2. Auflage. München.
- Jacobus de Voragine (1969): *Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine*. Hrsg. v. Richard Benz. Köln u. Olten.
- Kindlers Malerei-Lexikon (1964–1971). 6 Bände. Zürich.
- Koch, Robert A. (1968): *Joachim Patinir*. Princeton/NJ.
- Koschorke, Albrecht (1990): *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt am Main.
- Leithäuser, Joachim Gustav (1958): *Mappae mundi*. Berlin.
- Lexikon der christlichen Ikonographie*. 8 Bände. Freiburg/Br. 1968–1976.
- Lülf, Barbara (1996/1997): *Die Suche nach dem Ursprünglichen*. Max Pechstein und Palau. In: *Kat. Berlin 1996/1997*, S. 79–107.
- Luhrs, Kathleen (Hrsg.) (1994): *American Paintings in the Metropolitan Museum of Art. Volume 1*. Princeton/NJ.
- Maaler, Josua (1561/1971): *Die Teütsch spraach*. Mit einer Einführung v. Gilbert de Smet. Hildesheim u. New York.
- Meisen, Karl (1981): *Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kultgeographisch-volkskundliche Untersuchung*. Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1931. Düsseldorf.
- Meiss, Millard (1968): *French Painting in the Time of Jean de Berry: The Boucicaut Master*. London.
- Nakahara, Yusuke (1984): *Christo Works 1958–1983*. Tokyo.
- Oraezie Vallino, Fabienne-Charlotte (1993): *Alle radice dell’etica ambientale*. In: *Storia dell’arte 78/79*, S. 183–257 u. 355–410.
- Paulußen, Markus (1997): *Jan Bruegel d. Ä. Weltlandschaft und enzyklopädisches Stilleben*. Diss. Aachen.

- Perrig, Alexander (1980): Leonardo: Die Anatomie der Erde. In: Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen 25, S. 51–80.
- Petriconi, Hellmuth (1959): Die verlorenen Paradiese. In: Romanistisches Jahrbuch 10, S. 167–199.
- Pigler, Andor (1974): Barockthemen. 2 Bände. 2. Auflage. Budapest.
- Plinius Secundus, Gaius d. Ä. (1978): Naturkunde. Lateinisch-deutsch. Hrsg. v. Roderich König. Buch XXXV. München: Heimeran.
- Pointon, Marcia (1978): The Representation of Time in Painting: A Study of William Dyce's „Pegwell Bay: A recollection of October 5th, 1858“. In: Art History 1, S. 99–103.
- Pointon, Marcia (1979): William Dyce, 1806–1864. A critical Biography. Oxford.
- Pope-Hennessy, John (1987): The Robert Lehman Collection. New York.
- Rahner, Hugo (1964): Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter. Salzburg.
- Rautmann, Peter (1979): Caspar David Friedrich. Landschaft als Sinnbild entfalteter bürgerlicher Wirklichkeitsaneignung. Frankfurt am Main.
- Reid, Jane Davidson (Hrsg.) (1993): The Oxford Guide to Classical Mythology in the Arts, 1300–1990. 2 Bände. Oxford.
- Reymond, Philippe (1958): L'eau, sa vie, et sa signification dans l'Ancien Testament. Leiden.
- Rjazanov, David (1971): Karl Marx als Denker, Mensch und Revolutionär. Frankfurt am Main.
- Roethlisberger, Marcel (1961): Claude Lorrain. The Paintings. 2 Bände. New Haven.
- Rosenblum, Robert (1975): Modern Painting and the Northern Romantic Tradition. Friedrich to Rothko. London.
- Rubin, James Henry (1980): Realism and Social Vision in Courbet & Proudhon. Princeton/NJ.
- Russel, Margarita (1986): Seascape into Landscape. In: Kat. Dutch Landscape. The Early Years. Haarlem and Amsterdam 1590–1650. Hrsg.: Christopher Brown. London, S. 63–71.
- Schama, Simon (1996): Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München.
- Schilling, Michael (1979): Imagines Mundi. Metaphorische Darstellungen der Welt in der Emblematik. Frankfurt am Main u. a.

- Schnackenburg, Bernhard (Hrsg.) (1996): Gemäldegalerie Alte Meister. Gesamtkatalog. 2 Bände. Mainz.
- Schubert, Dietrich (1997): Max Beckmanns Strand- und Meeres-Gemälde bis zur Emigration nach Amsterdam 1937. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 60, S. 90–114.
- Schulz-Hoffmann, Carla (1991): Max Beckmann. „Der Maler“. München.
- Simmel, Georg (1957): Philosophie der Landschaft (1912/1913). In: ders.: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Im Verein mit Margarete Susmann hrsg. v. Michael Landmann. Stuttgart, S. 141–152.
- Snell, Bruno (1955): Arkadien. Die Entdeckung einer geistigen Landschaft. In: ders.: Die Entdeckung des Geistes. 3. Auflage. Hamburg, S. 371–400.
- Steingräber, Erich (1985): Zweitausend Jahre europäische Landschaftsmalerei. München.
- Svenaesus, Gösta (1968): Edvard Munch. Das Universum der Melancholie. Lund.
- Traeger, Jörg (1980): „... als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären.“ Bildtheoretische Betrachtungen zu einer Metapher von Kleist. In: Kleist-Jahrbuch, S. 86–106.
- Wedewer, Rolf (1978): Landschaftsmalerei zwischen Traum und Wirklichkeit. Köln.
- Wietek, Gerhard (Hrsg.) (1976): Deutsche Künstlerkolonien und Künstlerorte. München.
- Wózniakowski, Jacek (1987): Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit. Frankfurt am Main.
- Zahlten, Johannes (1979): Creatio mundi. Darstellungen der sechs Schöpfungstage und naturwissenschaftliches Weltbild im Mittelalter. Stuttgart.
- Zelle, Carsten (1987): „Angenehmes Grauen“. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert. Hamburg.

Ausstellungskataloge

- Berlin 1988: Bilder aus der Neuen Welt. Amerikanische Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg.: Thomas W. Gaehtgens. Berlin: Nationalgalerie 1988.
- Berlin 1996/1997: Max Pechstein. Sein malerisches Werk. Hrsg.: Magdalena M. Moeller. Berlin: Brücke-Museum 1996/1997.

- Hamburg 1974: Caspar David Friedrich, 1774–1840. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1974.
- Hamburg 1976: William Turner und die Landschaft seiner Zeit. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1976.
- Hamburg 1977: Rügen, Vilm, Hiddensee (Norddeutsche Künstlerkolonien, Band 2). Bearb.: Christine Knupp. Hamburg: Altonaer Museum 1977.
- Hamburg 1978: Courbet und Deutschland. Hrsg.: Werner Hofmann. Hamburg: Kunsthalle 1978.
- Hamburg 1986: Saison am Strand. Badeleben an Nord- und Ostsee. 200 Jahre. Bearb.: Bärbel Hedinger. Hamburg: Altonaer Museum 1986.
- Hamburg 1998: Max Beckmann – Landschaft als Fremde. Hamburg: Kunsthalle 1998.
- Kiel 1985: Natur und Naturzerstörung. Kiel: Stadt- und Schiffahrtsmuseum 1985.
- Kiel 1998: Landschaft. Die Spur des Sublimen. Kiel: Kunsthalle 1998.
- Mannheim/Hamburg 1995/1996: William Turner in Deutschland. Hrsg.: Cecilia Powell. Mannheim: Städtische Kunsthalle / Hamburg: Kunsthalle 1995/1996.
- München 1979/1980: Zwei Jahrhunderte englische Malerei. Britische Kunst und Europa 1680 bis 1880. München: Haus der Kunst 1979/1980.
- München 1983: Im Licht von Claude Lorrain. Landschaftsmalerei aus drei Jahrhunderten. Bearb.: Marcel Roethlisberger. München: Haus der Kunst 1983.
- München 1993: Das Land am Meer. Holländische Landschaft im 17. Jahrhundert. Bearb.: Thea Vignau-Wilberg. München: Staatliche Graphische Sammlung 1993.
- New York 1973: Winslow Homer. Bearb.: Lloyd Goodrich. New York: Whitney Museum of American Art 1973.
- New York 1987: American Paradise. The World of the Hudson River School. New York: Metropolitan Museum of Art 1987.
- Rotterdam 1996/1997: Herren der Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Hrsg.: Jeroen Giltaij u. Jan Kelch. Rotterdam: Museum Boymans-van Beuningen 1996/1997.

Abbildungen

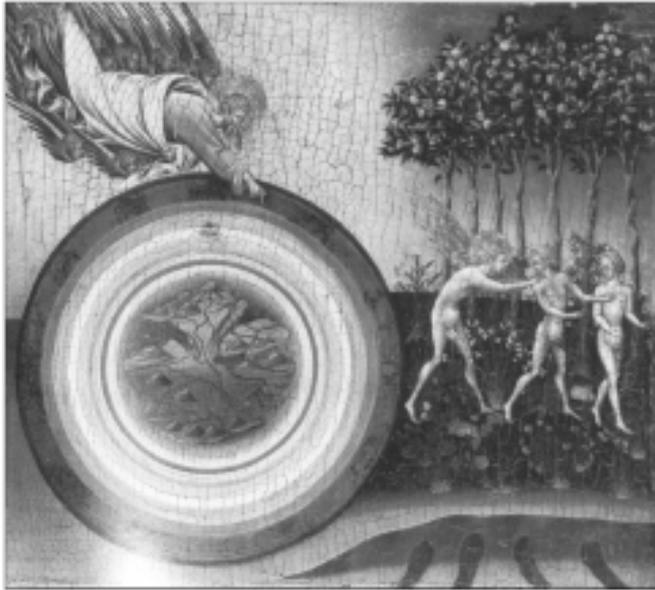


Abb. 1: Giovanni di Paolo, *Vertreibung aus dem Paradies*, 1445, New York, Metropolitan Museum of Art.

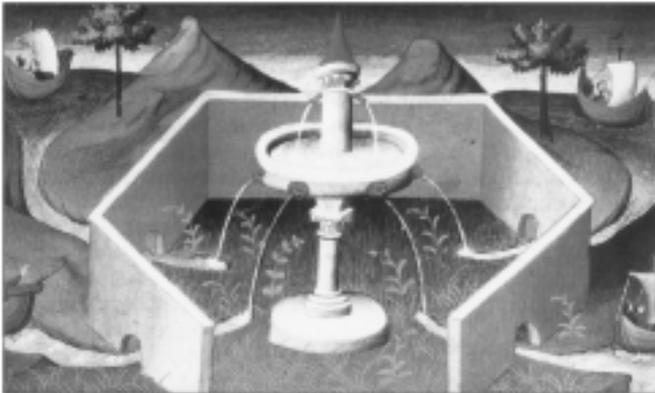


Abb. 2: Maître de Boucicaut und Maître de Bedford, Illustration aus: *Livre de merveilles*, Anfang 15. Jahrhundert. Paris, Bibliothèque Nationale.



Abb. 3: Dieric Bouts, *Hl. Christophorus* (rechter Flügel der *Perle von Brabant*), um 1467, München, Alte Pinakothek.



Abb. 4: Joachim Patinir, *Hl. Christophorus*, um 1520, Madrid, Escorial.



Abb. 5: Albrecht Altdorfer, *Alexanderschlacht*, 1529, München, Alte Pinakothek.



Abb. 6: Allart van Everdingen, *Seesturm in einer Felsenbucht*, um 1650, München, Schloß Schleißheim.



Abb. 7: Claude Lorrain, *Küstenlandschaft mit Acis und Galatea*, 1657, Dresden, Gemäldegalerie.



Abb. 8: Adriaen van de Velde, *Der Strand von Scheveningen*, 1658, Kassel, Staatliche Museen.



Abb. 9: Caspar David Friedrich, *Der Mönch am Meer*, 1808/1809, Berlin, Alte Nationalgalerie.

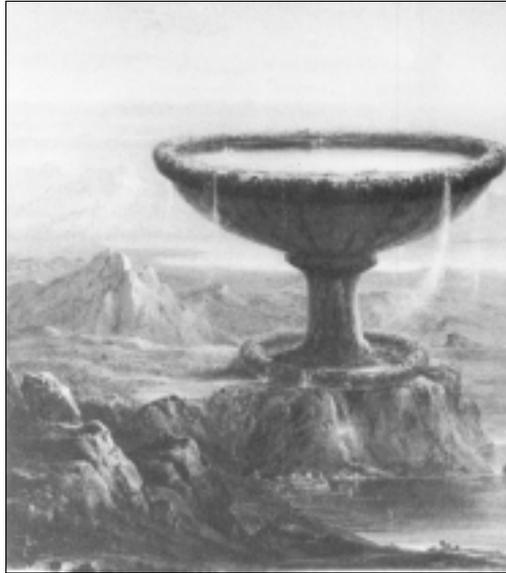


Abb. 10: Thomas Cole, *Der Pokal des Riesen*, 1833, New York, Metropolitan Museum of Art.



Abb. 11: Arnold Böcklin: *Villa am Meer*, 1878, München, Schack-Galerie.



Abb. 12: Gustave Courbet, *Die Welle*, Berlin, Alte Nationalgalerie.



Abb. 13: J. M. W. Turner, *Fingals Höhle*, 1822, Yale Center for British Art, The Paul Mellon Collection.



Abb. 14: William Dyce, *Pegwell Bay*, 1858, London, Tate Gallery.



Abb. 15: Jozef Israëls, *Der Ertrunkene*, 1861, London, National Gallery.



Abb. 16: Winslow Homer, *Nach dem Tornado*, 1899, Chicago, Art Institute.



Abb. 17: Max Pechstein, *Fischerkähne (Bucht in Nidden)*, 1911, Los Angeles, County Museum of Art.



Abb. 18: Max Beckmann, *Lido*, 1924, St. Louis, USA.

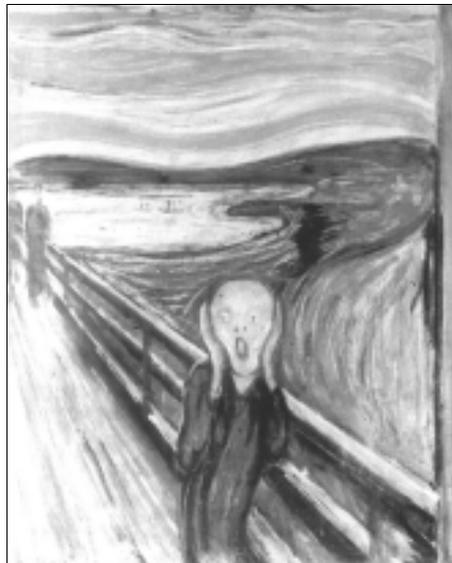


Abb. 19: Edvard Munch, *Der Schrei*, 1893, Oslo, Nationalgalerie.

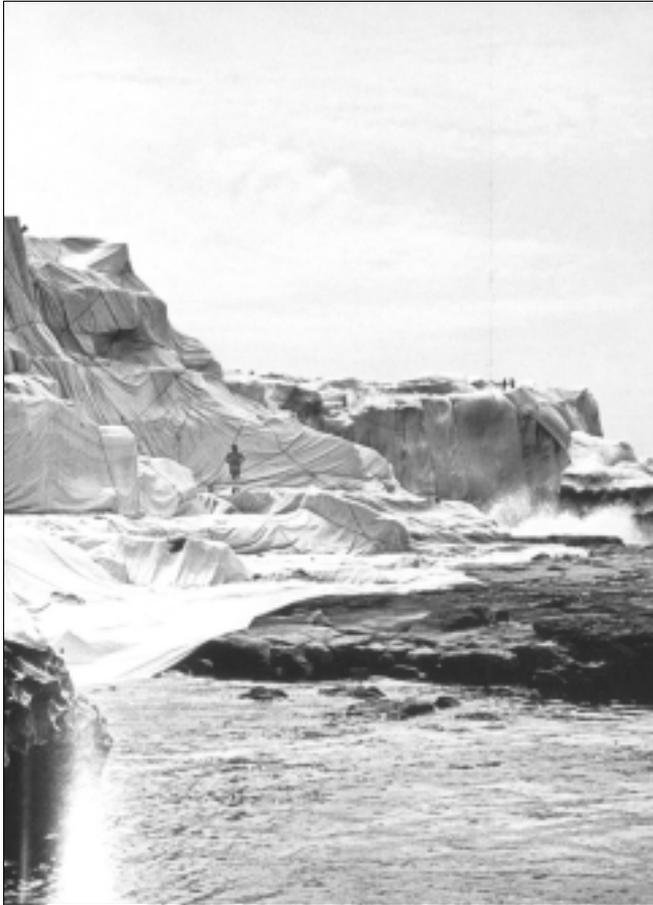


Abb. 20: Christo, *Wrapped Coast* (1969, Little Bay, Sidney).

Ungeheuer und unbekannte Größen

Meer und Küste im Spiegel meereskundlicher Lehrbücher seit dem 18. Jahrhundert

Gerd Wegner¹

1 Einleitung: Zur frühen Entwicklung des marinen Wissens

Das Meer, insbesondere sein Übergang zum bewohnbaren Land, das unmittelbare Küstenvorfeld, wurde schon in vorgeschichtlichen Zeiten befahren, und sei es nur zum Fischfang.² Doch nicht nur die Küstenbewohner, Fischer und Seefahrenden setzten sich seit eh und je sehr direkt mit dem Meer als solchem auseinander, auch Geographen, Mathematiker, Astronomen, Herrscher und auch in Glaubenssachen Reisende legten „erfahrene“ bzw. erseelte Kenntnisse über Verteilungen von Land und Wasser, von „Merkwürdigkeiten“ jenseits der Uferlinien und damit ihre ganz spezielle Auffassung von dem wellenbewegten Teil ihrer Welt nieder. Sehr anschaulich stellen sie sich zum Beispiel in uns überlieferten Karten dar, die immer Küsten als die äußersten Grenzen menschlicher Siedlungsgebiete enthalten.

Zu den ersten Darstellungen vom Meer zählen die Radkarten, die von den Zeiten der Babylonier (5. Jahrhundert v. Chr.) bis ins mittelalterliche

¹ In modifizierter Form erschienen als: Wegner, Gerd (2001): Meerestiefen und Küsten in deutschen meereskundlichen Lehrbüchern seit dem 18. Jahrhundert. In: Historisch-Meereskundliches Jahrbuch 8, S. 7–46.

² Siehe zum Beispiel: Sahrhage, Dietrich / Lundbeck, Johannes (1992): A History of Fishing. Berlin u. a., S. 5–55.

Europa verfertigt wurden. Fischer³ interpretiert die schematische T-O-Darstellung der Gewässer in den frühen Karten dieses Typs, in denen große Flüsse wie der Nil zusammen mit dem Übergang von der Ägäis zum Schwarzen Meer und dem Mittelmeer das „T“ und der Oceanus als allumfassende Berandung des Erdkreises das „O“ bildeten (Abb. 1),⁴ im Wesentlichen als etwas Trennendes: Die Kontinente Afrika, Asien und Europa voneinander separierend, war dem Meer seine Funktion als Völker verbindender und mühsame Landwege ersparender Verkehrsweg in dieser Art Karten nicht anzusehen. Diese Darstellungen dienten somit nicht einer Vermittlung von naturkundlichem Wissen über das Meer und die Küsten.

Wenn auch in der berühmten Ebstorfer Weltkarte von 1235, ebenfalls eine Radkarte, schon recht genaue Küstendetails und Inseln des Mittelmeers zum Beispiel den Kreuzzüglern Informationen zu vorhandenen oder möglichen Versorgungs- und Schifffahrtsstützpunkten boten, wurde das ersegelte Wissen der Küstenverhältnisse und der Seedistanzen zwischen den Küsten in größerem Umfang erstmalig in den Portolankarten des Mittelmeeres aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts dargestellt. Schon einige Jahrzehnte später gab es, für den Seeverkehr in unseren Breiten direkt nutzbar, diese Karten mit zunehmender, zum Teil beachtlicher Genauigkeit des Küstenverlaufes auch für die Nord- und Ostsee.⁵

Die Wiederentdeckung der ptolemäischen Erdvorstellungen in der Renaissance führte zum Denken über den beschränkten Erdkreis hinaus. Mit den daraus folgenden unterschiedlichen Versuchen, die Erdkugel in Kartenflächen oder als dreidimensionalen Körper darzustellen, bot sich schon die Erkenntnis an, dass die Meeresflächen die Landflächen der Erdkugel überwogen. Aber die übernommene Ansicht der Antike, Land und Wasser auf der Erde müssten in Harmonie, sprich gleichgewichtig verteilt sein, ließ die Vorstellung von der ausgleichenden *terra australis* auf der unerforschten

³ Fischer, Heinz (1993): Meere und Küsten in alten Karten und Atlanten. Ein Beitrag zur geographiehistorischen Fortschreibung. In: Wieneke, Friedrich (Hrsg.): Beiträge zur Geographie der Meere und Küsten. München, S. 225–235, hier S. 225.

⁴ Peschel, Otto (1877): Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Carl Ritter. 2. verm. u. verb. Auflage. Hrsg. v. Sophus Ruge. München, Abb. auf S. 101.

⁵ Lang, A[rend] W[ilhelm] (1968): Seekarten der südlichen Nord- und Ostsee. Ihre Entwicklung von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Hamburg u. Berlin, S. 2–3.

Südhalbkugel entstehen.⁶ Erst durch die Ergebnisse der Cook'schen Weltumsegelungen 1768 bis 1779 schrumpfte dieser Phantasie-Kontinent und wich der Vorstellung vom flächenmäßigen Übergewicht der Ozeane auf der Erdkugel.

„Im übrigen zeichnen sich zahlreiche See- und Meereskarten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die Abbildung von allerlei Seeungeheuern aus und dies wohl nicht nur als Verzierung.“⁷ Als Mischung von Phantasie, Glaubensfesseln, Seemannsgarn, Nebelgespinsten sowie tatsächlichen Gefahrenquellen und Beobachtungen entstanden, füllten diese „Meeresbewohner“ die großen Räume der Meere in den weiten, sonst weitgehend leeren Seeflächen der Karten und setzten sich so in den Köpfen der Zeitgenossen auf See, aber auch an Land, fest. Und zwar nachhaltig! Denn Begegnungen mit diesen Ungeheuern bedeuteten für die Seefahrer meist Überlebenskämpfe, wie zum Beispiel Olaus Magnus (1490–1558) allen Interessierten mit seiner *Carta marina*⁸ eindringlich vor Augen führte (Abb. 2). auch derartige Karten als Wissensquellen dienten am wenigsten navigatorischen Zwecken oder der Vermittlung meereskundlicher Erkenntnisse. Eher zur Dokumentation weltlicher oder geistlicher Herrschaftsansprüche entstanden, bedurften sie keiner mariner naturwissenschaftlicher Details, während die dargestellten Gefahren unbefugte Fischer und Überseehändler von dem entsprechenden Seegebiet abschrecken sollten, zum Wohle der eigenen Untertanen, die hier ihrem Broterwerb nachgingen. Und die Ungeheuer machten unmissverständlich klar, dass in den durch sie hervorgerufenen Seenöten Hilfe und Erlösung einzig und allein vom allmächtigen Gott zu erhalten war.

Die spätmittelalterlichen Fabeln und Fabeltiere riefen mindestens bis ins 18. Jahrhundert nicht nur bei mit der See Befassten die Vorstellung „Meer = Ungeheuerlichkeit“ hervor (Abb. 3).⁹ Aber parallel dazu wurde auch in

⁶ Marcinek, Joachim / Rosenkranz, Erhard (1996): Das Wasser der Erde. Eine geographische Meeres- und Gewässerkunde. 2. überarb. u. erw. Aufl. Gotha, S. 15. Siehe auch: Peschel (1877), S. 60.

⁷ Fischer (1993), S. 228.

⁸ Magnus, Olaus (1539): *Carta marina et descriptio septemtrionalium terrarum ac mirabilium rerum in eis contentarum diligentissime elaborata*. Venedig.

⁹ Noch 1788 bildete der Grönland-Missionar Paul Egede (1709–1789) dieses Meereslebewesen vor der westgrönländischen Küste ab. Egede, Paul (1788): *Nachrichten von Grönland*. Aus einem Tagebuch, geführt von 1721 bis 1788. Kopenhagen, Abb. vor S. 15.

unseren Breiten das bei den Seefahrern umfangreich vorhandene Wissen über das Meer von kundigen Steuerleuten und Lotsen zum Nutzen der Kollegen als Segelanweisungen in Seebüchern aufgeschrieben (Leeskaart-Bücher, Vorläufer der heutigen Seehandbücher) oder in Küsten- und Seekarten skizziert (Schetskaarten, Vorläufer der heutigen Seekarten).¹⁰ Damit standen handschriftlich nachweisbar schon seit 880, gedruckt spätestens seit dem 16. Jahrhundert nicht nur den Seeleuten Informationen und meereskundliche Fakten zur Verfügung: Küstenverläufe, Ansteuerungen der Häfen, Wassertiefen und Strömungsverhältnisse, meteorologisch bedingte Veränderlichkeiten zum Beispiel der Strömungen im Küstenvorfeld, auf der offenen See und auf Ankergründen waren dokumentiert.

Ein weiterer, ganz erheblicher Teil des Wissens über marine Phänomene steckte seit den Zeiten des Klassischen Altertums in geographischer und biologischer Literatur. Hinzu kam der wachsende Anteil von Erkenntnissen über Küsten und Meer in den Reiseberichten aller Perioden. Die Wiederaufarbeitung und Ergänzung Ersterer sowie die geradezu Mode werdenden Aufzeichnungen der auf Reisen angetroffenen „Denk- und Merkwürdigkeiten“ seit der Renaissance stellten im 17. Jahrhundert zusammen mit den Anschaulichkeitshilfen der Schetskaarten die Basis für erste Werke dar, die Meeresteile geographisch-naturkundlich beschrieben. Stellvertretend für etliche weitere seien hier nur genannt: die *Geographia generalis* (Amsterdam 1650) von Bernhard Varenius (1621/22–1650), die mehrbändige *Geographia et Hydrographia reformata* (Venedig 1662) von Giovanni Battista Riccioli (1598–1671), die *Osservazioni intorno al Bosfero Tracio* (Rom 1681) und die *Histoire physique de la mer* (Amsterdam 1725) von Luigi Fernando Marsigli (oder Marsilli; 1658–1730).¹¹ In diese – unvollständige – Reihung erster umfassenderer meereskundlicher Werke¹² sind noch einzufügen: *Dissertationes de fundo maris* von Robert Boyle (1627–1691) und *Untersuchungen vom Meere* (Frankfurt am Main u. Leipzig 1750) von Jo-

¹⁰ Zum Werdegang der Bücher von der *Leeskaart* zum Seehandbuch und von der Skizzenkarte zur Seekartographie einschließlich der nautisch-technischen Hintergründe siehe: Lang (1968).

¹¹ Paffen, Karlheinz / Kortum, Gerhard (1984): Die Geographie des Meeres. Disziplingeschichtliche Entwicklung seit 1650 und heutiger methodischer Stand. Kiel, S. 20–21.

¹² Ausführlicheres bei: Paffen/Kortum (1984), S. 20–38.

hann Sigismund Valentin Popowitsch (1705–1774), denn auf diese beiden Arbeiten wird unten Bezug genommen. Gemeinsam ist allen, dass sie nur jeweils Teile der beschriebenen geographischen Gebiete und ihrer Phänomene erhellten. Umfassenderes war den Autoren meist noch nicht bekannt.

2 Genutzte Werke und Anmerkungen zu deren zeitlichen Hintergründen

Der Zeitraum

Zum Ende des 18. Jahrhunderts, also einige Jahrzehnte nach diesen Werken, hatte sich die aufgewirbelte Trübung der ersten intensiveren Arbeiten vor den Küsten und in den Weiten und Tiefen der Meere gelegt. Es standen nicht übermäßig viele, aber in verschiedenen Meeresgebieten gewonnene Messergebnisse mit teilweise unterschiedlichen Interpretationen zum Vergleich und zur Errichtung eines überzuordnenden meereskundlichen Gedankengebäudes für die Gelehrten bereit. Der „Kanzlei-Director beim General-Post-Amt in Berlin“,¹³ Johann Friedrich Wilhelm Otto (1743–1814), hatte als „Mitgl. d. Gesellsch. naturf. Freunde daselbst“¹⁴ von 1776 bis 1803 mit besonderem Interesse über geo- und hydrographische Themen gearbeitet und war, wie die von ihm genannten Literaturzitate belegen, bestens mit dem aktuellen Stand geographisch-meereskundlicher Forschung vertraut. Sein Wissen – und damit einen großen Teil der seinerzeit aktuellen Kenntnisse und Hypothesen – fasste er in dem zweibändigen 8^o-Werk *Abriß einer Naturgeschichte des Meeres. Ein Beytrag zur physischen Erdbeschreibung*¹⁵ zusammen. In seinem Vorwort finden wir unter anderem eine kritische Beurteilung eines Teils der oben genannten und nicht genannten frühen meereskundlichen Literatur:

¹³ J[ohann] C[hristian] Poggendorff (1863): Biographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften. Band 2. Leipzig, S. 339.

¹⁴ Ebd., S. 1432.

¹⁵ Otto, Johann Friedrich Wilhelm (1792/1794): Abriß einer Naturgeschichte des Meeres. Ein Beytrag zur physischen Erdbeschreibung. 2 Bände. Berlin.

„Boyle war der erste, welcher sich um eine genauere Kenntnis dieses Theils der Erdkugel bemühet; er hinterließ ein Werk* [*Robert Boyle Dissertationes de fundo maris], worin man jedoch das wenigste von dem findet, was man darin zu suchen berechtigt ist, und welches uns nur einige Nachrichten über die Unebenheiten des Grundes und der Tiefe des Meeres liefert. Marsilii Geschichte des Meeres gründet sich bloß auf Beobachtungen, die er auf dem mittelländischen Meere angestellt hat, und ist unvollständig** [*Histoire physique de la Mer; ouvrage enrichi de figures d'après la nature, par Lois Ferdinand Comte de Masilli. A. Amsterdam 1725. in folio.]. Popowitsch Untersuchungen, ein mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßtes Buch, gehen mehr auf Nebensachen, als auf die Darstellung einer physischen Geschichte des Meeres* [*Untersuchungen vom Meere, auf Veranlassung einer Schrift de Columnis Herculi des Prof. Schwarz. Frankf. und Leipz. 1750. in 4.]. Alle drey enthalten indessen wichtige Materialien zu meinem Zwecke.“¹⁶

„Sein Zweck“ war die Zusammenfassung des aktuellen Wissensstandes zu eben der genannten Naturgeschichte des Meeres. Diese alle Meere unter geographischen, physikalischen und chemischen Aspekten umfassende Naturkunde (das, was heute allgemein unter dem Wort „Ozeanographie“ verstanden wird) war eine erste „Allgemeine Meereskunde“. In ihrer Konzeption, der Zusammenfassung der mindestens schon seit Varenius angedachten geographischen, auf das gesamte Weltmeer bezogenen Fragekomplexe, enthielt sie auch heute noch aktuelle Aspekte: Ottos Grundschema umfasste „bereits die wesentlichen Grundelemente jeder modernen Darstellung der Ozeanographie in fast identischer Anordnung“,¹⁷ wie sie unter anderem der *Allgemeinen Meereskunde* von Günter Dietrich et al. von 1975¹⁸ zugrunde liegt.

Nebenbei: Der Name *Allgemeine Meereskunde* fand schon etliche Jahrzehnte vor Dietrich als Buchtitel Verwendung, unter anderem 1893 für ein meereskundliches Kompendium von Johannes Walther.¹⁹

¹⁶ Otto (1792/1794), Bd. 1, S. 3–4.

¹⁷ Paffen/Kortum (1984), S. 36.

¹⁸ Dietrich, Günter † / Kalle, Kurt † / Krauss, Wolfgang / Siedler, Gerold (1975): *Allgemeine Meereskunde. Eine Einführung in die Ozeanographie*. 3. Auflage. Berlin u. Stuttgart 1975.

¹⁹ Walther, Johannes (1893): *Allgemeine Meereskunde*. Leipzig.

Mit der quasi „Allgemeinen Meereskunde“ von Otto und der *Allgemeinen Meereskunde* von Dietrich et al. ist der Zeitrahmen für diese Betrachtung abgesteckt: Der Wandel des Wissens um die sichtbaren Ufer an sich und die nur über Messungen genau zu erfassenden Meerestiefen soll hier über die knapp 200 Jahre zwischen dem Erscheinen der beiden Werke aufgezeigt werden. Auf die Vorstellungen über die Tiefen wird ausführlicher eingegangen, sind sie doch die „direkte“, aber verborgene Fortsetzung der hier im Mittelpunkt stehenden Küsten.

Da das jeweilige ozeanographische Fachwissen über derartige Fachbücher und nachfolgende populärwissenschaftliche Werke bis in breitere Bevölkerungsschichten weitergegeben wurde (und wird), werden für diese Betrachtung weitere Kompendien aus den zwischen den Otto'schen und Dietrich'schen Werken liegenden knapp zwei Jahrhunderten herangezogen. Die Auswahl erfolgte zum einen nach Zeitabschnitten in der Geschichte der geographischen Meereskunde, die Paffen und Kortum erarbeitet haben,²⁰ und zum anderen nach dem Bestand an Werken in der Bibliothek des Bundesamtes für Seeschifffahrt und Hydrographie (BSH) in Hamburg,²¹ die, für die Zeitabschnitte in der einen oder anderen Weise repräsentativ, mir zugänglich waren.

Werke und Hintergründe

Der *Abriß einer Naturgeschichte des Meeres* von Johann Friedrich Wilhelm Otto²² steht am Anfang dieser Betrachtung, weil er am Ende des 18. Jahrhunderts zum einen einen umfassenden Überblick über weit verstreute meereskundliche Arbeiten gab und ein heute noch brauchbares Gliederungskonzept nutzte. Zum anderen stellt das Werk „in gewisser Weise zunächst einmal das Endglied der mit Varenius begonnenen Entwicklung in der wis-

²⁰ Paffen/Kortum (1984).

²¹ Den Kolleginnen Ingrid Koslowski, Martina Lübben, Antje Lück, Stella Meyer, Angeli- que Schulze und Monika Woisin-Michelsen in der BSH-Bibliothek an dieser Stelle meinen herzlichen Dank für manche großzügige Öffnungszeit und unermüdliche Hilfe bei meinen vielen Sonderwünschen!

²² Leider stand mir nicht „der berichtigte und erweiterte Abriß“ (Paffen/Kortum [1984], S. 35) zur Verfügung: Johann Friedrich Wilhelm Otto (1800): *System einer allgemeinen Hydrographie des Erdbodens*. Berlin.

senschaftlichen Beschäftigung mit dem Meer zumindest aus deutscher Sicht dar“²³ endeten doch mit dem 18. Jahrhundert die großen Seeunternehmungen in der Form der noch überwiegenden Entdeckungsreisen.

Mit dem 19. Jahrhundert, „als außerhalb der polaren Räume zur See keine spektakulären Entdeckungen mehr zu erwarten waren, gewannen die begleitenden meereskundlichen Beobachtungen und andere wissenschaftliche Erkundungen in mehr gezielter und systematischer Form an Bedeutung“²⁴ bei Ausbildungsfahrten und handelspolitischen Seereisen. In dieser Periode der großen Weltumseglungen waren die geographischen, meereskundlichen und meteorologischen Daten dank verbesserter nautischer und wissenschaftlicher Instrumente um einiges genauer geworden als in den vorhergehenden Zeiten. Das schlug sich in neuen Lehrbüchern nieder, zum Beispiel in der 1855 in New York erschienenen *Physical Geography of the Sea* des berühmten „Pfadfinders der Meere“,²⁵ Matthew Fontaine Maury (1806–1873). Aus der deutschen Bearbeitung *Die physische Geographie des Meeres* von C. Böttger,²⁶ und zwar aus deren zweiter, „mehrfach veränderter und vermehrter“ Auflage von 1859,²⁷ werden die neuen Wissensstände der hier zu betrachtenden Teilgebiete entnommen.

Waren es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum großen Teil handelspolitische Interessen, die das meereskundliche Wissen zwecks direkter Anwendung in der Seeschifffahrt wachsen ließen, so sorgten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts imperiale Ambitionen der europäischen Mächte einerseits und die technische Entwicklung andererseits für zusätzliche Forschungsimpulse: Das größtmögliche Ausnutzen der Naturgegebenheiten für Kriegs- und Handelsmarinen zwischen den Mutterländern und ihren Kolonien erforderte gründliche Kenntnisse unter anderem von Strö-

²³ Paffen/Kortum (1984), S. 35.

²⁴ Ebd., S. 39.

²⁵ Diesen Beinamen (englisch: Pathfinder of the Sea) erhielt Maury international in Anerkennung seines erfolgreichen Eintretens für das Sammeln maritim-meteorologischer Daten auf möglichst allen Seeschiffen und die Nutzung der Daten nach statistischer Auswertung für Segelanweisungen. Siehe u. a.: Schumacher, Arnold (1953): Matthew Fontaine Maury und die Brüsseler Konferenz 1853. In: Deutsche Hydrographische Zeitschrift 6, S. 87–93.

²⁶ C. Böttger war Professor am Gymnasium in Dessau. Weiteres wurde nicht ermittelt.

²⁷ Maury, M[atthew] F[ontaine] (1859): Die physische Geographie des Meeres. Deutsch bearbeitet von C. Böttger. 2. mehrf. veränderte u. verm. Auflage. Leipzig.

mungen, küstennahen Tiefenverteilungen, Luft- und Wassertemperaturen sowie den meteorologischen Parametern Luftdruck, Windrichtung und -geschwindigkeit entlang der Seewege. Und die neuen transozeanischen Fernsprechkabel ließen sich nur bei genauer Kenntnis ozeanischer Tiefenverhältnisse erfolgreich verlegen. Welche Bedeutung der Meereskunde in Deutschland während der imperialen Phase an „höherer Stelle“ beigemessen wurde, belegt unter anderem die Gründung des „Instituts und Museums für Meereskunde“ auf kaiserliche Anordnung im Jahre 1900. Und zwar in Berlin, „weil hier ein breiter Wirkungskreis auf verschiedene Gesellschaftsschichten gesichert“ sei.²⁸

Mit dem Wachsen der meereskundlichen Erkenntnisse und des Personenkreises, der dieses Wissen beruflich im Zusammenhang mit der Schifffahrt nutzen sollte, erschien neben populärwissenschaftlichen Darstellungen eine größere Zahl neuer und aktualisierter Schul- und Universitätslehrbücher sowie Nachschlagewerke. Aus der Gruppe der zusammenfassenden Darstellungen für Praktiker und Wissenschaftler hoben sich 1884/87 die beiden Bände des *Handbuches der Ozeanographie* von Georg von Boguslawski (1820–1884) und Otto Krümmel (1854–1912)²⁹ hervor. Sie erreichten das selbst gesteckte Ziel, „den jetzigen Standpunkt der wissenschaftlichen Meereskunde möglichst genau darzustellen“.³⁰ Die Fülle nachfolgender neuer Erkenntnisse, nicht zuletzt gewonnen von deutscher Seite getreu dem Kaiser-Wort „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser“, ließ Krümmel³¹ das Handbuch schon einige Jahre später zur zweiten Auflage gründlich überarbeiten und ergänzen. Deren Band 1 erschien 1907, Band 2 im Jahr 1911,³²

²⁸ Lüdecke, Cornelia (1997): Erich von Drygalski und die Gründung des Instituts und Museums für Meereskunde in Berlin. In: Historisch-meereskundliches Jahrbuch 4, S. 19–36, hier S. 25.

²⁹ Boguslawski, Georg von (1884): Handbuch der Ozeanographie. Band 1: Räumliche, physikalische und chemische Beschaffenheit der Ozeane. Stuttgart; Boguslawski, Georg von / Krümmel, Otto (1887): Handbuch der Ozeanographie. Band 2: Die Bewegungsformen des Meeres. Mit einem Beitrag v. K[arl Jacob] Zöppritz. Stuttgart.

³⁰ Nach: Paffen/Kortum (1984), S. 93.

³¹ Zur Bedeutung Otto Krümmels für die moderne Meereskunde siehe: Ulrich, Johannes / Kortum, Gerhard (1997): Otto Krümmel (1854–1912). Geograph und Wegbereiter der modernen Ozeanographie. Kiel.

³² Krümmel, Otto (1907): Handbuch der Ozeanographie. Band 1: Die räumlichen, chemischen, und physikalischen Verhältnisse des Meeres. 2. Auflage. Stuttgart; Krümmel, Ot-

fast am Ende des von Georg Wüst (1890–1977) als „Era of Exploration“³³ bezeichneten Zeitraumes von 1873 bis 1914. Beide Ausgaben dieses – auch international anerkannten – Standardwerkes von Boguslawski und Krümmel sind hier zu berücksichtigen. Als beliebige Beispiele für die Fülle der Veröffentlichungen dieser Ausbauphase³⁴ werden herangezogen: die oben genannte *Allgemeine Meereskunde* (1893) von Johannes Walther,³⁵ das *Handbuch der Geographie. Der Große Seydlitz* in der 25. Bearbeitung (1912)³⁶ und die *Grundzüge der Physischen Erdkunde* von Alexander Supan³⁷ in der 6. Auflage (1916).

Schon vor Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden regionale systematische marine Forschungsschwerpunkte mit internationaler Koordination im Hinblick auf baldige direkte Nutzenanwendung, zum Beispiel für die Fischerei.³⁸ Gleichzeitig entwickelte sich die mathematisch-physikalische Durchdringung der marinen Phänomene zur eigenständigen und vollwertigen Betrachtungsweise der Meere, so dass die Ozeanographie sich als eigenes Fach aus der physischen Geographie heraus verselbstständigte. Der Diversifizierung und Intensivierung der meereskundlichen Teilbereiche folgte eine publikatorische Verbreiterung in neue Fachreihen, die – so ließe sich aus den Anzahlen der in der vorangegangenen und der in dieser Periode erschienenen Zusammenfassungen schließen³⁹ – die Zusammenfassung der aktuellen Teilergebnisse zu Kompendien teilweise erübrigten. Vielleicht wa-

to (1911): *Handbuch der Ozeanographie*. Band 2: Die Bewegungsformen des Meeres (Wellen, Gezeiten, Strömungen). 2. Auflage. Stuttgart.

³³ Wüst, Georg (1964): *The Major Deep-Sea Expeditions and Research Vessel, 1873–1960. A Contribution to the History of Oceanography*. London u. New York, S. 4.

³⁴ Paffen/Kortum (1984), S. 96.

³⁵ Walther (1893).

³⁶ Seydlitz, Ernst von (1912): *Handbuch der Geographie*. Jubiläums-Ausgabe „Der Große Seydlitz“. 25. Bearb. v. E. Oehlmann. Breslau, S. 683–697.

³⁷ Supan, Alexander (1916): *Grundzüge der Physischen Erdkunde*. 6. umgearb. u. verb. Auflage. Leipzig.

³⁸ Siehe zum Beispiel: Paffen/Kortum (1984), S. 72–75.

³⁹ Dazu siehe zum Beispiel: Mills, Eric (1997): „Physische Meereskunde“. *From Geography to Physical Oceanography in the Institut für Meereskunde, Berlin, 1900–1935*. In: *Historisch-meereskundliches Jahrbuch* 4, S. 45–70, hier S. 46–47. Oder: Paffen/Kortum (1984), S. 92–96.

ren es anfangs, nach Krümmels großem Werk, nur der fehlende Bedarf und dann die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, die nur relativ wenige, sich zunehmend spezialisierende Zusammenfassungen entstehen ließen, wie zum Beispiel die *Physik des Meeres* (1928, als Beitrag zum *Handbuch der Experimentalphysik*) und die *Dynamische Ozeanographie* (1929) von Albert Defant (1884–1974) oder die *Allgemeine Meereskunde* (1936) von Bruno Schulz (1888–1944).⁴⁰ Letzteres Werk wird hier einbezogen.

Das physikalisch-meereskundliche Wissen, das vor und im Zweiten Weltkrieg sowie in der ersten Phase des Kalten Krieges aus militärischer und politischer „Notwendigkeit“ mit Vehemenz zusammengetragen wurde in und an allen vermeintlich strategisch wichtigen Meeren, brachte im anschließenden internationalen Austausch grundlegende Wissenserweiterungen. Auf dieser neuen Basis gaben 1956 Günter Dietrich (1911–1972) und Kurt Kalle (1898–1975) ihre *Allgemeine Meereskunde* heraus.⁴¹

Eine internationale Förderphase der marinen Wissenschaften folgte ab 1961. In einer Rede vor dem Kongress hatte John F. Kennedy, Präsident der USA, am 23. Februar 1961 die Erforschung des weitgehend unbekanntes Meeresraumes der damals spektakulären Weltraumforschung als nationale Aufgabe gleichgestellt⁴² und damit eine „Begeisterungswelle“ bei Verbündeten und ideologischen Gegnern erzeugt. In der Bundesrepublik Deutschland bot die unter anderem durch das FS „Meteor“ erweiterte Forschungsschiffsflotte erstmals auch binnenländischen Institutionen hinreichenden Arbeitsplatz in der Forschung auf dem Meer. In den Medien erschienen ausführliche Reportagen, populärwissenschaftliche Bücher über das Meer hatten Konjunktur. Die Ergebnisse dieser Phase gingen 1975 größtenteils in die 3. Auflage der *Allgemeinen Meereskunde* von Dietrich et al.⁴³ ein, die vorerst den Reigen monographischer, grundlegender Überblick

⁴⁰ Schulz, Bruno (1936): *Allgemeine Meereskunde*. Potsdam.

⁴¹ Dietrich, Günter / Kalle, Kurt (1956): *Allgemeine Meereskunde*. Eine Einführung in die Ozeanographie. Berlin.

⁴² John F. Kennedy: Brief an Sam Rayburn, Speaker of the House of Representatives, vom 29.3.1961. Maschinenschriftliche Abschrift der Kopie in The White House, Washington, DC; Sonderdrucksammlung der Bibliothek des Bundesamtes für Seeschifffahrt und Hydrographie (4 Seiten).

⁴³ Dietrich et al. (1975).

der meeresbezogenen Wissenschaften im deutschsprachigen Raum beendete und hier die Kompendienreihe abschließt.

In den seither vergangenen zwei Jahrzehnten diversifizierten und vertieften sich die meereskundlichen Forschungsbereiche weiter. Aus neuen Perspektiven ließen sich viele Wissenslücken füllen, zum Beispiel große Strecken schlecht erfasster Küstenverläufe mit satellitengestützter Vermessung. Aber auch in entgegengesetzter Richtung erweiterten sich die Möglichkeiten: Im wahrsten Sinne des Wortes ins Detail – nämlich in Zentimeterbereiche – gehende Tiefenmessungen zeigen nur noch kleinste Ausschnitte aus heute diffizilen Gesamtbildern von Meer und Küste.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1790

Die bekanntermaßen vielgestaltigen Grenzlinien zwischen Land und Meer sind im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Erörterung des Meeres zu klassifizieren. In seinem *Abriß einer Naturgeschichte des Meeres* greift Johann Friedrich Wilhelm Otto 1794 auf schon vorhandenes Wissen zurück: „Ufer, Küsten, Gestade gibt es nach Büffon* [*Allgemeine Naturgeschichte. Martinische Übersetzung 2. Th. Berl. 1771. S. 272.] drey Klassen: hohe Küsten, niedrige Ufer und hohe Dünen.“⁴⁴

Die hohen Ufer bestehen aus Felsen und hartem Gestein und erheben sich bis zu 800 Fuß (~ 260 m); die niedrigen Ufer stehen oft mit der Meereroberfläche in einer Linie, sind bisweilen ganz flach oder erheben sich etwas mehr. Häufig liegen Klippen vor ihnen. Und Dünen sind eigentlich gar keine Ufer. Sie entstehen aus dem Sand, den Meereswellen auf- und Flüsse anschwemmen. Diese Gestade werden Ufer, wenn das Wasser an sie stößt. Zusätzlich gibt es noch den Strand. Unterschieden von den drei vorherigen, ist dieser „besonders derjenige Theil des Meerufers, den die Fluth bedeckt und die Ebbe trocknet“. Das heißt: Der Strand bei Otto entspricht unserem heutigen Begriff vom Wattenmeer.⁴⁵

Die Ufer sind eine elementare Notwendigkeit schlechthin: „Das Ufer gewährt dem Lande Schutz gegen die Macht der Meereswellen, und hindert diese, daß sie sich nicht über dasselbe ergießen. Die Erfahrung lehrt, daß

⁴⁴ Otto (1792/1794), Bd. 1, S. 31.

⁴⁵ Ebd., Bd. 1, S. 31–32.

die Küsten da am höchsten sind, und aus dem festesten Gestein bestehen, wo das Meer am heftigsten tobt.“ Dieses ist eine zeitgemäße teleologische Interpretation: Geringe Hindernisse sind nicht ausreichend, dem Wasser hier Widerstand zu leisten, hier hat der Schöpfer das dem Menschen dienlichste, festeste Gestein ausgewählt. „An denjenigen Stellen, wo die Gewalt des Meeres weniger heftig ist, und wo die Wirkungen der Ebbe und Flut schwächer sind, findet man allgemein, daß die Ufer mehr zu einem sanften Abhange sich neigen.“⁴⁶

Anhand obiger Ufer-Definitionen beschreibt Otto die Küsten der Weltmeere und beginnt – der klassischen Bildung der Zeit entsprechend – mit Italiens Mittelmeerküsten, deren teilweise harten Steinen und den daraus resultierenden Klippenbildungen.⁴⁷ Zusammenhänge zwischen Meeresströmungen und Küstenformen sieht er zum Beispiel an der nordamerikanischen Ostküste: Die großräumige Einbuchtung zwischen Florida und Kap Hatteras könnte seiner Meinung nach durch den Golfstrom bedingt sein.⁴⁸ Das ist aus seinen Kenntnissen heraus – er weiß lediglich von Oberflächenströmungen und unbekanntem Ausgleichsbewegungen in der Tiefe⁴⁹ – ein nahe liegender Interpretationsversuch, aber aufgrund der Kontinent- und Strömungsstrukturen in der Tiefe nicht richtig. Zusammenhänge zwischen der „Gewalt, welche das Meer unablässig gegen“ gewisse Küstenstriche ausübt, und den Hafenverteilungen an den Küsten findet er für die ostindische Küste: Wegen der Gewalt gibt es dort auf 200 Meilen (1 dt. Meile = 7,42 km, => ca. 1500 km) keinen Hafen. Die Behauptung mancher Autoren, generell sei aufgrund der prinzipiellen Ost-West-Strömung der Ozeane⁵⁰ die Zahl der Häfen an Westküsten größer als an Ostküsten, lässt er undiskutiert stehen als „man will bemerkt haben“.⁵¹ Bessere Erkenntnisse sind abzuwarten.

⁴⁶ Ebd., Bd. 1, S. 33–34.

⁴⁷ Ebd., Bd. 1, S. 35.

⁴⁸ Ebd., Bd. 1, S. 41.

⁴⁹ Ebd., Bd. 2, S. 1–9.

⁵⁰ Diese Strömung wird generell als Grundströmung aller Meere angenommen, da das Wasser als träge, aber nicht reibungsfreie Masse vom Meeresboden an nach oben immer weiter hinter der Rotationsbewegung der Erde von West nach Ost zurückbleibt. Otto (1792/1794), Bd. 1, S. 155–156.

⁵¹ Ebd., Bd. 1, S. 47.

Das Wissen zur Fortsetzung des Festen unter dem Meer, zu den Tiefen des Meeres, stellt Otto im Vergleich zu anderen Themen auf nur wenigen Seiten (S. 88–98) dar. Die damals aufgrund weniger zuverlässiger Messungen aus tieferen Bereichen nur geringen Kenntnisse beschreibt und diskutiert er unter anderem mit einander teilweise widersprechenden, auf Beobachtungen und Schlussfolgerungen basierenden Hypothesen zu Tiefenverteilungen. Denn, wie er im Schlusssatz zu den Meerestiefen bemerkt: „Bis jetzt ist noch kein zuverlässiges Mittel bekannt, welches uns in den Stand setze, die Tiefe des Meeres auf eine ganz zuverlässige Art zu erforschen. Dies ist auch viel schwerer als die Höhen der Berge zu messen.“⁵²

In der bis dato zuverlässigen Art wurden Wassertiefen mit dem Handlot gemessen: ein schwererer Sinkkörper (bei Otto „Senkbley“ genannt) wird an einer Hanfleine von Hand über Bord gegeben. Die bis zum Nachlassen des Zuges ausgesteckte Leinenlänge entspricht der Wassertiefe.⁵³ Größere Tiefen und stärkere Strömungen stellen bei dieser Methode die Hauptfehlerquellen dar. Daher stammten zu Ottos Zeiten die bekannten Lotungen vorwiegend aus den küstennahen und nur zum geringsten Teil aus ozeanischen Bereichen. Aber die erloteten unterschiedlichen Tiefen, die von Otto zum Teil detailliert mit Quellenangaben diskutiert werden, reichten zu folgender Vorstellung des Autors aus:

„Diese Ungleichheit des Bodens im Meere gilt fast von allen Orten in demselben, man mag ihn mit dem Senkbley erreichen können oder nicht; es läßt sich daher der Satz als allgemein wahr behaupten: daß der Seegrund weder eben, noch irgend von einer regelmäßigen Höhlung, sondern daß er dem trockenen Lande gleich sey, voller Abwechslung an Hügeln, Bergen, Klippen und Thälern.“

Und als weitere, entscheidende Folgerung aus den wenigen Tiefendaten postuliert Otto: „Dieser Satz leidet Anwendung sowohl bey dem Grunde des Meeres überhaupt, als auch in seinen einzelnen Theilen betrachtet.“⁵⁴

⁵² Otto (1792/1794), Bd. 2, S. 98.

⁵³ Meist wenig zuverlässige Versuche, größere Wassertiefen mit Sinkkörpern zu messen, die bei Bodenberührung des Lotes durch Ausklinken eines Ballastgewichtes leichter als das umgebende Wasser wurden und zur Oberfläche zurückkehrten, hatte es schon im 17. Jahrhundert gegeben. Otto (1792/1794), Bd. 2, S. 100–108.

⁵⁴ Ebd., Bd. 2, S. 90.

Das heißt: Auch wenn die Tiefenverteilung, wo auch immer auf der entferntesten See oder im Küstenvorfeld, im Einzelnen nicht bekannt ist, muss mit sich abwechselnden Hügeln, Bergen, Klippen und Tälern gerechnet werden.

Die flachsten Stellen des Ozeans sind zum Ende des 18. Jahrhunderts ebenso wenig wie die tiefsten anzugeben. Nach einer weit verbreiteten Vorstellung – „gemeinlich nimmt man an“, so Otto – betrage die durchschnittliche Tiefe eine Achtzigstel- bis eine halbe deutsche Meile, also 93 bis 3720 m.⁵⁵ Aber – weil ja von stark variabler Topographie auszugehen ist – können nur wenige Orte exakt diese Tiefe aufweisen: Viele Messungen weisen nur wenige Klafter (1 Klafter ~ 1,7 m) Tiefe auf und meistens reicht die Lotleine nicht bis zum Meeresboden, so Otto. Der Behauptung, dass die Tiefen des Meeres überhaupt nicht groß sein können, weil Inseln im Meer existieren, begegnet er mit dem Hinweis auf die „Nähe des Continents“ zu den meisten Inseln. Dort ist „das Meer in der Regel von geringer Tiefe“. Es gibt aber „wirklich sehr große Tiefen im Meer“, denn unter anderem Herr Forster „versichert in den südlichen Breiten oft ein unergründliches Meer angetroffen zu haben“.⁵⁶

Eine weitere, „als einen Grundsatz“ angenommene Vorstellung der Zeit war, „daß die größten Meere die tiefsten sind“.⁵⁷ Alle Meerbusen und Meerengen haben flaches Wasser, und je weiter man sich von der Küste entfernt, desto tiefer wird das Wasser. Nach dem Wissen von Otto lässt sich auch folgende Gesetzmäßigkeit festlegen: An flachen Gestaden vertieft sich das Meer „erst in einer gewissen Entfernung“, an schroffen und senkrecht hinuntergehenden findet sich „eine unmittelbar anliegende große Tiefe“. Ausnahmen waren unter anderem von Forster aus dem Südmeere bekannt gemacht worden und werden als Fakten angeführt. Die tradierte Vorstellungswelt der Humanisten, nach deren aus dem klassischen Altertum über-

⁵⁵ Obwohl zufällig, sei darauf hingewiesen, dass diese – vermuteten – Tiefenangaben in den Größenordnungen der heute ermittelten mittleren Tiefen der Schelfgebiete (Wassertiefe $z < 200$ m) und der mittleren Weltmeertiefe (nach Dietrich et al. [1975], S. 2, Tab. 1.01: 3729 m) liegen.

⁵⁶ Otto (1792/1794), Bd. 2, S. 92. Zitiertes Herr Forster ist Johann Reinhold Forster (1729–1798), die Tiefenmessungen erfolgten auf der zweiten Weltreise von James Cook (1772–1775).

⁵⁷ Otto (1792/1794), Bd. 2, S. 92.

nommenen Ideen die Harmonie im Aufbau der Welt ein Grundsatz war, führt zu der anschließenden Schlussfolgerung Ottos:

„Wenn sich nun bey dem Boden des Meers eine Uebereinstimmung mit dem festen Lande annehmen läßt; so muß die Fläche des Meeres an den Küsten beynahe so weit über dem Boden erhoben seyn, als sie unter dem höchsten Punkt des Landes liegt: oder die Summe der Höhlungen in dem Meere muß eben so viel ausmachen, als die Höhe der Berge auf dem Lande beträgt. Der Grund hiervon liegt in der gleichförmigen Vertheilung der Gegenstände auf dem Erdboden; in dem Gleichgewichte, welches in allen Theilen der Erdkugel, zur Umwälzung um ihre Achse, erforderlich ist. [...] So muß die Tiefe des Weltmeers gegen den höchsten Berg Chimborasso in Südamerika am größten seyn und etwa 3220 Klafter [5474 m; G. W.] betragen.“⁵⁸

Weitere größte – regionale – Tiefen, die entsprechend dieser Überlegung aus bekannten Berghöhen abgeleitet wurden, folgen für alle Ozeane. Die Größenordnungen dieser deduktiven Tiefen sind nur zum Teil durch Einzelmessungen bestätigt.

Aber wie bereits zitiert: Zuverlässige Messmethoden für die größeren Tiefen gibt es noch nicht, die Vorstellungen dieser Epoche beruhen auf Mutmaßungen, die nur vage durch wenige Messungen abgesichert sind.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1850

In den nächsten 50 Jahren haben sich die Zuverlässigkeit und die Anzahl der Tiefenmessungen erheblich erhöht. In seiner *Physischen Geographie des Meeres* schildert Matthew F. Maury unter der Überschrift „Die Tiefen des Ozeans“ die – jüngst verbesserten – Tiefenmessmethoden und deren Anwendung auf den Schiffen der USA.⁵⁹ Dabei werden mit Kanonenkugeln, die schwerer sind als die bisherigen Sinkkörper, an einem Bindfaden⁶⁰ statt der bisherigen dickeren Hanfleine erheblich größere Tiefen im Ozean,

⁵⁸ Ebd., Bd. 2, S. 94.

⁵⁹ Maury (1859), S. 190–192. Auch andere, elektrische und akustische – erfolglose – Versuche werden beschrieben.

⁶⁰ So das von Böttger übersetzte Wort. Es dürfte sich wohl um eine dünne, reißfeste (Baumwoll-)Leine gehandelt haben. Teilweise wurde auch dünner Eisendraht verwendet. Maury (1859), S. 193.

im blauen Wasser, erreicht. Die so jüngst im Nordatlantik gewonnenen Messungen ergeben die Vorstellung vom „Becken des atlantischen Ozeans“. Generell hätten die Seeleute begonnen, „ja überhaupt nur wesentlich tiefer in die Wasserhülle unseres Planeten einzudringen“. Solange die „gewöhnliche, hauptsächlich aus einer angenommenen physischen Beziehung hergeleitete Ansicht“ galt, „daß die Tiefen der See den Höhen der Berge ungefähr gleich seien“, so lange waren die Tiefen der See noch voll „unverkündeter Wunder, unerklärlicher Mysterien“.⁶¹ Jetzt ist Maury dagegen erstmals in der Lage, aus einer größeren Anzahl von Messungen – von denen einige wegen ihrer „ungeheuren Tiefe [z. B. > 39.000 Fuß (~13.000 m) oder 46.000 Fuß (~15.300 m); G. W.] das wissenschaftliche Publikum erstaunten“ – für den Nordatlantik eine erste Tiefenkarte zu erstellen (Abb. 4).⁶² Dabei sind leider auch falsche Werte in die Karte eingegangen, die er für richtig hielt, weil sie mit dem Tiefenlot der amerikanischen Flotte gewonnen waren. Es ergibt sich für den Atlantischen Ozean das Bild eines relativ gleichförmigen Beckens: „In seiner ganzen Länge ist dasselbe gleichsam ein Trog, der, die alte und die neue Welt trennend, sich wahrscheinlich von Pol zu Pol erstreckt.“ Die tiefsten Gebiete liegen südlich Neu-Schottlands und der Großen Bänke im Westteil des Nordatlantik. Die Zahl der Messungen erscheint dem Autor allerdings noch zu gering (der Übersetzer weist in einer Fußnote zusätzlich auf mögliche Fehler hin): „Daß die relativ tiefsten Stellen sich zwischen den Bermuda-Inseln und den großen Bänken befinden, ist wahrscheinlich, aber ihre absolute Lage ist gleichfalls noch nicht genau anzugeben.“⁶³ Hier ist leider nicht nur die absolute Lage nicht genau angegeben: Der Golfstrom bzw. der Nordatlantische Strom dürfte bei den sehr großen Tiefen die Lotleinen jeweils um etliche Hundert zusätzliche Faden mitgenommen haben. Insgesamt beruhen Interpolation und Interpretation der horizontalen Tiefenverteilungen auf einer zu geringen Wertebasis, als dass sie heutigen Vorstellungen entsprechen könnten, auch wenn sie die Tiefen des Nordatlantiks „vielleicht genauer angeben, als die Elevationen über demselben auf den besten Karten, welche das Innere Afrikas und

⁶¹ Ebd., S. 192.

⁶² Ebd., Tafel IX.

⁶³ Ebd., S. 199.

Australiens darzustellen versuchen“.⁶⁴ Die Vertikalverteilung der Tiefen von der Karibik nach Westafrika (ein erster so genannter „Schnitt“, Tafel X) deutet dagegen schon einige uns heute charakteristisch erscheinende Phänomene an: Die größte Tiefe östlich der Antillen weist auf den Antillen-Graben hin; die zentrale Erhöhung etwas westlicher als mittig zwischen Antillen und Kapverden gehört zum Mittelatlantischen Rückensystem.

In Abb. 4 ist das berühmte Telegraphen-Plateau Maurys, die „bemerkenswerthe Fläche“, die sich „zwischen Kap Race in Neufundland und Kap Clear in Irland“ befinden sollte,⁶⁵ nicht besonders hervorgehoben. Die Fläche erwies sich in den Vermessungen, die dem Bruch des ersten, gerade in Betrieb genommenen Fernsprechkabels 1858 folgten, als beileibe nicht eben.

Weitere Konjekturen – zum Beispiel die von Otto postulierte Annahme, dass den Höhen etwa entsprechende Tiefen auf der Erde gegenüberstünden, von der Maury meint, sie entbehre jeder festen Grundlage – werden nicht mehr erwähnt: Die Vorstellungen von den Tiefen beruhen von jetzt an weitgehend auf Messwerten.

Die von Maury angeführte Entwicklung des Brooke'schen Lotes von 1854 (Abb. 5),⁶⁶ bei dem die Kugel am Boden ausklinkt, vereinfachte das Einholen der Lotleine erheblich. Für die anstehenden notwendigen Tiefenmessreihen zur Verlegung der Transatlantikkabel bedeutete diese Entwicklung eine enorme Arbeiterleichterung.

Zu den Ufern und unterschiedlichen Küsten äußert sich Maury nicht. Das ist aus seiner Intention heraus durchaus verständlich: Als „Begründer dieser neuen Aera der wissenschaftlichen Meereskunde“⁶⁷ ging es ihm in erster Linie um systematische Beobachtungen im Bereich des blauen Wassers, des tiefen Ozeans, zur Abkürzung der Seewege. Da Uferlinien und Hafenansteuerungen schon wesentlich besser bekannt waren als die ozeanischen Verhältnisse, kann er sie vorerst zurückstellen.

⁶⁴ Ebd., S. 199.

⁶⁵ Ebd., S. 199.

⁶⁶ Ebd., S. 196, Tafeln II und III.

⁶⁷ Boguslawski (1884), S. 5–6.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1880

Eine Generation weiter gehörte für den Sektionsvorstand im Hydrographischen Amt der Kaiserlichen Admiralität in Berlin, Georg von Boguslawski, die Darstellung der Küstenlinien in den deutschen Seekarten einschließlich der Diskussion der Datendichte und Genauigkeit zum täglichen Dienstgeschäft. Da er außerdem die Ozeanographie als Teil der Geographie ansah, war für ihn eine ausführliche Küstenbeschreibung der Übergang zum anderen Teil der Geographie, der des bewohnten Landes. Und präzise definiert er: „Die Grenzlinie zwischen der Wasserfläche und den Küsten nennt man Küstenlinie.“⁶⁸ Aufgrund der territorialen Ansprüche der seefahrenden Nationen mit imperialistischen Zielen sind Küstenlinien inzwischen genauer vermessen. Doch muss Boguslawski feststellen, dass „unsre Seekarten für die Darstellung der Küstenlinien noch viele und grosse Lücken aufweisen“, insbesondere in Gewässern außerhalb Europas und Nordamerikas. Die Hydrographischen Ämter der seefahrenden Nationen haben in Zukunft diese Lücken „zum Zwecke der Schifffahrt“, aber auch „für die geographische Wissenschaft, namentlich in topographischer Beziehung“, zu füllen.⁶⁹

Aus dem Vergleich unterschiedlicher – horizontaler – Küstenlinien schließt Boguslawski, dass zwischen Nord- und Südhalbkugel ein auffallender Gegensatz in den Küstenumrissen besteht: „Die nördlichen Festländer sind meistens durch [...] mannigfach gegliederte Küstenlinien begrenzt“, die die Zugänglichkeit des Meeres vom Innern der Festländer aus begünstigten. Die Festländer der südlichen Halbkugel haben meist „langgestreckte, einförmige Küsten“, die den Zugang zum Meer erschweren. Die Unterschiede „der Berührungslinie eines Kontinentes mit dem Meer“ haben Einflüsse „auf die Kulturentwicklung der Bewohner der betreffenden Erdteile“ gehabt, wie es Boguslawski mit dem Hinweis auf die höhere Kulturstufe Europas gegenüber der niedrigeren in Afrika belegt.⁷⁰ Eine zeitgemäße, nicht zuletzt aus Herrschaftsansprüchen verfälschte Küsteninterpretation!

Die Einflüsse der vertikalen Unterschiede der Küstenformen auf Hafengebilden und Schifffahrtsmöglichkeiten werden an den Untergliederungen

⁶⁸ Ebd., S. 41.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd., S. 43.

in Steil- und Flachküsten für alle Meere diskutiert: Das meist tiefe Wasser vor den Steilküsten – „da das Land mit demselben Grade der Neigung unter das Meeresniveau abfällt, mit welchem es über demselben emporsteigt“ – bietet in den Buchten gute Naturhäfen, zum Beispiel in den norwegischen Fjorden. Die Flachküsten mit häufig unbestimmter Grenze gegen das Meer hin haben meist die Eigentümlichkeit des sandigen Strandes, häufig noch in Verbindung mit den Landverkehr behindernden Dünen. Daher besitzen Flachküsten kaum natürliche Hafenplätze, in Flussmündungen oder in künstlicher Anlage, wie Wilhelmshaven, müssen Umschlagplätze angelegt werden.⁷¹

Die Inseln, die zur Küstenbeschreibung unbedingt dazugehören, werden in kontinentale und ozeanische unterschieden in Abhängigkeit von der Entfernung zum Festland. Ihr beschriebenes Entstehen durch Absinken von Festländern, durch untermeerische Vulkanausbrüche und Korallenwachstum entspricht durchaus den heutigen Vorstellungen.

Neben dem Verlegen der Fernsprechkabel haben die eingangs genannten politischen Hintergründe die Entwicklung des Lotens über die Brook'sche Apparatur hinaus zu Lotmaschinen und Patentloten forciert. Boguslawski stellt 1884 im Vorwort zu seinem *Handbuch der Ozeanographie* fest:

„Die letztverflossenen drei Dezennien haben in dem Gebiete der Ozeanographie in steigender Progression eine solche Fülle von neuen Thatsachen zu Tage gefördert, dass unsere jetzigen Anschauungen und Begriffe von den Erscheinungen und Vorkommnissen im Meere, sowohl an seiner Oberfläche als auch in seinen Tiefen und am Boden wesentlich andere und auf einen höheren Standpunkt gehoben worden sind, als vor 30 bis 40 Jahren. Namentlich ist dies der Fall in Bezug auf die Tiefen-, Boden- und Temperaturverhältnisse der Ozeane und Meere, auf den gegenseitigen Austausch des Wassers derselben, d. i. die ozeanische Zirkulation, und endlich auf das in ihnen vorkommende thierische Leben.“⁷²

Die umfangreichen „neuen Thatsachen“ in Bezug auf die Tiefenverhältnisse füllen das zweite Kapitel „Relief der Meeresbecken von der Oberfläche bis zum Boden“. Mit den Unterkapiteln „Meeresniveau“, „Relief der Meeresbecken an ihren Rändern“, „Tiefenverteilung, Boden-Gestaltung und -Be-

⁷¹ Ebd., S. 46–47.

⁷² Ebd., S. I.

schaffenheit der Ozeane“, „Tiefen-, Boden-Gestaltung und -Beschaffenheit der einzelnen Ozeane und deren Meere“ entsteht ein detailliertes Bild des Meeresbodens zwischen unmittelbarem Küstenbereich, auf den eben schon eingegangen wurde, und der Tiefsee. Die alte Lehrmeinung Ottos, aus der Küstenform auf die Wassertiefe schließen zu können, wird jetzt zu einem Lehrsatz, der auf einer Menge Messungen beruht und mit Ausnahmen gültig ist: „An den Steilküsten findet man gewöhnlich tiefes Wasser, da das Land mit demselben Grade der Neigung unter das Meeresniveau abfällt, mit welchem es über demselben emporsteigt.“ Und: „Die Flachküsten haben, im Gegensatz zu den Steilküsten, eine meist unbestimmte Grenze gegen das Meer hin, und dieses hat bis auf größere Entfernung von der Küste eine verhältnismässig nur geringe Tiefe.“⁷³

Die relativ umfangreiche Datenmenge, auf der diese Erkenntnisse beruhen, konnte nur durch die Weiterentwicklung in der Lottechnik erreicht werden:

„Unsre jetzige Kenntnis der Tiefenverteilung und der Bodengestaltung der Ozeane, wie überhaupt aller Tiefseeverhältnisse, ist, wie [...] erwähnt, lediglich der Vervollkommnung der für dieselbe angefertigten Instrumente und Apparate und deren Handhabungs- und Beobachtungs-Methoden zu danken.“⁷⁴

Aufgrund der fundamentalen Bedeutung dieser personal- und schiffszeit-aufwendigen Einzel-Messungen steht dem Abschnitt III „Tiefenverteilung, Boden-Gestaltung und -Beschaffenheit der Ozeane“⁷⁵ eine Auflistung der damaligen Messmethoden voran, die auch die Gerätschaften, Handhabungen und Einsatzbereiche beschreibt. Unter anderem wird das neuere Thomson'sche Patentlot beschrieben, das zu der Zeit erst bis zu Tiefen von 275 m (150 Faden) einsetzbar war, aber erstmalig (!) als funktionsfähiges Gerät unabhängig von der Beobachtung des Aufsetzens auf dem Meeresgrund arbeitet. Für die ozeanischen Bereiche, die Tiefsee, kam weiterhin das Brook'sche Lot zum Einsatz, jetzt mit strömungsgünstigerem Eisenkörper statt der Kugel und kilometerlangem Klaviersaitendraht. Die Abb. 6⁷⁶

⁷³ Ebd., S. 44 bzw. 46.

⁷⁴ Ebd., S. 51.

⁷⁵ Ebd., S. 51–72.

⁷⁶ Ebd., S. 54, Fig. 1.

lässt den Aufwand erahnen, der für jede einzelne Lotung erforderlich war. Routinemäßig, in kurzer Zeitfolge auf so genannten Lotlinien, sind diese Messungen problemlos eigentlich nur mit entsprechend eingeübten Seeleuten (Lotgasten) auf Spezialfahrzeugen – zum Beispiel der Marine – möglich.

Boguslawski gibt uns keine Interpretation der zu seiner Zeit vorhandenen Tiefenmessungen in Form einer ähnlichen Karte, wie wir sie bei Maury fanden. Dafür enthält das Handbuch ausführliche Diskussionen der Topographie des Meeresbodens der einzelnen Ozeanteile und Nebenmeere. Die hier angegebenen mittleren Tiefen für die Ozeane, die Otto Krümmel 1878 gesondert aus als unverfälscht ausgewählten Messungen berechnet hatte, kommen mit 3681 m für den Atlantik, 3887 m für den Indischen Ozean und 3344 m für den Pazifik in die Größenordnungen der heutigen Berechnungen (3844 m; 3872 m; 4188 m; siehe Abb. 11). Die größte Abweichung zwischen damaligen und heutigen Werten, für den Pazifik, beruht nicht zuletzt auf der im Vergleich zur Ozeangröße damals geringsten Messwertanzahl. Die größten, jüngst gemessenen und kritisch überprüften Wassertiefen (Abb. 7)⁷⁷ kommen ebenfalls teilweise dem heutigen Wissen (Abb. 11) schon recht nahe: Für die Nordsee waren 687 m als tiefste Stelle im Skagerrak gemessen, heute gelten 725 m im gleichen Gebiet als die größte Tiefe (was, nebenbei, heute vielen mit Nord- und Ostsee Befassten nicht gegenwärtig ist). Auch die von Boguslawski angegebenen 325 m der Ostsee liegen räumlich in der Nähe der uns heute bekannten größten Tiefe von 459 m.

Von den vielen bemerkenswerten Einzelheiten seien nur noch folgende hinzugefügt:

- Das zentrale Rückensystem im Atlantik ist generell erkannt. Maurys etwas zu phantastische Darstellung⁷⁸ des Atlantischen Ozeans als Kontinente trennender Trog ist damit überholt.
- Tiefseegräben (als Tiefen bezeichnet) sind für alle Ozeane bekannt, für den Indischen zumindest andeutungsweise durch „Gazelle“-Messungen.⁷⁹ Damit liegen die größten Tiefen der Ozeane nicht, wie vorher angenommen, in der Mitte der Ozeane, sondern in den Randbereichen,

⁷⁷ Ebd., S. 126.

⁷⁸ Ebd., S. 73.

⁷⁹ Ebd., S. 118.

sehr nahe zu Küsten, die keinesfalls der Tiefe entsprechende Höhen aufweisen müssen.

- Die fein gegliederte Struktur selbst größerer Tiefseebecken wird für den Atlantik mit vielen Einzelheiten beschrieben,⁸⁰ entsprechend der Otto'schen Feststellung, dass Hügel, Berge, Klippen und Täler sich im Großen wie im Kleinen am Meeresgrund abwechseln.⁸¹

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1890

Johannes Walthers *Allgemeine Meereskunde* ist 1893 in der *Naturwissenschaftlichen Bibliothek* als eine populäre Ozeanographie für ein breiteres Publikum erschienen. Und zwar in der „Absicht, in diesem Büchlein nicht so sehr das systematische Detail zu beschreiben, als vielmehr Fragen von allgemeinem Interesse an der Hand leicht zu beobachtender Beispiele zu erläutern“.⁸² Hinsichtlich der Tiefen sind an diesem Büchlein vor allem zwei Punkte bemerkenswert. Zum einen stellt Walther fest, dass „heute unsere Kenntnis von der Bodenbeschaffenheit des Ozeans eine ziemlich sichere“ ist. Und: „Das Relief vieler Meeresgründe ist besser bekannt als das gewisser Teile von Afrika oder Zentralasien.“⁸³ Dieser sehr optimistischen – zeittypischen – Einschätzung des detaillierten Wissens um die Tiefen, das zum Beispiel bei Boguslawski nachzulesen war,⁸⁴ folgt die Behauptung, dass „der Meeresboden im allgemeinen nur sehr flache Neigungen zeigt. Felsengebirge oder Schluchten fehlen dem Meeresgrunde, und die meisten, etwa vorhandenen Niveauunterschiede werden durch den alles bedeckenden Meeresschlamm verhüllt und ausgeglichen.“⁸⁵ Das ist so pauschal nicht haltbar: In dem benutzten Buch steht an dieser Stelle von älterer Hand die An-

⁸⁰ Ebd., S. 72–125.

⁸¹ Siehe Anm. 54.

⁸² Walther (1893), S. VI.

⁸³ Ebd., S. 16.

⁸⁴ In der summarischen „Litteratur“-Angabe („Folgende Bücher und Schriften wurden bei der Ausarbeitung zu Rate gezogen“; Walther [1893], S. 290–291) wird Boguslawski (1884) aufgeführt.

⁸⁵ Walther (1893), S. 17.

merkung „f.“, und das Wort „fehlen“ ist durchgestrichen. Zu Recht, wie unter anderem bei Boguslawski bei der Beschreibung der Inseln nachlesbar ist.⁸⁶

Der zweite Punkt ist wissenschaftshistorisch von Bedeutung: „Von allen Resultaten der Tiefseeuntersuchungen ist aber keines so merkwürdig und so geeignet uns zum Nachdenken zu veranlassen, wie die sogen. Kontinentalstufe.“⁸⁷ Unterschiedlich breit – 10 km vor Südnorwegen, 550 km westlich von Cornwall, 30 km vor der westafrikanischen Küste – liegt vor allen Ozeanküsten ein nur langsam bis meist 100 Faden (180 m) tiefer werdender Meeresboden, dem – in eben diesen unterschiedlichen Entfernungen von den Küstenlinien – eine relativ rasche Tiefenzunahme mehr oder weniger direkt in die Tiefsee folgt. Die Ursache dieses offenbar noch zu den Kontinenten gehörenden Meeresbodens kann Walther noch nicht nennen, aber die Kontinentalstufe an der 100-Faden-Linie „steht in vielen interessanten Beziehungen zu der Geschichte unseres Planeten und seiner Bewohner“.⁸⁸ Da offensichtlich die Grenzen der Festländer und der Kontinente nicht zusammenfallen, die Kontinente aber als „massive Sockel der Erdrinde aus dem Meeresgrunde aufsteigen“, gehört die Kontinentalstufe als überspülter Rand mit zum Kontinent, und die Festländer sind die „zufällig [! G. W.] nicht vom Wasser bedeckten landfesten Teile der Kontinente“. Daraus leitet Walther ab: „Ein Festland kann verschwinden, sobald der Meeresspiegel um wenige hundert Meter steigt, aber der Kontinent bleibt erhalten, selbst wenn er vom Meere überflutet wird.“⁸⁹ Damit breitet er vor seinem Leserkreis die Vorstellungen von langfristigen Wasserstandsänderungen aus, die die Küstenlinien verschieben und die er unter anderem im nächsten Kapitel diskutiert. Danach handelt es sich auch um von Klimavariationen hervorgerufene Änderungen, die heute – aus welchen Gründen auch immer – zum Teil als etwas Neues und Bedrohendes diskutiert werden. Bedeutender noch ist, dass Walther mit der Einzeichnung der Kontinentalstufe in der beigegebenen Weltkarte die große Passgenauigkeit zum Beispiel der östlichen und der westlichen Atlantik-Schelfränder sichtbar macht. Auch wenn

⁸⁶ Boguslawski (1884), S. 48–50; zum heutigen Wissen vgl. Dietrich et al. (1975), S. 6–15.

⁸⁷ Walther (1893), S. 17.

⁸⁸ Ebd., S. 18.

⁸⁹ Ebd., S. 18–19.

er das Phänomen der Übereinstimmung im Text unerwähnt lässt, bereitet er doch mit dieser Anschaulichkeit die wenige Jahre später einsetzende Diskussion um das ehemalige Zusammenhängen der Kontinente in der künftigen Kontinentalverschiebungstheorie mit vor. Außerdem führt Walther am Ende seines Werkes geologische Übereinstimmungen an, die zum Beispiel beiderseits des trennenden Indischen Ozeans auf ehemalige Zusammenhänge zwischen Indien, Australien und Afrika hinweisen. Hier vermutet er einen Teil des versunkenen Gondwanalandes. Der Atlantik allerdings soll „ein jüngerer Einbruch“, also eine mehr oder weniger einheitliche Beckenstruktur sein.⁹⁰

Hinsichtlich eigentlicher Küstenbeschreibungen ist Walther zurückhaltend. Er geht zwar mehrfach auf die Veränderlichkeiten der Küstenlinien ein, zum Beispiel auf die Verschiebungen der Ostsee-Strandlinien in Abhängigkeiten von mehrjährigen Niederschlagsschwankungen,⁹¹ und zeigt unterschiedliche Darstellungen von Küstenformen,⁹² deren Entstehungen er aus dem Wirken von Wind, Strömung und Gezeiten ableitet. Aber eine zusammenfassende oder weiter gehende Erörterung findet nicht statt.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1905

Die Tendenz, die Küsten – ehemals Hauptthemen in den meereskundlichen Kompendien, wie wir gesehen haben – zunehmend „am Rande“ mit zu betrachten, verstärkte sich in der Zwischenzeit. Ohne auf die thematisch-inhaltlichen Änderungen einzugehen, nennt Otto Krümmel in der Neuaufgabe des *Handbuches der Ozeanographie* den Hintergrund dieser Wandlung:

„In den Anfängen unserer Wissenschaft waren es die Küsten und Inseln, von denen aus die Zustände und Erscheinungsformen des Meeres verzeichnet wurden, während die Wahrnehmungen der Seefahrer auf der landfernen See selten und unvollkommen waren: zumeist blieben sie anekdotenhaft und betrafen nur das Wunderbare und Schreckhafte. Erst die neuere Zeit, insbesondere der

⁹⁰ Ebd., S. 286–287.

⁹¹ Ebd., S. 30.

⁹² Zum Beispiel seine Fig. 5, 6, 62 etc.

allgemeine Aufschwung der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, brachte häufigere Schiffsbeobachtungen mit guten Instrumenten wenigstens für die Meeresoberfläche [...].⁹³

Ergo: Das Meer ist der zentrale Punkt sowohl in den Beobachtungen als auch in Beschreibungen geworden. Die Meereskunde ist aus dem Schatten der Geographie herausgetreten, eigenständige Küstenbeschreibungen sind ab jetzt in den reinen Geographiebüchern zu finden.

Der Umfang des Wissens vom Meer selbst ist außerordentlich gewachsen:

„Die Fortschritte der Meereskunde waren in den zwei Jahrzehnten, seitdem G. v. Boguslawski den ersten Band geschrieben, gerade auf den Gebieten der Tiefseelotungen, der Chemie und der Physik des Meerwassers und auch der allgemeinen Morphologie der Erdoberfläche ganz erstaunlich groß gewesen.“⁹⁴

Folglich stellt Krümmel in der Handbuch-Neuaufgabe im ersten Kapitel „Meeresräume“ ausführlich die neuen Tiefenerkenntnisse in veränderter Gliederung dar, in den Abschnitten: „V. Die Tiefenlotungen. Geschichtliches und Technisches“, „VI. Die allgemeine Morphologie des Meeresbodens“ und „VII. Die mittlere Tiefe und das Gesamtvolumen der Meeresräume“.⁹⁵ Zur qualitativen Einordnung der bis dato aus unterschiedlichen Epochen vorhandenen Lotungen und deren Interpretationen steht ein Überblick der Methoden von den Anfängen bis zur neuesten Lotmaschine (Abb. 8) sowie Genauigkeitsdiskussionen voran. Beim Einsatz moderner Lotmaschinen, so Krümmel, summieren sich die Teilfehler aus der Abtrift des jetzt benutzten speziellen Lotdrahtes, durch Seegang (bei sehr hohem Seegang kann überhaupt nicht gelotet werden) und durch Positionsungenauigkeiten für Tiefseelotungen (Wassertiefen $z > 400$ m) auf ± 5 m,⁹⁶ eingespielte Bedienung auf den Vermessungsschiffen vorausgesetzt.

Die in den letzten Jahrzehnten neu gewonnenen Tiefenwerte zeigen, dass die mittleren und maximalen Tiefen der Ozeane größer sind als vorher angenommen. Zusammen mit der auch für die Kontinente gewachsenen

⁹³ Krümmel (1907), S. 3.

⁹⁴ Ebd., S. V.

⁹⁵ Ebd., S. 68–151.

⁹⁶ Ebd., S. 83.

Anzahl von Vermessungswerten ist Krümmel in der Lage, eine verbesserte statistische Darstellung der Höhen- und Tiefenverteilungen als Hypsographische Kurve der Erdoberfläche herzustellen, die sich bis auf die Extremwerte weitestgehend mit heutigen Darstellungen deckt.⁹⁷ Anhand seinerzeit neuester Daten für die größte Meerestiefe – das Nerotief mit 9636 m im Marianen-Graben – und für den höchsten Berg – der Mount Everest mit 8840 m – weist Krümmel auf die Übereinstimmung der Größenordnungen hin. Die Grundlage für diese Überlegung mag im Einfluss der Harmonie-Lehre dank Krümmels klassischer Bildung liegen.

Trotz der gebietsweise schon sehr dichten Messwertverteilungen bei den zunehmenden Tiefenverteilungskarten mahnt Krümmel zur Vorsicht bei der Interpretation, denn

„alle in den Karten konstruierten Isobathen sind mit subjektiven, ja mehr oder weniger geradezu mit willkürlichen Auffassungen belastet, und deshalb werden zwei Autoren aus demselben Material keineswegs gleiche Tiefenbilder ableiten.“⁹⁸

Seine anschließenden Erläuterungen der einzelnen Bodenformen – in der Supan'schen, heute noch gültigen Nomenklatur – dienen der definierten Beschreibung der in den Meeren generell vorkommenden topographischen Phänomene, die mit ihrem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein die unterschiedlichen Schelfmeer- und Ozeangebiete in Abhängigkeit vom jeweiligen Kenntnisstand charakterisieren.

Die Nordseetiefen erklärt Krümmel im südlichen Teil als Ergebnis der erodierenden Gezeitenströme und Sturmfluten, die von Norden her seit dem Ende der letzten Eiszeit vordrangen. Das rinnenförmige tiefere Silver Pit südwestlich der Dogger-Bank könnte nach zitierten britischen Quellen das alte Rheinstromsystem darstellen. Von dem Elbe-Urstromtal in der Deutschen Bucht weiß er noch nichts.⁹⁹

Bei den Bodenstrukturen des Atlantiks steht für Krümmel die seit 1870 erkannte Mittelschwelle als becken-trennend im Vordergrund. Aufgrund

⁹⁷ Ebd., S. 87, bzw.: Dietrich, Günter / Ulrich, Johannes (1968): Atlas zur Ozeanographie. Meyers Großer Physischer Weltatlas, Band 7. Mannheim, S. 1, Abb. 6.

⁹⁸ Krümmel (1907), S. 101.

⁹⁹ Ebd., S. 109–111.

von Lotungen ist die Verbindung mit dem Islandschelf im Norden, der Einschluss des Azorenplateaus und die höchstwahrscheinliche Fortsetzung, wenn auch mit Unterbrechungen, bis 55° S bekannt. Eine Verbindung mit dem antarktischen Schelf, so Krümmel, bestehe offenbar nicht. Das stimmt mit den heutigen Kenntnissen überein.

Von der Fülle bemerkenswerter Details sei nur noch erwähnt, dass sich die mittleren und die maximalen Tiefen der Ozeane den heutigen Werten weiter angenähert haben und dass das Gesamtvolumen der drei Ozeane weniger als 2 % unter dem heute ermittelten liegt (1282 Mill. cbkm gegenüber heutigen 1303 Mill. cbkm).

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1910

In dem *Handbuch der Geographie* von Ernst von Seydlitz in seiner 25. Bearbeitung von 1912 (*Der Große Seydlitz*) finden wir, wie erwartet, eine Diskussion der Küstenformen.¹⁰⁰ Im Kapitel „Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer“ werden die Umrisse der Festländer und Inseln unterteilt in Küste, Gestade und Strand, in gleicher Weise wie bei Otto (siehe oben). Ein Dutzend Bilder illustrieren verschiedene Strandformen, und eine Gemäldewiedergabe der Hauptformen der Erdoberfläche setzt die Küstentypen ins Verhältnis zu den Oberflächenerscheinungen des Landes. Im Text werden Bildungsmöglichkeiten von Steilküsten und Flachküsten beschrieben, Dünen-, Marsch-, Strandsee- und Haffentstehung dargestellt. Die exotischen Riffe der Südsee – sie sind Teil der Küstenformen im deutschen Kolonialreich – gehören in Wort und Zeichnungen zum zeitgemäßen Lernstoff.

Allerdings bringt *Der Große Seydlitz* zur eigentlichen Meereskunde nur karge Informationen,¹⁰¹ was angesichts der Erscheinungszeit erstaunt. Die Tiefen werden mit zwei Absätzen unter § 1 („Boden des Meeres“) sehr knapp abgehandelt. Nach der Aufzählung der Terminologie der Bodenformen folgen die Einführung des Begriffes „Schelf“ und Angaben zu mittleren und maximalen Tiefen: „Die mittlere Tiefe der Meere mag 3600 m betragen, [...] die tiefste bis jetzt überhaupt gelotete Stelle im ‚Karolinen-Graben‘, n.

¹⁰⁰ Seydlitz (1912), S. 668–683.

¹⁰¹ Ebd., S. 683–697.

von den Karolinen, erreicht am Süden der Marianen sogar -9636 m.“ Die Maximaltiefen aller Ozeane sind in einem Diagramm zusammengestellt.

Ganz anders die *Grundzüge der Physischen Erdkunde* von Alexander Supan in der 6. Auflage von 1916: Auf weit über 100 Seiten geht Supan auf meereskundliche Phänomene ein.¹⁰² Als grundlegender Morphologe stellt Supan die Morphologie des Meeres in diesem Geographie-Lehrbuch fast so ausführlich dar wie Krümmel in dem von Supan zugrunde gelegten Handbuch.

Auffällig ist der Satz: „Die Gliederung des Meeres spiegelt sich nur zum Teil in der des Landes wieder.“¹⁰³ An Beispielen wird dargelegt, dass einerseits das Adriatische Meer der lang gestreckten Gestalt Italiens entspricht, andererseits aber zwischen der arabischen Halbinsel und den sie begrenzenden Meereseinschnitten keinerlei morphologische Beziehung bestehe. Bei diesem Bemühen, zwischen Land und Meer Entsprechendes zu finden, bricht die alte, von Otto schon mit Fragezeichen versehene Vorstellung der Harmonie im Erdaufbau wieder durch.

Die in Tabellenform dargestellten „Flächen“, „Mittleren Tiefen“ und „Größen bekannten Tiefen“ für die Ozeane und Nebenmeere¹⁰⁴ folgen der generellen Einteilung von Krümmel. Die Werte sind aber durch eine von Supan bewusst geänderte Zuordnung des Nordpolarmeeres zum Atlantik, des Tasmanischen Meeres zum Pazifik und durch die Einbeziehung der jeweiligen Anteile des zirkumpolaren Südpolarmeeres in die drei großen Ozeane abweichend von den Krümmel'schen. Die neuen Zuordnungen entsprechen den heutigen, 1953 vom International Hydrographic Bureau festgelegten Ozean-Einteilungen.¹⁰⁵ Dass die Flächen- und Tiefenzahlen zwischen den Krümmel'schen und den heutigen liegen, ist ein Hinweis auf fortschreitende Küstenerkundungen und -vermessungen sowie die zunehmende Anzahl zuverlässiger Lotungen in allen Meeren.

¹⁰² Supan (1916), S. 261–370. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Supan 1903 die Terminologie der unterseeischen Bodenformen im Auftrag der Internationalen Kommission für unterseeische Nomenklatur festlegte. Seydlitz (1912), S. 683.

¹⁰³ Supan (1916), S. 261.

¹⁰⁴ Ebd., S. 263.

¹⁰⁵ Dietrich et al. (1975), S. 1.

Supan beurteilt die Kenntnis der Tiefen zu seiner Zeit realistischer als Walther: Zwar sei es dank Brookes Erfindung des ablösbaren Lotes (1854) möglich, genaue Tiefen zu erhalten.

„Aber selbst unsere neuesten und besten Isobathenkarten [Anm. bei Supan: F. A. Forel, Handbuch der Seenkunde; Stuttgart 1901] lassen mehr ahnen, als sie wirklich darstellen, da die Lotungen nicht bloß verhältnismäßig spärlich, sondern auch sehr ungleichmäßig verteilt sind. Sie drängen sich dichter in der Nähe der Küsten, wo das praktische Bedürfnis der Seefahrer schon früh zu Tiefenuntersuchungen geführt hat, während die weiten Flächen des offenen Ozeans nur von vereinzelt Lotreihen durchfurcht sind.“¹⁰⁶

Aus diesen nur vereinzelt Lotreihen, die 1914 weltweit aus etwa 15.000 Drahtlotungen bestanden,¹⁰⁷ zieht Supan den Schluss, dass „der Meeresboden im großen und ganzen ebener ist als die Oberfläche des Festlandes“.¹⁰⁸ Die Ursache dafür leitet er daraus her, dass die mechanische Wirkung des bewegten Seewassers nur bis 200 m reicht (woher diese Kenntnis stammt, wird nicht gesagt) und dass die durch Telefonkabelbruch bekannte gewordenen Hangrutschungen ein Zeichen des Ausgleiches von Tiefendifferenzen an steileren Hängen seien. Kurz: „Der Meeresboden ist ein Reich der Aufschüttung, nicht der Zerstörung.“¹⁰⁹ Das aber impliziert: Der Meeresboden ist nicht unveränderlich!

Die morphologischen Charakterisierungen der Ozeane fußen ebenfalls auf Krümmels Handbuch: Danach senkt sich der Indische Ozean von West nach Ost zu jenem merkwürdigen Doppelgraben, der heute Sunda-Rinne heißt. Nur im Südwesten sind Schwellen und Rücken zwischen Südafrika und den Kerguelen bekannt. Im Pazifik liegt nach Supan der ausgedehnteste Flachboden der Erde, aus dem sich vereinzelt Rücken und Plateaus als charakteristische Eigentümlichkeit erheben. Die umkränzenden Gräben einschließlich der zugehörigen Inselbögen sind gleichfalls kennzeichnend für diesen Ozean.¹¹⁰ Dass auch hier Zusammenhänge der Schwellen noch

¹⁰⁶ Supan (1916), S. 264–265.

¹⁰⁷ Schulz (1936), S. 230.

¹⁰⁸ Supan (1916), S. 265.

¹⁰⁹ Ebd., S. 266.

¹¹⁰ Ebd., S. 270–271.

nicht erkannt sind, ist bei der Ozeangröße und der Anzahl von Tiefenmessungen nicht verwunderlich. Nach Supan hebt sich der Atlantik vom übrigen Weltmeer ab. Im Gegensatz zu den anderen Ozeanen ist für diesen – durch die vergleichsweise große Lotungszahl – das zentrale Rückensystem erkannt: „Genau in der Mitte, also ebenfalls S-förmig gekrümmt, durchzieht ihn die Atlantische Schwelle, die die meisten vulkanischen Inseln trägt, von der Bouvetinsel im S bis Island im N.“¹¹¹ Damit ist die von Krümmel noch vermutete Durchgängigkeit der Schwelle – heute „Rücken“ genannt – zur Gewissheit geworden. Die neben der Hauptschwelle seitlich quer liegenden Rio-Grande- und Walfisch-Rücken sind erkannt, eine Bedeutung für den Tiefenwasseraustausch der beiden atlantischen Tiefseebecken wird vermutet.

Auch das Stichwort „Küste“ wird von Supan 1916 ausführlich abgehandelt, und zwar unter zwei Aspekten. Zum einen werden im Abschnitt „Dynamik des Landes“ im Abschnitt über „Die Arbeit des Meeres“ der Begriff der Küste¹¹² und der Charakter der Küste als Flach- oder Steilküsten definiert. Die jeweils einwirkenden Meereskräfte Brandung, Küsten- und Gezeitenstrom sowie Treibeis formen verschiedenste, exemplarisch dargestellte Küsten in Erosions- und Abrasionsvorgängen. Aber auch auf die Neubildung von Küsten durch Anschwemmungen, wie zum Beispiel bei Haken- und Nehrungsbildungen an der Ostseeküste, wird gebührend verwiesen. Selbst eine Bilanz der Meeresarbeit wird in dieser Periode mathematischer Rationalität aufgemacht.

Das zweite Mal beschäftigt sich Supan ausführlich mit den Küsten im Kapitel „Morphologie des Landes“, und zwar mit den Küstenformen.¹¹³ Waren es eben die dynamischen Kräfte des Wassers, die die Küsten formen, sind es hier die statischen geologischen und morphologischen Gegebenheiten, die sich dem formenden Wasser entgegenstellen: Ein Belagerungszustand, so Supan, in dem sich jede Küste befindet (Erscheinungsjahr des Werkes: 1916!).¹¹⁴ Im Abschnitt „Natürliche Häfen und Meeresstraßen“ findet sich eine Fortsetzung des schon von Otto angesprochenen Einflusses

¹¹¹ Ebd., S. 272.

¹¹² Ebd., S. 599–617.

¹¹³ Ebd., S. 803–819.

¹¹⁴ Ebd., S. 601.

der Küstenformen auf die Verteilung der Häfen. Die von Otto aus Strömungsgründen vermutete generell größere Anzahl von Häfen an Westküsten hat sich nicht bestätigt. Supan betrachtet unterschiedliche Hafentypen, die sich aus den lokalen Küstenverhältnissen ergeben, unter verkehrsgeographischen Gesichtspunkten. Meereskundliches ist selbst bei der Küstenbetrachtung in diesem terrestrisch ausgerichteten Kapitel kaum vorhanden.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1935

Wie zu erwarten, geht Bruno Schulz in seiner vergleichsweise knappen und nicht umfassenden *Allgemeinen Meereskunde* 1936 auf die Küstenlinien nicht näher ein.¹¹⁵

Dagegen stellt Schulz die Tiefenverteilungen und -messungen ausführlich dar. Er berichtet, dass die Versuche, die Tiefen des Meeres mit Schallwellen zu messen, seit den Bemühungen von Alexander Behm 1916 erfolgreich sind. Von ersten, allerdings erfolglosen Schallmessverfahren hatte schon Maury 1859 geschrieben. „Seitdem [1916; G. W.] sind zahlreiche verschiedene Echolotapparate konstruiert worden, und die Entwicklung ist durchaus noch nicht abgeschlossen.“¹¹⁶ Da die Methode erstmals vom fahrenden Schiff angewendet werden konnte, wurde während der Deutschen Atlantischen Expedition 1925–1927 des Vermessungs- und Forschungsschiffes „Meteor“ „mit Hilfe des Echolotes die Tiefe für rund 30.000 Orte festgestellt“, also alleine für den Atlantik südlich von 20° N doppelt so viele Messungen neu gewonnen wie 1914 für die Gebiete des gesamten Weltmeers mit mehr als 1000 Meter Tiefe vorhanden waren. „Dadurch hat die Erforschung der Tiefenverhältnisse des Atlantischen Ozeans einen großen Fortschritt erfahren.“ Aber dennoch: „Auch heute noch weisen 54 % aller Eingradfelder des über 2000 m tiefen Atlantischen Ozeans nicht eine einzige Messung auf.“¹¹⁷ Die neue Lotmethode mit ihren engen Abständen der Einzelmessungen brachte für alle Ozeane die Erkenntnis, dass „der Meeresboden weit unruhiger gestaltet ist, als man bisher annahm“. Die

¹¹⁵ Schulz (1936).

¹¹⁶ Ebd., S. 231.

¹¹⁷ Ebd., S. 231.

noch von Supan angenommene „Einförmigkeit des Meeresbodens“¹¹⁸ war damit widerlegt.

Anhand der nach den „Meteor“-Messungen angefertigten Karte (Abb. 9) der morphologischen Gliederung des Atlantischen Ozeans kann Schulz die durch diverse Schwellen unterteilten westlichen und östlichen Becken detaillierter beschreiben als vor ihm Supan. Der Atlantische Rücken – bei Supan noch Schwelle genannt – erscheint jetzt als ein nur durch die Romanche-Rinne unter dem Äquator in Nord- und Südteil getrennter untermeerischer Gebirgszug. Im Europäischen Nordmeer sind vier durch Schwellen getrennte Becken bekannt, das Nordpolarmeer wird aufgrund seiner vermeintlichen nicht stärker unterteilten Beckenstruktur auch morphologisch als dem Atlantik zugehörig betrachtet. Zu den markanten Strukturen der „Meteor“-Lotprofile speziell im Bereich des zentralen Rückens äußert sich Schulz leider nicht.

„Weit weniger gut sind wir über die Tiefen der beiden anderen Ozeane unterrichtet.“¹¹⁹ Dennoch sind deutliche großflächige Strukturunterschiede für den Pazifik-Boden erkannt: „Die Zone starker Gliederung und unruhiger Bodengestaltung“ von Ostasien bis in die Antarktis bildet den westlichen Teil des Ozeans, östlich davon liegen die Tiefseeeflächen. Der Indische Ozean besitzt ebenfalls ein zentrales Schwellensystem mit Verzweigungen. Damit ist die Sonderstellung des Atlantiks, die Supan ihm zugestand, hinfällig geworden.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1955

„Zwar ließ die Verwendung des Echolotes die Zahl der Lotungen in den letzten Jahren ungeheuer anwachsen, aber die Verbesserungen der Kenntnisse des Bodenreliefs konnten nicht im gleichen Verhältnis mit der steigenden Anzahl der Lotungen Schritt halten.“

So Günter Dietrich 1956 in der *Allgemeinen Meereskunde*.¹²⁰ Echographen zeichnen jetzt kontinuierlich die Tiefenverhältnisse unter messenden Schif-

¹¹⁸ Supan (1916), S. 265.

¹¹⁹ Schulz (1936), S. 235.

¹²⁰ Dietrich/Kalle (1956), S. 5.

fen, ob im unmittelbaren Küstenbereich oder in fernen Ozeanen, auf und geben damit schwarz auf weiß vor Ort ein Abbild der einst unermesslichen, unergründlichen Tiefen. Damit ist erstmalig die Menge der Tiefeninformationen so groß, dass nicht mehr alle Messungen aufbereitet und in kartographischer Handarbeit verarbeitet werden können! Im Pazifik haben kontinuierliche Messungen eine große Anzahl bis Ende der dreißiger Jahre nicht vermuteter untermeerischer Einzelerhebungen auf den Tiefseeflächen der drei westlichen Becken „sichtbar“ werden lassen. Die vermutlich vulkanische Entstehung dieser Guyots, die zum Charakteristikum des Pazifiks werden, ist in dieser Periode noch umstritten.¹²¹ Des weiteren weicht der Pazifik dadurch von den beiden anderen Ozeanen ab, dass er neben den in ihm bevorzugt auftretenden Tiefseeegräben ein nicht zentral liegendes, flacheres und breiteres Rückensystem im Ostteil aufweist. Die lang gestreckten, schmaleren Rückensysteme im Atlantik und im Indischen Ozean liegen weitgehend mittig und sind offenbar aufgebaut aus parallel verlaufenden Bodenwellen und Fortsetzungen in Querrücken.¹²² Eine schmale zentrale Vertiefung des Rückens ist in fast allen Querprofilen zu erkennen. Sie wird aber ebenso wie quer zu den Rücken gemessene wechselnde Magnetfeldrichtungen in den Bodenwellen noch nicht einheitlich interpretiert. Für gemessene Schwereanomalien und für in Richtung Kontinent jeweils zunehmend tiefere Erdbebenherde an den Tiefseeegräben fehlt ebenfalls eine zufrieden stellende Deutung. Die Lehre von der Permanenz der Ozeane seit der Erstarrung der Erdkruste, zum Teil modifiziert durch die Möglichkeit des Absinkens von Kontinentteilen, kann noch bestehen gegen die Kontinentalverschiebungstheorie von Alfred Wegener (1912), die durch Abwandlungen immer mehr Phänomene erklären kann und so ständig mehr Anhänger gewinnt.¹²³

Zum Küstenverlauf des Weltmeeres bemerkt Dietrich, dass er „ungleich gut vermessen und kartographisch dargestellt“ ist.¹²⁴ Hier machen sich wirtschaftspolitische und strategische Erfordernisse bemerkbar: Großauflö-

¹²¹ Ebd., S. 25.

¹²² Ebd., S. 9.

¹²³ Ebd., S. 31.

¹²⁴ Ebd., S. 4.

sende, detaillierte (See-)Karten (1:50.000 und größer) wirtschaftlich und politisch bedeutender Küsten stehen nur kleinmaßstäbigen Übersichten (1:1 Mill. und kleiner) sekundärer Bereiche gegenüber, Küstentypen werden nicht diskutiert.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: um 1975

Der gleiche Satz zur Kenntnis des Küstenverlaufs gilt 1975 nicht mehr uneingeschränkt, auch wenn Dietrich ihn unverändert in die Neuauflage der *Allgemeinen Meereskunde*¹²⁵ übernimmt. Bemannte Weltraumflüge in den sechziger Jahren brachten von wenig vermessenen Küstenverläufen handfotografierte Abbildungen, die Details in der Größenordnung von Kilometern zeigten. Damit wurden die Küstenlinien genauer bekannt, als es für die Kartendarstellungen nötig war.

Als „ungleich unvollkommener“ als die Kenntnis des Küstenverlaufs schätzt Dietrich nach wie vor „das Wissen um die dritte Dimension der Meeresräume, um das Relief des Meeresbodens“, ein, obwohl eine erhebliche Verbesserung der Kenntnisse vom Bodenrelief durch die weitgehend vollständige Aufarbeitung der Lotprofile mit Rechnerhilfe sich in den Tiefen- und Seekarten widerspiegelt. Die Lotlinien liegen jetzt immerhin so dicht, insbesondere in den inzwischen in Gespann-Vermessung (Tochterboote arbeiten auf engabständigen parallelen Kursen zum Vermessungsschiff) abgeloteten Küstengewässern, dass es einschneidende Entdeckungen „künftig, was die Großformen anbelangt, nicht mehr“ geben wird.¹²⁶ Die Darstellungen der Ozeanböden in perspektivischen Reliefkarten der Amerikaner B. C. Heezen, M. Tarp und M. Ewing (1959; Abb. 10)¹²⁷ werden in ihrem Maßstab noch heute als endgültig betrachtet. Änderungen in diesen Karten werden nur noch durch geologische oder geophysikalische Ereignisse (zum Beispiel Vulkanausbrüche) hervorgerufen werden. Vielleicht entstehen dann auch Änderungen in der Dietrich'schen Tabelle der Fläche, des

¹²⁵ Dietrich et al. (1975), S. 3.

¹²⁶ Ebd., S. 5.

¹²⁷ Abbildung aus: Reinicke, Rolf (Text) / Peuckert, Horst (Zeichnungen) (1983): Dem Weltmeer auf den Grund gesehen. Reliefkarten des Meeresbodens. Gotha, S. 5.

Inhalts, der mittleren und der größten Tiefe der Ozeane und ihrer Nebenmeere (Abb. 11).¹²⁸

Inzwischen sind die geophysikalischen Details der ozeanischen Rückensysteme, der Tiefseegräben und der Guyots mit einer modifizierten Kontinentalverschiebungstheorie über die Idee des Sea-Floor-Spreadings gemeinsam erklärbar: Ozeanische Krustenschollen wachsen von den Rücken aus seitwärts und schieben sich in den Bereichen der Tiefseegräben unter die kontinentalen Erdkrustenschollen. Damit hat sich die gesamte Betrachtungsweise der Meerestiefen gewandelt: Nach „dem Konzept der statischen Strukturen“ insbesondere in ozeanischen Bereichen bis vor wenigen Jahrzehnten gilt seit Dietrich et al. das „Konzept der in Bewegung befindlichen Strukturen der Erde“.¹²⁹ Für die Küstenbereiche war und ist die beständige Veränderlichkeit der Tiefen, besonders wenn sie zum Beispiel durch wandernde Sandbänke wie in der Elbmündung bei Ebbe sichtbar wird, nie in Frage gestellt. Küstenabbildungen, welcher Art auch immer, geben stets nur ein Momentanbild wieder.

Die Vorstellungen von Ufern und den Meerestiefen: heute

Durch Weiterentwicklung der Lote zu Fächerloten, mit deren Strahlenfächern fahrende Schiffe flächenhaft das Meeresbodenrelief mit Zentimetergenauigkeit erfassen, verbunden mit inzwischen mehr als metergenauen Positionsbestimmungsverfahren und entsprechender Datenverarbeitung in „Realtime“, kann sich heute sicherlich in großmaßstäblichen Tiefenkarten küstenferner Gebiete das eine oder andere Detail zwischen älteren Lotlinien noch verändern. Auch gibt es immer noch Flächen von etlichen Quadratseemeilen Größe, in die noch kein Lotstrahl vordrang. Das liegt aber an der erst relativ kurzen Zeit der Nutzbarkeit der neuen Technologien im Verhältnis zur Weite der Meere und an der wirtschaftlichen und/oder militärischen Bedeutungslosigkeit des einen oder anderen Ozeanwinkels.

Die in Küstenbereichen und Ästuaren bekannten ständigen Änderungen der Meerestiefen sind schon seit langem mit den jeweiligen technischen

¹²⁸ Dietrich et al. (1975), S. 2.

¹²⁹ Ebd., S. 53.

Möglichkeiten erfasst worden. Heutige Vermessungs- und Ortungssysteme mit zeitgemäßen Datenverarbeitungseinheiten, wie sie zum Beispiel auf den Seevermessungs- und Wracksuchschiffen des BSH oder den Vermessungsbarkassen des Strom- und Hafenbaus in Hamburg eingesetzt werden,¹³⁰ arbeiten mit geradezu ungeheuerlicher Präzision: Sie erlauben es, schon wenige Sekunden nach der Vermessung von Quadratkilometern, die innerhalb einiger zehn Minuten erstellt wurde, die Bodenfläche mit allen Einzelheiten auf den Zentimeter genau in Karten mit dezimetergenauen Positionen und Messwerten im Abstand von Zentimetern darzustellen. Die Einzeldatenmenge eines solchen Kleinstgebietes ist größer als die, die für manche um etliche Zehnerpotenzen größeren Tiefseegebiete im Laufe der betrachteten 200 Jahre zusammengetragen wurde. Mit ähnlichen Methoden werden zum Beispiel auch künstliche Schifffahrtshindernisse wie Wracks auf dem Meeresboden erfasst. Hier gibt die heutige Technik genaue Bilder über die Lage und die Verteilung der Wrackteile, wie in Abb. 12 beispielsweise die Seitenlage eines gesunkenen Frachters und die Verteilung der Container aus seiner Deckslast.

Das sind faszinierende – beinahe schon ungeheuerliche – Detail-Tiefendarstellungen eines Momentanzustandes innerhalb eines sich ständig – schon mit der nächsten Tide – wandelnden Tiefen- und Küstenbildes!

In den letzten Jahren erhielten militärische und geowissenschaftliche Satelliten Sensorsysteme, die Küstenverläufe auf Meter genau wiedergeben. Selbst derjenige, der die Stimmung einer Küste genießt, wird – nichts ahnend – mit abgebildet, als emotionsfreies Pixel und – hoffentlich – unbekannte Größe im elektronischen Bild. Unvermessene Küstenstriche gibt es dank der Satellitenfernerkundung heute nicht mehr.

3 Anmerkungen zur „Breitenwirkung“

Es sei abschließend darauf hingewiesen, dass die hier wiedergegebenen, ihre Epoche charakterisierenden Erkenntnisse jeweils *nicht* Allgemeinwis-

¹³⁰ Siehe zum Beispiel: Steenstrup, Per Resen (1997): Eine neue Generation von Sea-Bat-Multibeam-Systemen zur Anwendung in Flachwasser. In: Mitteilungen der Deutschen Hydrographischen Gesellschaft (DHYG), Heft 06/97, S. 1–5.

sen waren. In der Aufklärungszeit hatten die Gelehrten und Gebildeten zumindest einen Teil meereskundlicher Erkenntnisse als etwas „Bemerkenswertes“, in den weit verbreiteten belehrenden Periodika und der aktuellen Reiseliteratur Übermitteltes, parat.

In der Zeit der Begründung der wissenschaftlichen Meereskunde mit Maury zählten die neuen, das wissenschaftliche Publikum¹³¹ in Erstaunen versetzenden Erkenntnisse von den Ozeanen neben den Ergebnissen der Expeditionen in unbekannte, zum Beispiel afrikanische Regionen zu den Gesprächs- und Zeitschriftenthemen der Gebildeten.

Die weiteste Verbreitung dürfte meereskundliches Wissen wohl zu Zeiten des Kaisers Wilhelm II. gefunden haben. Zur Bemanning der wachsenden Kriegs- und Handelsflotte wurde Begeisterung und Verständnis für das Meer unter anderem über Fach- und Sekundärliteratur sowie Museen geweckt, wie die Gründung des Berliner Instituts und Museums für Meereskunde belegt. Außerdem sorgten unter anderem die Expeditionen der „National“ 1889, der „Valdivia“ 1898–1899, der „Gauss“ 1901–1903 oder der „Deutschland“ 1911–1912 reichsweit für die Verbreitung meereskundlicher Nachrichten und Informationen.

Meereskundliches Basiswissen wurde auch mit den Schul-Geographiebüchern in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ vermittelt, wie entsprechende Werke nachweisen. Eine Abschätzung, ob dieses Wissen breiter gestreut war als in der vorangehenden Periode, wage ich nicht. Einerseits wurden marine Bereiche in den Wochenschauen gerne gezeigt (Fischerei, Kriegsmarine, Schifffahrt, Meeresforschung), andererseits gab es jede Menge Binnenländisches zu zeigen.

In den fünfziger und sechziger Jahren wurde mit den sensationellen Berichten aus Luft- und Raumfahrt auch mancher Küsteneindruck und Meeresüberblick vermittelt. Zusammen mit einem eigenständigen Geographieunterricht scheint mir auch ein Quantum Wissen um und über das Meer vermittelt worden zu sein.

Heute, wo viele meereskundliche Erkenntnisse meist in der Form des ganz Besonderen als aktuelle Sensation kurzlebig durch die Medien geistern, der in den Schulen arg reduzierte Geographie-Unterricht dem von Urlaubs-„Fun“ zu Freizeit-„Action“ Jettenden nur eine mangelhafte Vor-

¹³¹ Siehe Anm. 62.

stellung unserer Erdkugel als Basis mitgab,¹³² ist das breitere Wissen um die Meere sehr karg. Viele von mir mitbetreute Schülerpraktikanten der letzten Jahre hatten kaum eine Vorstellung von der Wechselbeziehung der unterschiedlichen nahen und fernen Küstenformen und der sie bewirkenden Meereskräfte. Aber die Heranwachsenden hatten alle schon Küsten und Meer erlebt, auch ohne dieses Wissen. Oder vielleicht gerade deshalb? Denn: „Durch die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise verliert freilich manche Erscheinung den geheimnisvollen Reiz, der sie umgab, solange sie uns ein unerklärliches Wunder war.“¹³³

4 Zusammenfassung

Die bis dato meist im Sinne des Wortes erfahrenen – oder präziser gesagt: ersegelten – naturgeschichtlichen Erkenntnisse von der See setzten sich in der Aufklärung langsam gegen die Vorstellung vom ungeheuerlichen Meer durch. In seinem *Abriß einer Naturgeschichte des Meeres* (1792/94) gibt Johann Friedrich Wilhelm Otto eine Sammlung des marinen Wissens des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Die sich anschließend ändernden Erkenntnisse über die Ufer und Meerestiefen reflektieren auch die äußeren Notwendigkeiten der Wissenserweiterung. Anhand geographischer bzw. meereskundlicher Kompendien verschiedener Epochen wird den Vorstellungen zu diesen beiden Teilbereichen, insbesondere zu den Tiefenverteilungen als quasi Fortsetzung der Küsten im Meer, bis heute gefolgt, bis zur immer noch aktuellen, umfassenden *Allgemeinen Meereskunde* (1975) von Günter Dietrich et al. und den allerneuesten Entwicklungen.

¹³² Siehe u. a.: Fischer (1993), S. 233–234. Auch: Kortum, Gerhard (1979): Meeresgeographie in Forschung und Unterricht. In: Geographische Rundschau 31, S. 482–491, hier S. 483.

¹³³ Walther (1893), S. 288–289.

Quellen und Literatur

- Boguslawski, Georg von (1884): Handbuch der Ozeanographie. Band 1: Räumliche, physikalische und chemische Beschaffenheit der Ozeane. Stuttgart.
- Boguslawski, Georg von / Krümmel, Otto (1887): Handbuch der Ozeanographie. Band 2: Otto Krümmel: Die Bewegungsformen des Meeres. Mit einem Beitrag von K[arl Jacob] Zöpplitz. Stuttgart.
- Dietrich, Günter / Kalle, Kurt (1956): Allgemeine Meereskunde. Eine Einführung in die Ozeanographie. Berlin.
- Dietrich, Günter / Kalle, Kurt / Krauss, Wolfgang / Siedler, Gerold (1975): Allgemeine Meereskunde. Eine Einführung in die Ozeanographie. 3. Auflage. Berlin u. Stuttgart.
- Dietrich, Günter / Ulrich, Johannes (1968): Atlas zur Ozeanographie. Meyers Großer Physischer Weltatlas, Band 7. Mannheim.
- Egede, Paul (1788): Nachrichten von Grönland. Aus einem Tagebuch, geführt von 1721 bis 1788. Kopenhagen.
- Fischer, Heinz (1993): Meere und Küsten in alten Karten und Atlanten. Ein Beitrag zur geographiehistorischen Fortschreibung. In: Wieneke, Friedrich (Hrsg.): Beiträge zur Geographie der Meere und Küsten. München, S. 225–235.
- Kennedy, John F. (1961): Brief an Sam Rayburn, Speaker of the House of Representatives, vom 29.3.1961. Maschinenschriftliche Abschrift der Kopie in The White House, Washington, DC; Sonderdrucksammlung der Bibliothek des Bundesamtes für Seeschifffahrt und Hydrographie.
- Kortum, Gerhard (1979): Meeresgeographie in Forschung und Unterricht. In: Geographische Rundschau 31, S. 482–491.
- Krümmel, Otto (1907): Handbuch der Ozeanographie. Band 1: Die räumlichen, chemischen, und physikalischen Verhältnisse des Meeres. 2. Auflage. Stuttgart.
- Krümmel, Otto (1911): Handbuch der Ozeanographie. Band 2: Die Bewegungsformen des Meeres (Wellen, Gezeiten, Strömungen). 2. Auflage. Stuttgart.
- Lang, A[rend] W[ilhelm] (1968): Seekarten der südlichen Nord- und Ostsee. Ihre Entwicklung von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin.

- Lüdecke, Cornelia (1997): Erich von Drygalski und die Gründung des Instituts und Museums für Meereskunde in Berlin. In: Historisch-meereskundliches Jahrbuch 4, S. 19–36.
- Magnus, Olaus (1539): *Carta marina et descriptio septemtrionalium terrarum ac mirabilium rerum in eis contentarum diligentissime elaborata*. Venedig.
- Marcinek, Joachim / Rosenkranz, Erhard (1996): *Das Wasser der Erde. Eine geographische Meeres- und Gewässerkunde*. 2. überarb. u. erw. Auflage. Gotha.
- Maury, M[atthew] F[ontaine] (1859): *Die physische Geographie des Meeres*. Deutsch bearbeitet v. C. Böttger. 2. mehrfach veränderte u. vermehrte Auflage. Leipzig.
- Mills, Eric (1997): „Physische Meereskunde“. From Geography to Physical Oceanography in the Institut für Meereskunde, Berlin, 1900–1935. In: Historisch-meereskundliches Jahrbuch 4, S. 45–70.
- Otto, Johann Friedrich Wilhelm (1792/1794): *Abriß einer Naturgeschichte des Meeres*. Ein Beytrag zur physischen Erdbeschreibung. 2 Bände. Berlin.
- Paffen, Karlheinz / Kortum, Gerhard (1984): *Die Geographie des Meeres*. Disziplingeschichtliche Entwicklung seit 1650 und heutiger methodischer Stand. Kiel.
- Peschel, Otto (1877): *Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Carl Ritter*. 2. verm. u. verb. Auflage. Hrsg. v. Sophus Ruge. München.
- Poggendorff, J[ohann] C[hristian] (1863): *Biographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften*. Band 2. Leipzig.
- Reinicke, Rolf (Text) / Peuckert, Horst (Zeichnungen) (1983): *Dem Weltmeer auf den Grund gesehen*. Reliefkarten des Meeresbodens. Gotha.
- Sahrhage, Dietrich / Lundbeck, Johannes (1992): *A History of Fishing*. Berlin u. a.
- Schulz, Bruno (1936): *Allgemeine Meereskunde*. Potsdam.
- Schumacher, Arnold (1953): Matthew Fontaine Maury und die Brüsseler Konferenz 1853. In: *Deutsche Hydrographische Zeitschrift* 6, S. 87–93.
- Seydlitz, Ernst von (1912): *Handbuch der Geographie*. Jubiläums-Ausgabe „Der Große Seydlitz“. 25. Bearb. v. E. Oehlmann. Breslau.

- Steenstrup, Per Resen (1997): Eine neue Generation von Sea-Bat-Multi-beam-Systemen zur Anwendung in Flachwasser. In: Mitteilungen der Deutschen Hydrographischen Gesellschaft (DHYG), Heft 06/97, S. 1–5.
- Supan, Alexander (1916): Grundzüge der Physischen Erdkunde. 6. umgearb. u. verb. Auflage. Leipzig.
- Ulrich, Johannes / Kortum, Gerhard (1997): Otto Krümmel (1854–1912). Geograph und Wegbereiter der modernen Ozeanographie. Kiel.
- Walther, Johannes (1893): Allgemeine Meereskunde. Leipzig.
- Wegner, Gerd (2001): Meerestiefen und Küsten in deutschen meereskundlichen Lehrbüchern seit dem 18. Jahrhundert. In: Historisch-Meereskundliches Jahrbuch 8, S. 7–46.
- Wüst, Georg (1964): The Major Deep-Sea Expeditions and Research Vessel, 1873–1960. A Contribution to the History of Oceanography. London u. New York.

Abbildungen

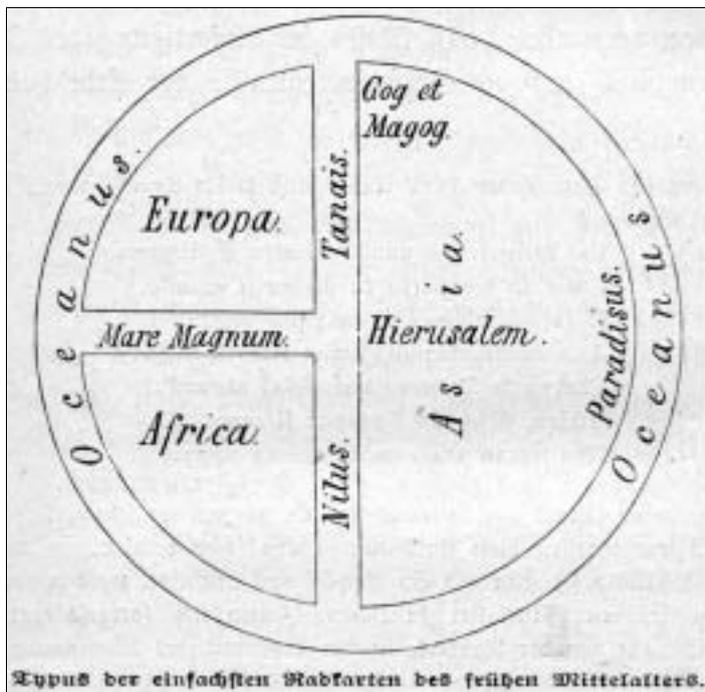


Abb. 1: Typus der einfachsten Radkarten des frühen Mittelalters.
Aus: Peschel (1877), S. 101.



Abb. 2: Seeungeheuer des Nordatlantiks. Ausschnitt aus: Magnus (1539).

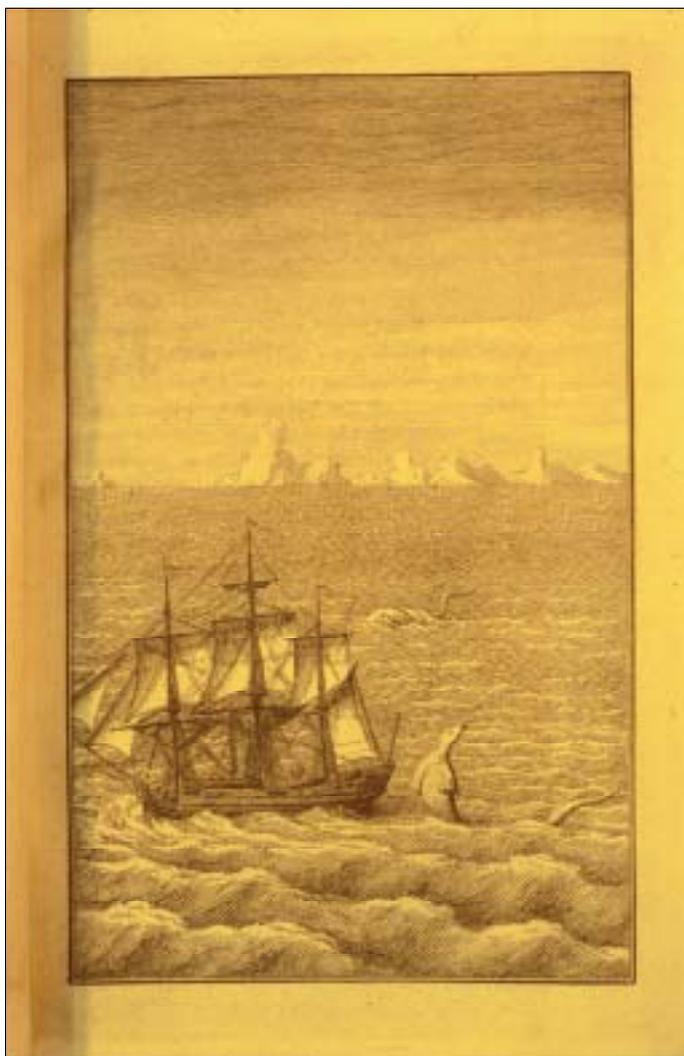


Abb. 3: Meeresungeheuer vor der Küste Westgrönlands.
Aus: Egede (1788), vor S. 15.



Abb. 4: Erste Tiefenkarte des Nordatlantiks, 1859. Aus: Maury (1859), Tafel IX.

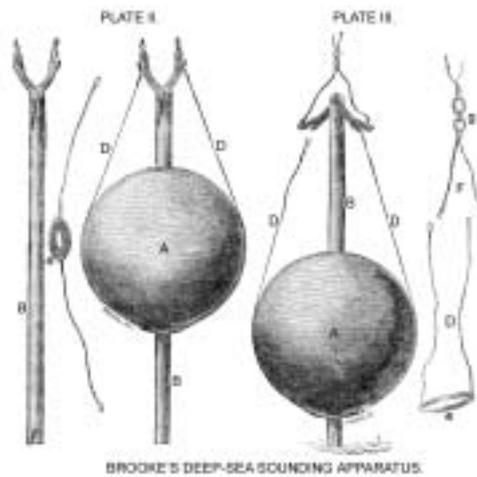


Abb. 5: Tiefsee-Lot nach Brooke. Aus: Maury (1859), Tafeln II und III.

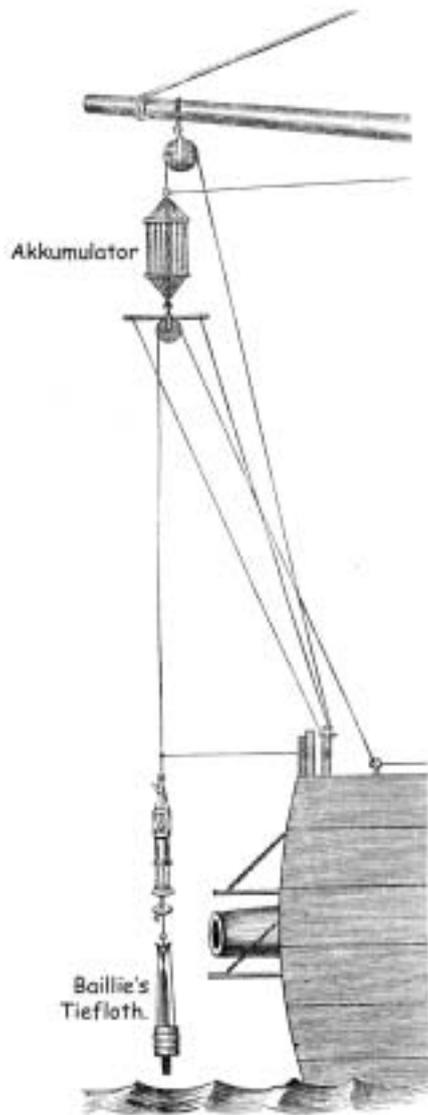


Abb. 6: Lotanlage nach Baillie, um 1880. Aus: Boguslawski (1884), S. 54, Fig. 1.

Ozean oder Meeresteil	Ort der Lotung		Grösste Tiefe in m	Gelotet von		Jahr der Lotung
	Breite	Länge		Schiff	Kommandant	
Nord-Atlantic	19° 41' N.	65° 7' W.	7086	„Challenger“	Sir G. Nares	1873
Süd-Atlantic	19° 55' S.	24° 50' W.	6006	„Essex“	Schley	1878
Nordsee	Bei Neerstrand (Norwegen)		687	„Pommerania“	Hoffmann	1872
Ostsee	NW. von Gotland		325	„“	„“	1871
Mittelländisches Meer	35° 5' N.	18° 8' O.	3968	„“	„“	—
Golf von Mexiko	25° 8' N.	87° 18' W.	3875	„Blake“	Sigsbee	1878
Karibisches Meer	208m süd. v. Grand Cayman		6270	„Blake“	Bartlett	1880
Nord-Pacific	44° 55' N.	152° 26' O.	8513	„Tuscarora“	Belknap	1874
Süd-Pacific	11° 51' S.	78° 45' W.	6160	„Alaska“	Belknap	1881
<i>Unterschiedlich abgeschlossene Meerestiefen im westlichen Stillen Ozean und im Austral-Asiatischen Mittelmeer:</i>						
China-See	17° 54' N.	117° 14' O.	3840	„Challenger“	Thomsen	1875
Zwischen den Admiralitäts- Inseln und Japan	11° 24' N.	143° 16' O.	8367	„“	„“	1875
Sulu- oder Mindoro-See	8° 32' N.	121° 55' O.	4663	„“	Sir G. Nares	1874
Celèbes-See	9° 42' N.	123° 34' O.	4755	„“	„“	1874
Banda-See	9° 24' S.	130° 37' O.	5120	„“	„“	1874
Melanes. oder Koral-See	16° 47' S.	165° 20' O.	4850	„“	„“	1874
Indischer Ozean	16° 11' S.	117° 32' O.	5523	„Gazelle“	v. Schleinitz	1875
Ebenda						
nahe dem südl. Polarmeer	65° 42' S.	79° 49' O.	3060	„Challenger“	Sir G. Nares	1874
Nördliches Polarmeer	78° 5' N.	2 1/2° W.	4846	„Sofia“	v. Otter	1868

Abb. 7: Die um 1880 bekannten größten Meerestiefen. Aus: Boguslawski (1884), S. 126.



Abb. 8: Lotmaschine nach Leblanc, um 1905. Aus: Krümmel (1907), S. 77, Fig. 12.

TIEFENKARTE DES ATLANTISCHEN OZEANS

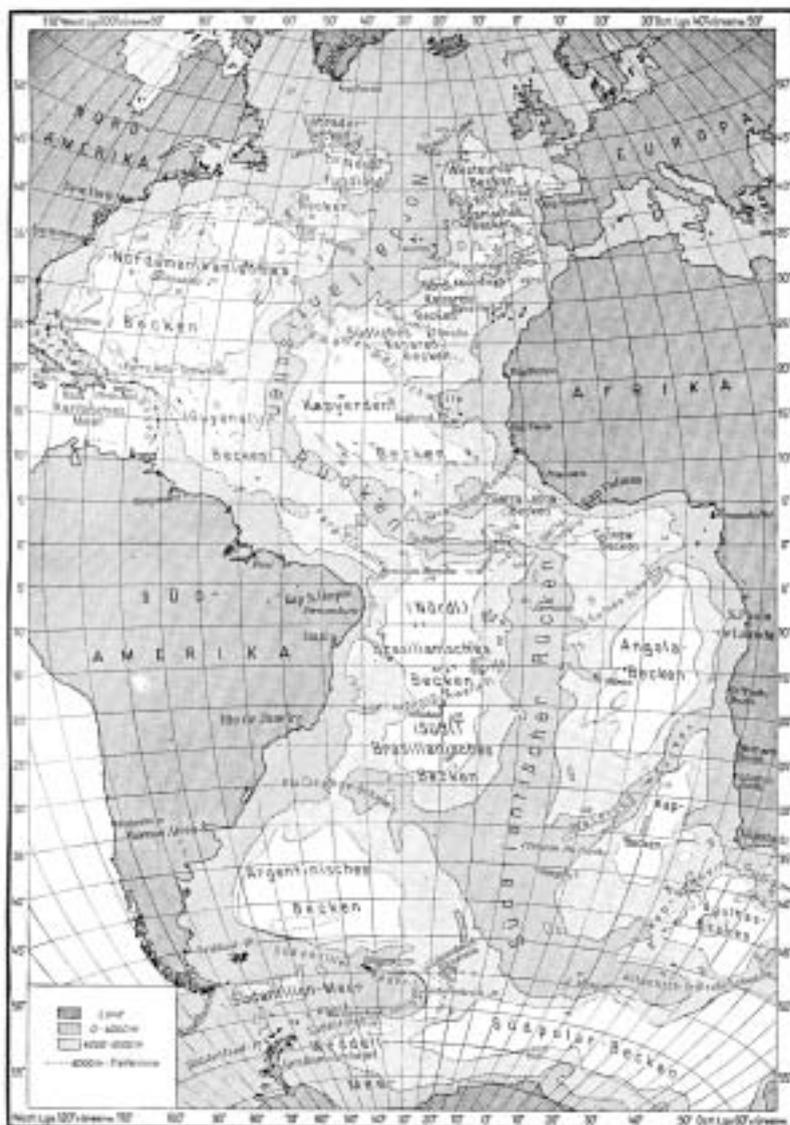


Abb. 9: Morphologische Gliederung des Atlantischen Ozeans, um 1930. Aus: Schulz (1936), S. 233.

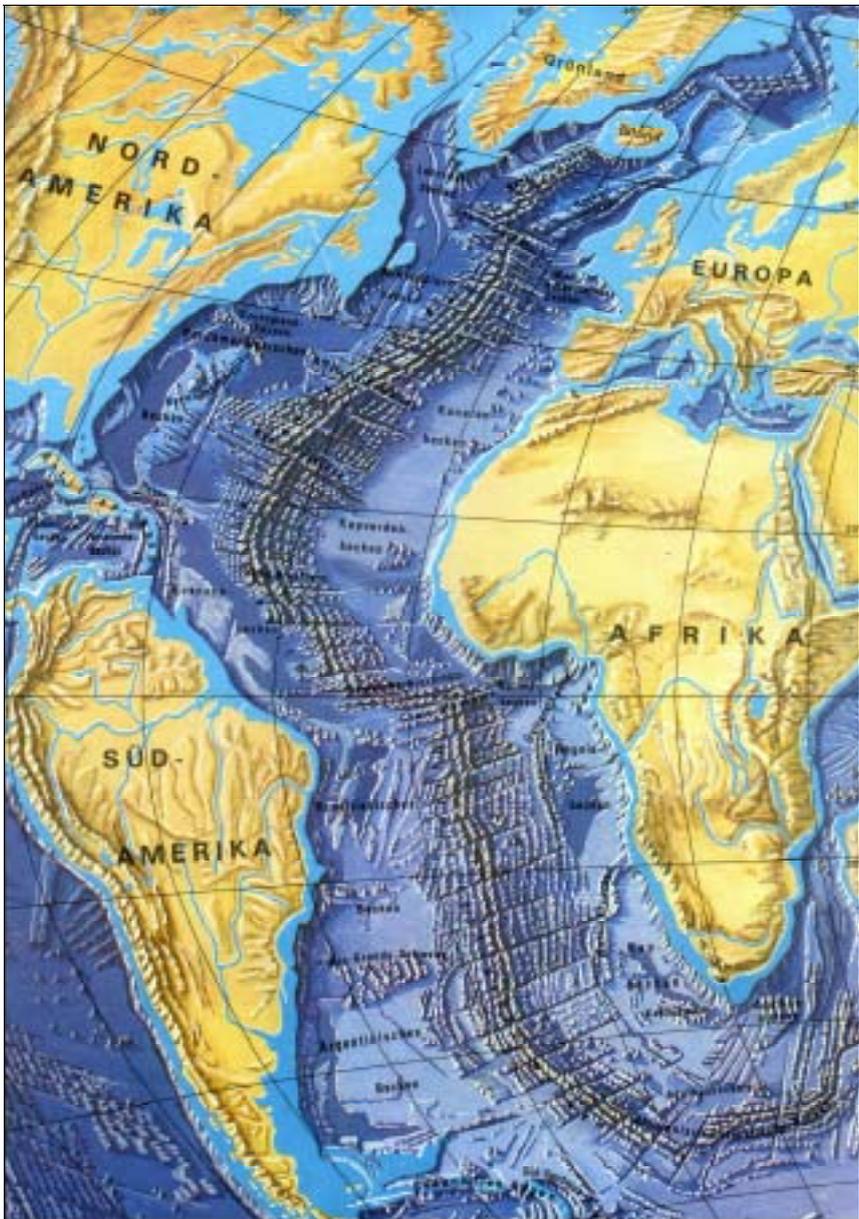


Abb. 10: Untermeerisches Relief des Atlantischen Ozeans. Aus: Reinicke/Peuckert (1983), S. 5.

Tabelle 1.01 Fläche, Inhalt, mittlere und größte Tiefe der Ozeane und ihrer Nebenmeere.

Meere	Fläche in Mill. qkm ^a	Inhalt in Mill. cbkm ^a	Tiefe	
			Mittel in m ^a	Maximum in m ^{a,b}
Ozeane, ohne Nebenmeere				
Pazifischer	166,24	696,19	4188	11022 ¹
Atlantischer	84,11	322,98	3844	9219 ²
Indischer	73,43	284,34	3872	7455 ³
Summe	323,78	1303,51	4026	–
Mittelmeere, interkontinental				
Arktisches a)	12,26	13,70	1117	5449
Australasiatisches b)	9,08	11,37	1252	7440
Amerikanisches	4,36	9,43	2164	7680
Europäisches c)	3,02	4,38	1450	5092
Summe	28,72	38,88	1354	–
Mittelmeere, intrakontinental				
Hudsonbai	1,23	0,16	128	218
Rotes Meer	0,45	0,24	538	2604
Ostsee	0,39	0,02	55	459
Persischer Golf	0,24	0,01	25	170
Summe	2,31	0,43	184	–
Randmeere				
Beringmeer	2,26	3,37	1491	4096
Ochotskisches	1,39	1,35	971	3372
Ostchinesisches	1,20	0,33	275	2719
Japanisches	1,01	1,69	1673	4225
Golf v. Kalifornien	0,15	0,11	733	3127
Noedsee	0,58	0,05	93	725 ⁴
St. Lorenz-Golf	0,24	0,03	125	549
Irische See	0,10	0,01	60	272
Übtege	0,30	0,15	470	–
Summe	7,23	7,09	979	–
Ozeane, mit Nebenmeeren				
Pazifischer	181,34	714,41	3940	11022 ¹
Atlantischer	106,57	350,91	3293	9219 ²
Indischer	74,12	284,61	3840	7455 ³
Weltmeer	362,03	1349,93	3729	11022 ²

¹ Vitiaktiefe im Marianengraben² Milwaukeetiefe im Puerto-Rico-Graben³ Planettiefe im Sundagraben⁴ Im Skagerrak gelegen

+ = Nach MRSARD und SMITH (1966)

+ = Nach ULBRICH (1968)

a) Bestehend aus Nordpolarmeer, Barentssee, Kanadische Straußensee, Baffinmeer und Hudsonbai.

b) Einschließlich Andamanensee.

c) Einschließlich Schwarzes Meer.

Abb. 11: Heute gültige Flächen, Inhalte und Tiefen der Ozeane und Nebenmeere.
Aus: Dietrich et al. (1975), S. 2.

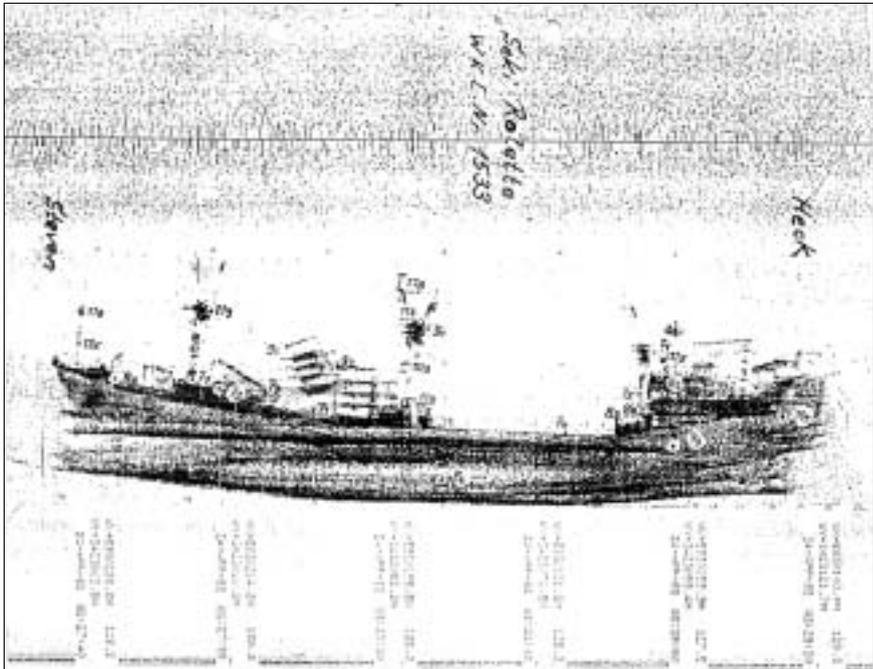


Abb. 12: Lage des Wracks der „Seki Roulette“ am Boden der Deutschen Bucht, 24.4.1992. Übersichtsablotung des Bundesamtes für Seeschifffahrt und Hydrographie [BSH], Hamburg.

Das Leben an der Küste

Eigenheiten einer bäuerlichen Gesellschaft

Manfred Jakobowski-Tiessen

1 Geest und Marsch: Geographische und soziale Unterschiede

„Wer von den angrenzenden Harden des mittleren Schleswigs, die den magersten Sandboden haben, herüber kommt nach Eiderstedt, dem erscheint es, als komme er in ein ganz anderes Land“, so schreibt Reinhold Meiborg am Ende des 19. Jahrhunderts.¹ Der Übergang von der Geest zur Marsch wird – wie der Übergang von einem Land zum anderen – als ein Grenzübertritt beschrieben, und in der Tat bildete jene verschlungene Linie zwischen der Marsch und der Geest gewissermaßen eine Grenze, die auch als solche wahrgenommen wurde. Um eine Grenze handele es sich, wenn jenseits einer Linie eine andere Welt beginne, ein Zusammenhang von Ideen, Gefühlen und Begeisterungen bestehe, die den Fremden überraschen und verwirren, so die Definition des bekannten französischen Historikers Lucien Febvre.²

Jener Saum, an dem die höher gelegenen, sandigen Altmoränengebiete an die flache Marsch stoßen, trennte tatsächlich nicht allein zwei unterschiedliche Naturräume voneinander, sondern er bildete in den vergangenen Jahrhunderten auch die Scheidelinie zweier ganz eigener Welten. Die Reisenden, die sich von der Geest aus in die Marschgebiete begaben, betonten immer den Kontrast zwischen diesen beiden Landschaftsformen und nah-

¹ Meiborg, Reinhold (1896): Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Schleswig, S. 41–42.

² Febvre, Lucien (1994): Der Rhein und seine Geschichte. Frankfurt am Main, S. 163–164.

men die Marsch, wie Johann Georg Kohl schrieb, „als eine eigenthümliche Welt für sich“ wahr.³ In diesen dem Meer abgerungenen, von Menschenhand gestalteten Kulturlandschaften hatte sich eine agrarische Gesellschaft und bäuerliche Kultur entwickelt, die sich von jener der angrenzenden Geest stark unterschied. In der fruchtbaren Marsch dominierten große, einzeln gelegene Bauernhöfe, auf denen der Bauer schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte, während die viel bescheideneren Bauernhöfe auf der Geest vorwiegend in Dorfschaften lagen und dort bis ins späte 18. Jahrhundert noch Feldgemeinschaften vorherrschten. Die noch erhaltenen Bauernhäuser sind sprechende Zeugen jener unterschiedlichen ökonomischen Strukturen und kulturellen Gegebenheiten in der Marsch und auf der Geest.

Der angrenzende Naturraum mit seinen eigenen gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen wurde von den Marsch- und Geestbewohnern jeweils als Außenwelt empfunden. Die Marschenbewohner schauten mit Überheblichkeit auf die ärmeren Geestbauern, diese wiederum mit Neid in die Marsch herab, so jedenfalls der Befund der Chroniken und Reiseberichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. In diesen Beschreibungen wird der Reichtum der Marsch mit der Armut der Geest kontrastiert. So heißt es in dem Reisebericht des Kieler Professors Johann Nikolaus Tetens über die Kleidung des Geestbauern – sicher etwas überspitzt formuliert: „Solch grobes Tuch als der Geestbauer zum Hochzeitskleide hat, trägt kaum der Dienstjunge in der Marsch.“⁴ Nicht ohne Neid und mit einer gewissen Bewunderung sagten hingegen die Geestbauern mit Blick auf die Marschgebiete, diese lägen dort, „wo de Lüd nix to dohn hebben, awer äten und sla-

³ Kohl, Johann Georg (1846): Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein. 3 Bände. Dresden u. Leipzig, Bd. 1, S. 7. Vgl. auch Kiesewetter, Heinrich Christian Philipp (1807): Praktisch ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Hollstein, Schleßwig, Dithmarschen. Hof, S. 6 u. 21–22. Gruner, Justus (1802): Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurt am Main, S. 516, beschreibt den Norder Christian-Eberhard-Polder als ein eigenes politisches Gebilde, „eine wahre Republik von Akkerbauern“.

⁴ Tetens, Johann Nikolaus (1788): Reisen in die Marschländer an der Nordsee zur Beobachtung des Deichbaus in Briefen. Band 1. Leipzig, S. 19. Vgl. Ohling, Gerhard D. (1963): Kulturgeschichte der Krummhörn. In: Ohling, Jannes (Hrsg.): Die Acht und ihre sieben Siele. Kulturelle, wasser- und landwirtschaftliche Entwicklung einer ostfriesischen Küstenlandschaft. Pewsum, S. 19–288, hier S. 172–173.

pen as dat Veh“.⁵ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass in der westlichen Marsch der Krummhörn in Ostfriesland an den Häusern Neid abwehrende Inschriften und Neidköpfe vorkommen, während sie auf der ostfriesischen Geest fehlen. „Och Nieder, laat dyn Nieden syn, wat Godt my günt, dat is myn“, heißt eine der dortigen Inschriften.⁶

Wie die Marsch im Osten ihre klare Begrenzung durch den Geestrand findet, so stellt im Westen das Meer die Grenze dar, eine im Mittelalter noch zerklüftete Küste, die im Laufe der Jahrhunderte durch Anwachs von Land und Eindeichungen eine immer gradliniger verlaufende Grenze wurde. Die Nordseeküste bildete in der Frühen Neuzeit aber keine starre Grenzlinie. Sie veränderte sich im Laufe der Zeit, verschob sich mit jeder Gewinnung neuen Landes weiter ins Meer hinaus und musste mitunter infolge von Deichbrüchen wieder ins Land zurückverlegt werden. Auch die Nordseeküste wurde als eine Grenze begriffen, die zwei Welten voneinander schied. Diesseits die von Menschen geformte, agrarisch genutzte Landschaft mit ihrer an festen Normen orientierten Bevölkerung, jenseits das unberechenbare, geheimnisvolle Meer, von dem man annahm, dass es voller Furcht erregender Ungeheuer sei. Das Meer war nach den Kosmogonien der Frühen Neuzeit ein Relikt der Sintflut, das durch die plötzlich hereinbrechenden Sturmfluten nicht allein Leib und Leben der Küstenbewohner gefährdete, sondern durch seine Nebel und Ausdünstungen die Gesundheit der Küstenbewohner stets beeinträchtigte und schwächte. Es wurde vor allem als Verursacher des gefürchteten Marschenfiebers, der Malaria, angesehen.⁷ Die Angst vor dem Meer hielt sich bis weit ins 18. Jahrhundert, bis mit der Verbreitung neuer Erkenntnisse im Bereich der Meereskunde dieser Feind der Küstenbewohner nach und nach seinen Schrecken verlor. Die Entzauberung der Meereswelt war allerdings ein nur langsam voranschrei-

⁵ Meiborg (1896), S. 42.

⁶ Ohling (1963), S. 277.

⁷ Vgl. Knotternus, Otto (1995): Angst voor de zee. Veranderende culturele patronen langs de Nederlandse en Duitse waddenkust (1500–1800). In: Davids, Karel / t’Hart, M. / Klejer, H. / Lucassen, Jan (Hrsg.): De Republiek tussen zee en vasteland. Buitenlandse invloeden op cultuur, economie en politiek in Nederland 1580–1800. Leuven u. Apeldoorn, S. 57–81; ders. (1997): Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500–1800). In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 145–174.

tender Prozess.⁸ Die Deiche, welche die Festlandsküste der Nordsee bis heute charakterisieren, bildeten für lange Zeit gewissermaßen einen *cordon sanitaire* gegen die dämonische Welt des Meeres.

Wie sich die reichen Marschenlandschaften zum Landesinneren hin in vielen Auseinandersetzungen gegen die Übergriffe und Besitzansprüche der Landesherrschaften und die fortschreitende Einschränkung ihrer Privilegien zu erwehren hatten, so mussten sie sich nach Westen gegen die Gefahren des unberechenbaren Meeres schützen. Seit dem 17. Jahrhundert drohte den Küstenbewohnern nun neues Ungemach im Westen, jetzt von Seiten der Landesherrschaft, die Ansprüche auf das Land und den Anwachs außerhalb der Seedeiche erhob und mit einem Regal durchsetzte.⁹ Damit wurde ein altes Recht der Küstenbewohner kassiert und ihnen nicht allein die Option für eine spätere Erweiterung ihrer Ländereien genommen, sondern auch die freie Nutzung des Vorlandes wesentlich eingeschränkt. Neue strandrechtliche Verordnungen kamen hinzu.¹⁰ Das Vorland wurde nun dem landesherrlichen Herrschaftsbereich eingegliedert, die Küste des Landes sozusagen nach außen verlegt. Dieser Vorgang ist zugleich ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Zange landesherrlicher Ansprüche und Einflussnahmen auf die Marschenlandschaften immer stärker zufasste und zu einer fortschreitenden Einschränkung autonomer Herrschaftsbefugnisse der Marschenbewohner führte.

⁸ Vgl. Jakobowski-Tiessen, Manfred (1997): Mentalität und Landschaft. Über Ängste, Mythen und die Geister des Kapitalismus. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 129–143, hier S. 131–134.

⁹ Breuel, Franz (1954): Geschichte des Anwachsrechts in Ostfriesland. Göttingen; Hansen, Georg (1884): Agrarhistorische Abhandlungen. Leipzig, S. 414–415; Hoffmann, Gottfried Ernst / Reumann, Klauspeter (1986): Die Herzogtümer von der Landesteilung 1544 bis zum Kopenhagener Frieden 1660. In: Klose, Olaf (Hrsg.): Geschichte Schleswig-Holsteins. Begründet v. Volquart Pauls. Neue Ausgabe. Band 5, 2. Lieferung. Neumünster, S. 3–200, hier S. 79–80.

¹⁰ Vgl. Schuback, Jacob (1767/1781): Vom Strandrecht. 2 Bände. Hamburg; Büsch, Johann Georg (1798): Darstellung des in den nördlichen Gewässern üblichen insonderheit des Schleswig-Holsteinischen Strandrechts. Hamburg; Neitzel, Neithart (1968): Zur Geschichte des Strandrechts und zum heute gültigen Strandrecht. In: Schleswig-Holstein 20, S. 255–258; Hansen, Nils (2001): Strandrecht und Strandraub. Bemerkungen zu einem Gewohnheitsrecht an den schleswig-holsteinischen Küsten. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 33, S. 51–78.

2 Entwicklung der bäuerlichen Gesellschaft in der Küstenregion vom 17. bis zum 19. Jahrhundert

In dem abgeschlossenen Naturraum zwischen der Geest und dem Meer entwickelte sich in der Frühen Neuzeit eine bäuerliche Gesellschaft, die weniger homogen war, als es uns manche tradierte Bilder und vertraute Stereotypen suggerieren mögen. Die dominanten Kräfte in diesem Raum waren die Bauern auf den großen Höfen, die schon seit dem 16. Jahrhundert eine marktorientierte Landwirtschaft betrieben und es als unabhängige Unternehmer zu großem Reichtum bringen konnten. Die Betriebsgrößen der Höfe in den Marschregionen konnten allerdings recht unterschiedlich sein; es gab ansehnliche Höfe mit nur 25 ha, andere konnten auch 80 ha umfassen. Daneben gab es die Kätner oder Kötter mit kleinem Landbesitz. In neu eingedeichten Kögen lebten anfangs immer nur einige wenige Kätner. Ihre Zahl erhöhte sich dann aber relativ rasch, weil unter anderem weichende Erben der Bauernhöfe in die Kätnerschicht absanken.¹¹ Zur Marschengesellschaft gehörten ebenfalls die landlosen Tagelöhner und das Gesinde auf den Höfen. In den kleinen Marschorten hatten sich außerdem Handwerker angesiedelt, und an den Küsten, vor allem an den Sielhäfen, lebten Fischer und vor allem Schiffer, die für den Transport der landwirtschaftlichen Produkte in die Absatzgebiete von großer Bedeutung waren. Die Gesellschaft der Marsch war durch schroffe soziale Gegensätze gekennzeichnet. Die soziale und kulturelle Abgrenzung zwischen Bauern und übriger Bevölkerung war groß.

Wir dürfen uns die frühneuzeitliche bäuerliche Gesellschaft der Küstenregionen jedoch keineswegs als statisch vorstellen, vielmehr war sie von Dynamik und Veränderungsprozessen geprägt. In der Zeit zwischen 1600 und der Mitte des 19. Jahrhunderts – also jener Zeit, auf die ich meine Ausführungen beschränke – kam es in den Marschlandschaften im Gegensatz zur Geest zu großen Veränderungen in den Besitzgrößen der Höfe und zu einer ständig zunehmenden Besitzkonzentration.¹²

¹¹ Vgl. Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1986): Hufner und Kätner. Ein Versuch zur sozialstrukturellen Entwicklung in den holsteinischen Elbmarschen. In: Archiv für Agrargeschichte der holsteinischen Elbmarschen 2, S. 33–67; Hintze, Otto (1941): Geschichte der Bauernhöfe und Bauernsippen des Marschdorfes Seestermühe. Hamburg, S. 55.

¹² Vgl. Hinrichs, Ernst / Krämer, Rosemarie / Reinders, Christoph (1988): Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit. Eine regionalgeschichtliche Dokumenta-

**Besitzgrößenentwicklung in der jeverschen Marsch von 1685 bis 1861–
Kirchspiel Sengwarden (1 Jück = 0,56 ha)**

Jück	1685	1725	1861
1	1	2	148
1–5	9	12	11
5–10	6	5	3
10–20	7	8	4
20–30	10	10	7
30–40	33	34	18
40–50	23	24	23
50–60	11	12	16
60–70	4	5	12
70–80	4	3	4
80–90	---	---	2
90–100	---	---	1
100–120	---	---	1
> 120	---	---	1
Insgesamt	108	115	251

Aus: Hinrichs, Ernst / Krämer, Rosemarie / Reinders, Christoph (1988): Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit. Eine regionalgeschichtliche Dokumentation für die Zeit von 1700 bis 1850. Oldenburg, S. 183.

tion für die Zeit von 1700 bis 1850. Oldenburg, S. 111–112. Aufschluss über die sich über längere Zeiträume verändernden Größen des Landbesitzes einzelner Höfe erhalten wir am besten aus den Chroniken der Köge, Polder oder Marschgemeinden, die oftmals den Besitzerwechsel sowie auch den Zu- und Ankauf von Land verzeichnen.

Entwicklung der Besitzgrößen in zwei Marschkirchspielen des Herzogtums Oldenburg vom 17. bis zum 19. Jahrhundert

Jück (ha)	Langwarden			Sengwarden			
	1613	1729/30	ca. 1850	1685	1725	ca. 1850	
0–10 (0–5)	142	104	142	16	19	162	abs.
	52,21	50,49	66,67	14,81	16,52	64,54	%
10–30 (5–15)	88	50	12	17	18	11	abs.
	32,35	24,27	5,63	15,74	15,65	4,38	%
30–50 (15–25)	23	24	10	56	58	41	abs.
	8,46	11,65	4,69	51,85	50,43	16,33	%
> 50 (25)	19	28	49	19	20	37	abs.
	6,99	13,59	23,00	17,59	17,39	14,74	%
Insgesamt	272	206	213	108	115	251	abs.
	100	100	100	100	100	100	%

Aus: Hinrichs/Krämer/Reinders (1988), S. 184.

Diese Prozesse führten notwendigerweise dazu, dass die Gesamtzahl der Bauernhöfe (über 5 ha) in dieser Zeitspanne in den Marschgebieten kontinuierlich abnahm. In den Vogteien Burhave und Eckwarden in Butjadingen (Grafschaft Oldenburg) hat sich beispielsweise die Gesamtzahl der Hofbesitzer zwischen 1613 und 1730 um reichlich ein Drittel vermindert. Während die größeren Bauernhöfe (über 28 ha) im Jahr 1613 nur über ca 38 % der Gesamtfläche verfügten, waren es 1730 schon etwa 48 %.¹³ Mit der Entwicklung zur Besitzkonzentration einher ging das Anwachsen der unterbäuerlichen Schicht mit weniger als 5 ha Besitz an Land.

Wer sich die ökonomischen Prozesse in den Marschregionen näher anschaut, wird feststellen, dass die Agrarstruktur der Küstenmarschen fragiler war, als es die zahlreichen Zeichen des bäuerlichen Reichtums in diesen Gegenden vermuten lassen. Es waren vor allem drei Faktoren, welche die

¹³ Krämer, Rosemarie (1984): Historisch-geographische Untersuchungen zur Kulturlandschaftsentwicklung in Butjadingen – mit besonderer Berücksichtigung des mittelalterlichen Marktortes Langwarden. In: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 15, S. 65–125, hier S. 90–91 u. 93.

Existenz eines Hofes gefährden konnten: erstens die überregionalen ökonomischen Rahmenbedingungen, also Konjunkturerinbrüche und negative Preisentwicklungen für landwirtschaftliche Produkte, zweitens die von der Natur verursachten Katastrophen wie Sturmfluten und Viehseuchen und schließlich drittens das Erbrecht, das in den einzelnen Marschgebieten zwar unterschiedlich war, aber in seinen Auswirkungen ähnlich. Der Hof wurde aufgrund der hohen Geldabfindungen an die Miterben im Erbfall wirtschaftlich belastet, selbst in den Anerbengebieten, wo die Erbrechtspraxis sich praktisch zu einer geldwirtschaftlichen Realteilung entwickelt hatte.¹⁴ Besonders prekär konnte die wirtschaftliche Situation eines Marschenhofes werden, wenn zwei oder auch drei dieser Faktoren zusammenfielen. Dann war häufig der Konkurs die Folge.

Konkurse und Versteigerungen von Höfen bildeten in den Jahrhunderten von 1600 bis ins 19. Jahrhundert hinein die Schattenseite der Landwirtschaft in der Marsch, und sie waren keine seltene Erscheinung in den Küstenregionen. Schaut man sich die historische Entwicklung einzelner Marschenhöfe an, so nimmt man verwundert zur Kenntnis, wie viele Bauernhöfe zwischen 1700 und 1850 in Konkurs gerieten.¹⁵ Beispielsweise sind von den 17 Höfen, die nach der Eindeichung des Hedwigenkoogs in Dithmarschen 1696 angelegt wurden, im 18. und frühen 19. Jahrhundert 10 (fast 60 %) in Konkurs gegangen, die meisten in den 1820er Jahren.¹⁶ Einem Schreiben des Amtsvogts von Eckwarden an die Regierung in Oldenburg ist zu entneh-

¹⁴ Siehe dazu Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1987): *Ländliche Familienstrukturen in der nordwestdeutschen Küstenregion 1750–1870*. Engelbrechtsche Wildnis, S. 177–184; Sering, Max (1908): *Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preussen*. Band 2, Teil 2: Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein. Berlin. Gruner (1802), S. 321 schreibt, dass die Bewohner des Norder Christian-Eberhard-Polders oft Frauen aus der benachbarten niederländischen Provinz Groningen heirateten, weil es dort große Aussteuer gab. Und dieser hätten sie bedurft, um ihren Geschwistern bei der Übernahme des Hofes ihre Anteile geben zu können.

¹⁵ Vgl. Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1979): *Hofbesitzwechsel als Indikator für konjunkturelle Krisensituationen in der Kremper Marsch*. In: *Archiv für Agrargeschichte der Holsteinischen Elbmarschen* 1, S. 2–6. Lorenzen-Schmidt hat die Angaben des Höfeverzeichnis von Johannes Gravert ausgewertet für die Zeit von 1750 bis 1920. Danach gab es besonders viele Konkurse in den Jahren 1760–1779 und 1820–1829.

¹⁶ Schulte, Kurt (Hrsg.) (1994): *Hedwigenkoog. Geschichte eines 300jährigen Kooges*. Heide, S. 38–60.

men, „daß von den in der Vogtei befindlichen 85 Höfen in den Jahren 1772–1781 insgesamt 39 zum Konkurs gekommen wären“.¹⁷

Signifikant stieg die Anzahl der Konkurse in den Küstenmarschen nach verheerenden Sturmfluten wie der des Jahres 1717. Viele Bauernhöfe hatten im Sommer nach dieser Sturmflut, mancherorts auch in den folgenden Jahren kaum Erträge erzielen können, weil die Felder wegen der Überschwemmung noch nicht bewirtschaftet werden konnten; zugleich stiegen aber die Ausgaben für den Deichbau beständig, auch mussten zerstörte Häuser und Ställe repariert oder wiedererrichtet und der Viehbestand neu aufgestockt werden. Viele Bauernhöfe, die schon vor der Flut verschuldet waren, konnten nach der Weihnachtsflut 1717 weder Zinsen noch Tilgung aufbringen und wurden dadurch zusätzlich in den Ruin getrieben.¹⁸ Eine vom dänischen König zur Begutachtung der Deichschäden eingesetzte Deichkommission berichtete am 23. April 1718, dass in Glückstadt kein Sonntag verstreiche, „an welchem nicht Proclamata einiger zum Concurs kommenden Personen halber gelesen werden“.¹⁹ Dieselbe Deichkommission teilte der dänischen Regierung im Oktober 1720 mit, in Norderdithmarschen seien in letzter Zeit 314 Konkurse zu verzeichnen.²⁰

Eine ähnlich starke Anhäufung von Konkursen wie nach der Sturmflut von 1717 lässt sich für die späten 1820er Jahre in den Marschgebieten der Herzogtümer Schleswig und Holstein feststellen. Der Fall der Agrarpreise, die Anhebung der landesherrlichen Lasten, der dänische Staatsbankrott (1813) mit der Reichsbankhaft (1814) und die Sturmflut von 1825 hatten damals zu einer großen Zahl an Konkursen geführt.²¹

¹⁷ Norden, Wilhelm (1984): Eine Bevölkerung in der Krise. Historisch-demographische Untersuchungen zur Biographie einer norddeutschen Küstenregion (Butjadingen 1500–1850). Hildesheim, S. 199.

¹⁸ Jakubowski-Tiessen, Manfred (1992): Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit. München, S. 159–167.

¹⁹ Reichsarchiv Kopenhagen: Rentekammer, fol. reg. Nr. 191 (Kommissioner) G 23.

²⁰ Ebd.

²¹ Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1991): Die große Agrarkrise in den Herzogtümern 1819–1829. In: Brockstedt, Jürgen (Hrsg.): Wirtschaftliche Wechsellagen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Neumünster, S. 175–197. Vgl. auch Feddersen, Friedrich (1853): Beschreibung der Landschaft Eiderstedt. Altona, S. 119–120; Freese, Hermann (1989): Die Familien der Kirchengemeinde Westerbur (1556–1900).

Der Konkurs war immer die *Ultima Ratio* wirtschaftlichen Handelns. Viele Marschbauern ließen es so weit nicht kommen, sondern verkauften ihre Höfe, solange die Schuldenlast dieses noch zuließ. Insofern ist auch der Verkauf eines Hofes in vielen Fällen ein Zeichen einer ökonomischen Krise. Die überlieferten Quellen zeigen jedenfalls, dass Konkurse und Verkäufe aus wirtschaftlicher Not auffallend oft die Gründe für den Besitzerwechsel auf Bauernhöfen waren. Auch dies beschleunigte die Besitzkonzentration in den Marschen;²² denn einzelne Bauern konnten ihren Besitz durch die Übernahme anderer Höfe arrondieren und vergrößern. Mitunter gehen – vor allem in Krisenzeiten – auch mehrere Höfe in den Besitz eines einzigen Bauern über.²³ Die sich fortlaufend verändernde Besitzstruktur der Marschregionen hatte auch positive Folgen für diese Landschaften: Da die hoch verschuldeten Marschenhöfe immer relativ rasch von neuen, kapitalkräftigen Besitzern übernommen wurden, wurde die wirtschaftliche Grundlage dieser Landschaften immer wieder ins Lot gebracht. Die Marschlandschaften konnten sich deshalb immer recht schnell von wirtschaftlichen Krisen regenerieren.

3 Besitzfolge: Literarische Bilder und reale Entwicklung

Nicht selten wird in der Literatur über die Nordseemarschen die Vorstellung vermittelt, der von Generation zu Generation vererbte Bauernhof, ein jahrhundertealter Familienbesitz, sei die Regel.

Aurich, S. 43, 55 u. 67. Zur Sturmflut 1825 siehe Jakobowski-Tiessen, Manfred (1999): *Kein Zurück zur Natur. Wie Romantik und Kommerz die Diskussion über die Halligwelt nach der Sturmflut 1825 prägten.* In: ders. / Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (Hrsg.): *Dünger und Dynamit. Beiträge zur Umweltgeschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks.* Neumünster, S. 121–136.

²² Vgl. Hansen, Reimer (1897): *Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens.* In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 27, S. 191–316, hier S. 222–251; Swart, Friedrich (1910): *Zur friesischen Agrargeschichte.* Leipzig, S. 224; Engelbrecht, Jörg (1982): *Die reformierte Landgemeinde in Ostfriesland im 17. Jahrhundert. Studien zum Wandel sozialer und kirchlicher Strukturen einer ländlichen Gesellschaft.* Frankfurt am Main u. Bern, S. 91; Krämer (1984), S. 73–74.

²³ Vgl. Freese (1989), S. 26; Hintze (1941), S. 55: „Schon im 17. und 18. Jahrhundert finden sich Seestermüher Bauerngeschlechter im Besitze mehrerer Höfe. [...] Sie hielten sich aber nicht lange, ihre Namen sind heute unter den Kättern der Gemeinde zu finden.“

„Viele Höfe der Umgebung liegen auf hohen Wurten, ein jeder könnte die Uhl sein. Ihre Besitzer tragen Namen, die seit Jahrhunderten mit dem Hofe und dem Grund und Boden zu eins geworden sind, Namen, die bescheiden klingen und doch jeden Buchstaben mit Stangen Goldes decken können.“

So schrieben Bruno Tacke und Bernhard Lehmann 1924 über die Dithmarscher Bauernhöfe mit deutlicher Anspielung auf den Roman *Jörn Uhl* von Gustav Frenssen.²⁴

Wenn man sich jedoch die Besitzfolge auf einzelnen Bauernhöfen in der Marsch genauer ansieht, so ist unschwer zu erkennen, dass ein jahrhundertalter Familienbesitz nicht die Regel ist, sondern eher die Ausnahme darstellt. Unter den 1270 Bauernhöfen der Elbmarschen, die Johannes Gravert beschrieben hat, befanden sich nur 24 seit mehr als 200 Jahren im Besitz einer Familie.²⁵ Die einzelnen Chroniken der nordfriesischen Köge zeigen ein ähnliches Bild. Ein Beispiel aus dem 1682 eingedeichten Alten Christian-Albrechts-Koog im nördlichen Nordfriesland möge verdeutlichen, wie wechselhaft die Geschichte eines einzelnen Bauernhofes sein konnte:²⁶ Der königlich-dänische Obrist Anthon Günther von Elbrecht, Herr auf Fresenhagen und Lütjenhorn, hatte in dem neuen Koog den Marienhof, zu dem 232 Demat (ca. 116 ha) Land gehörten, erbauen lassen und von 1700 an verpachtet. 1715 machte Elbrecht Konkurs. Daraufhin wurde der Marienhof mit 89 Demat von Jens und Richard Mommsen gekauft. Nach dem Tode Jens Mommsens 1741 ging der Hof auf seinen Bruder Richard über, der den Hof 1759 seinen Kindern völlig überschuldet hinterließ. 1760 kam der Marienhof in den Besitz des Arztes Dr. Ahrends in Tondern, der diesen bereits zwei Jahre später an Jakob Windfeld auf Gottesglück verkaufte. Dieser verpachtete den Hof. Nach dem Konkurs und Tod Windfelds 1766 übernahm der Arzt Dr. Ahrends den Hof erneut und verkaufte ihn 1767

²⁴ Tacke, Bruno / Lehmann, Bernhard (1924): Die Nordseemarschen. Bielefeld u. Leipzig, S. 76.

²⁵ Gravert, Johannes (1929): Die Bauernhöfe zwischen Elbe, Stör und Krückau mit den Familien ihrer Besitzer. Glückstadt; Hintze (1941), S. 55. Lorenzen-Schmidt (1979), S. 13 weist anhand des Hofbesitzerverzeichnisses von Johannes Gravert nach, dass die Zahl der Besitzwechsel bis 1829 durchschnittlich um 20–30 % höher liegt als im Folgezeitraum.

²⁶ SIELverband der Christian-Albrechts-Köge (Hrsg.) (1982): Die Christian-Albrechts-Köge 1682–1982. Breklum.

weiter an Hinrich Jessen, nach dessen Tod wiederum Konkurs angemeldet wurde. Nun erstand der Kaufmann Thomas Tychsen in Tondern den Marienhof samt 110 Demat Land. Tychsen ließ den Hof, den er um 65 Demat vergrößerte, durch Verwalter bewirtschaften. Nach dem Tod der Witwe Tychsen wurde der Besitz 1827 geteilt. Marienhof fiel der Tochter zu, die mit dem Senator Johann Hanquist in Tondern verheiratet war. Weitere 55 Demat wurden dazugekauft. Nach dem Tode Senator Hanquists teilten sich seine drei Kinder den Besitz, nur die Gebäude wurden gemeinschaftlich verwaltet, bis diese 1855 an Boetius Richardsen verkauft wurden. Richardsen tauschte den Marienhof 1859 gegen 10 Demat Koogsland und Bargeld an die beiden Töchter seines verstorbenen Schwagers Hinrich thor Straten. 1874 wurde der Marienhof an Albert Albertsen in Lindholm veräußert. Er starb kinderlos und hinterließ den Besitz seiner Frau, die später ihren Knecht Ludolf Paysen heiratete. Paysen heiratete nach dem Tode seiner Frau in zweiter Ehe seine Haushälterin Margarethe Dorothea Kasper. Als Ludolf Paysen 1909 starb, teilte die Witwe den Besitz – inzwischen umfasste der Hof 116 Demat – mit den zwei Kindern. Sie blieb auf dem verkleinerten Marienhof mit ca. 40 Demat wohnen und heiratete später Johannes Andersen. Gemeinsam bewirtschafteten sie den Hof bis 1930. Nach weiteren Erbfolgen innerhalb der Familie wurde der Hof schließlich 1968 mit ca. 40 Demat an den Bauern Lorenz Brunk verkauft. 1976 ließ Brunk sämtliche inzwischen baufälligen Gebäude abbrechen.

Die Geschichte des Marienhofs zeigt die Licht- und Schattenseiten bäuerlichen Unternehmertums in der Marsch. Der Hof war bis zu seinem Abbruch im Besitz von zehn verschiedenen Familien, von denen drei den Hof in den Konkurs wirtschafteten und eine ihn wegen Überschuldung verkaufen musste. Auffallend ist ferner, wie sehr sich die Größe des Hofes von Generation zu Generation veränderte, teils verminderte sich die Landfläche des Hofes durch Erbteilungen und Verkauf aus wirtschaftlichen Erfordernissen, teils nahm sie durch erneuten Zukauf von Land immer wieder zu.

Ein weiteres Beispiel aus dem Neuen Christian-Albrechts-Koog, der im Jahre 1706 eingedeicht wurde, sei hinzugefügt: 1783 hatte Thomas Christiansen den Mühlenhof erbaut; er bestand aus einem Wohnhaus mit Stall und kleiner Korn-Windmühle. Folgen wir nun der Chronik:

„Von den Erben kaufte das Anwesen 1796 Bende Hansen und von diesem 1806 Jürgen Wulf, früher Pächter auf dem Hauberg. Von ihm übernahm der Sohn Jürgen Jürgensen den Besitz, erwarb

noch 12 Demat Land hinzu. Er erhängte sich; seine Witwe und Kinder verkauften den Betrieb 1851 an den Apotheker Christian Wilhelm Joachim Kämpfmann, dessen Sohn Justus die Verwaltung übernahm. 1861 wurden Haus und Mühle nebst 16 1/3 Demat Land dem Landmann Johann Friedrich Siegfriedsen verkauft. Sein Ehenachfolger seit seinem Tode 1868, der frühere Kaufmann Christian Moritz Johannsen, mußte 1895 den Konkurs erklären. Aus diesem erwarb der Müller Hans Redlefsen in Niebüll die Gebäude, wovon er 1912 die Mühle abbrechen ließ und das verkleinerte Haus dem früheren Schlachter Momme Johannsen verkaufte.²⁷

Die dünnen Sätze dieser Chronik spiegeln die Schicksalsfügungen auf diesem Hof wider, der in den 129 Jahren zwischen 1783 und 1912 im Besitz von sieben Familien war.

Es ließen sich eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele anführen. Ein weiteres Beispiel aus einer anderen Region sei abschließend noch erwähnt: Nach der Eindeichung des Hedwigenkoogs in Norderdithmarschen im Jahre 1696 war Graf Dernath Besitzer des Westerhofes geworden; der Hof ging 1757 auf die Gräfin Bjelde über und wurde noch im selben Jahr vom Etatsrat Sarau gekauft. Im nächsten Jahr erwarb Hans Staack diese Hofstelle, die er schon zwei Jahre später an einen Bauern namens Lahrs verkaufte. 1782 wurde Thede Boje Peters Besitzer des Bauernhofs; dessen Sohn Jürgen und Enkel Johann konnten den Hof nur etwa zehn Jahre halten, dann ging er in Konkurs und wurde im Dezember 1800 Christiane Katharina Wohlstein aus Braunschweig überschrieben. 1841 erbte Robert Georg Wohlstein den Hof und verkaufte ihn zwei Monate später an Johann Diedrich Söhl aus Süderwisch. 1874 wurde die Hofstelle von Johann Sieß aus Flehderwurth gekauft, 1902 ging sie schließlich in den Besitz von Rudolf Kröger aus Süderdeich über.²⁸ In den 200 Jahren von 1700 bis 1900 hat dieser Hof 13 Besitzer aus 10 verschiedenen Familien gehabt.

An diesem letzten Beispiel wird noch ein weiterer, für die Besitzverhältnisse in der Marsch typischer Sachverhalt deutlich. Seit dem 17. Jahrhundert findet man in zunehmendem Maße Adlige, fürstliche Beamte, hohe

²⁷ Sielverband der Christian-Albrechts-Köge (Hrsg.) (1982), S. 196–197.

²⁸ Schulte (Hrsg.) (1994), S. 39.

Militärs und städtische Bürger als Eigentümer von Marschhöfen,²⁹ vor allem in den im 17. und 18. Jahrhundert neu gewonnenen Kögen.³⁰ Aber auch in den älteren Marschregionen gab es in der Frühen Neuzeit zahlreiche adlige und bürgerliche Besitzer von Marschhöfen wie zum Beispiel in Ostfriesland, wo im 17. Jahrhundert viele Bauernhöfe im Besitz des Landesherrn und reicher Bürger aus Emden waren.³¹ Jörg Engelbrecht zeigt am Beispiel von 17 ostfriesischen Kirchspielen, dass von der Gesamtzahl der dortigen Bauernhöfe durchschnittlich 44 % in der Hand auswärtiger Besitzer waren. Meistens handelte es sich um Beamte, Adlige und Bürger der Stadt Emden. Besonders hoch war der Anteil auswärtiger Besitzer in den in der Nähe der Stadt Emden gelegenen Gemeinden.³² Diese sich seit dem 17. Jahrhundert ändernde Besitzstruktur in der Marsch hatte zur Folge, dass dort viele Höfe über Jahrzehnte nur von Pächtern bewirtschaftet wurden. Erst Ende des 18. Jahrhunderts ging ein großer Teil dieser Höfe dann in bäuerlichen Besitz über.

Der Anteil der Pächter in den einzelnen Marschlandschaften war nach allem, was wir wissen, ziemlich hoch. In den neu geschaffenen Kögen des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Land sich ausschließlich oder zum großen Teil im Besitz auswärtiger Eigentümer befand, war die Zahl der Pächter dementsprechend groß. In anderen Marschgebieten gab es ebenfalls eine auffällende Anzahl an verpachteten Höfen, wozu auch Höfe von minderjährigen Erben gehörten, die so lange fremdbewirtschaftet wurden, bis der Hoferbe selbst sein Erbe antreten konnte; bei der hohen Mortalitätsrate in den

²⁹ Vgl. Seitz, D. (1985): Eigentümer und Eigentumsverhältnisse in der Reichen Reihe des Sieversflether Koogs im 17. bis ins 20. Jahrhundert. In: Nordfriesisches Jahrbuch N. F. 21, S. 155–177, hier S. 157.

³⁰ Die größten Landbesitzer im nordfriesischen Christian-Albrechts-Koog waren zum Beispiel der Hofrat Magnus von Wedderkop, der Amtmann Friedrich von Günteroth in Apenrade, der Amts- und Landschreiber Friedrich Jürgensen in Tondern, der Klosterpropst Joachim von Ahlefeld in Preetz, der Amtmann Hans von Thienen in Tondern, der Kammermeister Jürgen Holmer in Schleswig, der Rentschreiber Georg Griebel in Schleswig, der Hardsesvogt Fedder Lund in Hoyer und der Propst Stephan Kenkel in Tondern. Siehe: Sielverband der Christian-Albrechts-Köge (Hrsg.) (1982), S. 25. Vgl. auch Gruner (1802), S. 524–525.

³¹ Vgl. Wilken, Martin (1984): Das Kirchspiel Engerhufe, seine Bebauung und seine Haus- und Hofbewohner in der Zeit von 1547 bis 1939. Wiesmoor, S. 11.

³² Engelbrecht (1982), S. 108–109. Eine Auflistung der auswärtigen Besitzer gibt Aufschluss über deren Sozialstruktur: ebd., S. 111–114.

Marschen war ein solcher Fall nicht selten.³³ In Butjadingen wurden zwischen 1750 und 1850 im Schnitt 60–80 % der Höfe von Pächtern bewirtschaftet; im Jahr 1818 waren nach einem Bericht in den *Oldenburgischen Blättern* etwa drei Viertel aller Höfe in der Oldenburger Marsch verpachtet.³⁴

Für die adligen Geheimräte, Kammersekretäre und reichen Stadtbürger waren die Marschhöfe vor allem Spekulationsobjekte.³⁵ Diese Eigentümer strebten nach Gewinn, hatten sonst aber kaum eine Beziehung zur Landschaft und zur Gemeinde, in der ihr Besitz lag. Sie gaben sich keine Mühe, wie Johann Georg Kohl feststellte, „die Stifter einer dauernd wohlgeordneten und geachteten Commune zu werden“.³⁶ Die mit ihrem Besitz verbundenen gemeinschaftlichen Verpflichtungen übertrugen sie auf die Pächter, die auch die Deichlasten übernehmen mussten.

Die Pächter wiederum, die in der Regel einen auf wenige Jahre befristeten Pachtvertrag bekamen, versuchten, sich allen finanziellen Verpflichtungen so gut wie möglich zu entziehen. Bei den relativ kurzen Pachtzeiten waren sie zu Investitionen in den Bauernhof ohnehin kaum bereit, so dass Gebäude und Ländereien oft leiden mussten; und sie waren letztlich wenig an der langfristigen Erhaltung der Wirtschaftskraft des Hofes interessiert, geschweige denn motiviert, hohe Deichlasten zu übernehmen.³⁷ Anders waren die Verhältnisse dort, wo die Bauernhöfe in Erbpacht übernommen wurden. Langfristig zeigte sich, dass die in solch großem Maße übliche Fremdbewirtschaftung der Marschhöfe nicht ohne Auswirkungen auf das politische und gesellschaftliche Leben in den Marschgemeinden bleiben konnte, zumal die Fluktuation unter den Pächtern relativ groß war.

In eine verzweifelte Lage konnten die Pächter geraten, wenn die von ihnen bewirtschafteten Ländereien durch Sturmfluten überschwemmt wurden und ihre Höfe Verluste an Vieh zu verzeichnen hatten. In solchen Fällen – wie beispielsweise nach der Weihnachtsflut 1717 – konnten sie mit ihren gepachteten Ländereien keine oder nur sehr geringe Gewinne erwirtschaften.

³³ Zur Mortalität in den Marschen siehe Norden (1984), S. 52–105.

³⁴ Ebd., S. 245 u. 247.

³⁵ Vgl. Engelbrecht (1982), S. 103–104: Beim Ankauf der Bauernhöfe durch Adlige und Bürger handele es sich „eindeutig um eine Form der Kapitalanlage“.

³⁶ Kohl (1846), Bd. 3, S. 205.

³⁷ Vgl. Norden (1984), S. 247.

ten.³⁸ Die Hofbesitzer forderten oftmals dennoch ihre im Kontrakt vereinbarte Pacht. Außerdem waren die Pächter verpflichtet, sich an den Deichreparaturen zu beteiligen, die gerade nach Sturmfluten sehr kostspielig sein konnten. In dieser Notzeit gab es Pächter, die ihre gepachteten Höfe widerrechtlich verließen; andere blieben ihr Pachtgeld schuldig, weil sie es nicht aufbringen konnten, und mussten sich schließlich vor Gericht verantworten.

„Das Unterwegs-Sein war offenbar ein typisches Merkmal der Marschengesellschaft“, konstatiert Wilhelm Norden,³⁹ wobei er allerdings auch die Wanderungsbewegungen der unterbäuerlichen Schichten in seiner Bewertung mit berücksichtigt hat. Die Nordseemarschen hatten traditionell einen hohen Bedarf an Arbeitskräften sowohl auf den Höfen als auch beim Deichbau. Das Arbeitskräfte-Reservoir für die Marschen bot das ökonomisch schwächer entwickelte Hinterland:

„Aus dem Münster’schen nach Holland, aus dem Hoyaschen und Verden’schen in die Bremischen Marschen, aus der Graffschaft Delmenhorst in’s Butjadinger Land, aus Holstein nach Eiderstedt und Dithmarschen, aus den Heideländern des Herzogthums Schleswig und Jütland nach den friesischen Marschen ist das Hin- und Herwandern von Arbeitern so vielfach und so stark, daß es ohne Zweifel für einen Staatsökonom und Statistiker von dem größten Interesse sein würde, wenn wir alle diese kleinen Völkerbewegungen, welche die Marschen veranlassen, nach Richtung und Quantität der bewegten Masse ebenso genau angeben und zeichnen könnten, wie die Bewegung der Wassermasse in den Canälen, Strömen und Tiefen der Marschen und ihrer Watten“,

so schrieb Johann Georg Kohl schon 1846.⁴⁰ Kohl formuliert ein Forschungsdesiderat, das bis heute nicht eingelöst wurde. Noch immer sind wir über die Wanderbewegungen in die Nordseemarschen – vor allem im 17. und 18. Jahrhundert – nicht gut genug unterrichtet.⁴¹

³⁸ Jakobowski-Tiessen (1992), S. 152–157.

³⁹ Norden (1984), S. 202.

⁴⁰ Kohl (1846), Bd. 3, S. 74; vgl. Gruner (1802), S. 301.

⁴¹ Eine ausführliche Studie über die Wanderarbeiter in die niederländischen und niedersächsischen Küstenregionen mit dem zeitlichen Schwerpunkt im 19. Jahrhundert hat Jan Lucassen (1987) publiziert: *Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea*. London u. a. Vgl. auch Norden (1984), S. 182–205.

Das zwar schwankende, aber über längere Zeitspannen gesehen relativ große Angebot an Land – zum einen bedingt durch die Eindeichungen, zum anderen durch die vielen Konkurse und Verkäufe – führte nicht nur zu einer großen Mobilität innerhalb der bäuerlichen Gesellschaft der Nordseemarschen, sondern hatte auch eine Zuwanderung von außen zur Folge und damit ebenfalls die Übernahme bäuerlichen Besitzes durch Nicht-Einheimische. Die Geschichte der Nordseemarschen zeigt, dass die Zuwanderung ein konstitutives Element der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung dieser Landschaften war.

In einer Landschaft, deren Bevölkerung eine derartige Mobilität aufwies und in deren Gemeinden viele Bauern nur auf Zeit lebten, wo die Nachbarn immer wieder wechselten, konnten sich nur schwer dauerhafte soziale Beziehungen und eine fest gefügte Gemeinschaft entwickeln. Vielleicht liegt hier eine der Ursachen für den immer wieder sich äußernden Mangel an Gemeinsinn in der bäuerlichen Gesellschaft der Nordseemarschen.⁴²

Literatur

- Breuel, Franz (1954): Geschichte des Anwachsrechts in Ostfriesland. Göttingen.
- Büsch, Johann Georg (1798): Darstellung des in den nördlichen Gewässern üblichen insonderheit des Schleswig-Holsteinischen Strandrechts. Hamburg.
- Engelbrecht, Jörg (1982): Die reformierte Landgemeinde in Ostfriesland im 17. Jahrhundert. Studien zum Wandel sozialer und kirchlicher Strukturen einer ländlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main u. Bern.
- Febvre, Lucien (1994): Der Rhein und seine Geschichte. Frankfurt am Main.
- Fedderson, Friedrich (1853): Beschreibung der Landschaft Eiderstedt. Altona.
- Freese, Hermann (1989): Die Familien der Kirchengemeinde Westerbur (1556–1900). Aurich.
- Gravert, Johannes (1929): Die Bauernhöfe zwischen Elbe, Stör und Krütkau mit den Familien ihrer Besitzer. Glückstadt.

⁴² Jakubowski-Tiessen (1997), S. 135–138.

- Gruner, Justus (1802): *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*. Frankfurt am Main.
- Hansen, Nils (2001): *Strandrecht und Strandraub. Bemerkungen zu einem Gewohnheitsrecht an den schleswig-holsteinischen Küsten*. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 33, S. 51–78.
- Hansen, Reimer (1897): *Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens*. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 27, S. 191–316.
- Hanssen, Georg (1884): *Agrarhistorische Abhandlungen*. Leipzig.
- Hinrichs, Ernst / Krämer, Rosemarie / Reinders, Christoph (1988): *Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit. Eine regionalgeschichtliche Dokumentation für die Zeit von 1700 bis 1850*. Oldenburg.
- Hintze, Otto (1941): *Geschichte der Bauernhöfe und Bauernsippen des Marschdorfes Seestermühe*. Hamburg.
- Hoffmann, Gottfried Ernst / Reumann, Klauspeter (1986): *Die Herzogtümer von der Landesteilung 1544 bis zum Kopenhagener Frieden 1660*. In: Klose, Olaf (Hrsg.): *Geschichte Schleswig-Holsteins*. Begründet v. Volquart Pauls. Neue Ausgabe. Band 5, 2. Lieferung. Neumünster, S. 3–200.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (1992): *Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit*. München.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (1997): *Mentalität und Landschaft. Über Ängste, Mythen und die Geister des Kapitalismus*. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen*. Bredstedt, S. 129–143.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (1999): *Kein Zurück zur Natur. Wie Romantik und Kommerz die Diskussion über die Halligwelt nach der Sturmflut 1825 prägten*. In: ders. / Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (Hrsg.): *Dünger und Dynamit. Beiträge zur Umweltgeschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks*. Neumünster, S. 121–136.
- Kiesewetter, Heinrich Christian Philipp (1807): *Praktisch ökonomische Bemerkungen auf einer Reise durch Hollstein, Schließwig, Dithmarschen*. Hof.
- Knotternus, Otto (1995): *Angst voor de zee. Veranderende culturele patronen langs de Nederlandse en Duitse waddenkust (1500–1800)*. In: Davids, Karel / t'Hart, M. / Klejer, H. / Lucassen, Jan (Hrsg.): *De Republiek tus-*

- sen zee en vasteland. Buitenlandse invloeden op cultuur, economie en politiek in Nederland 1580–1800. Leuven u. Apeldoorn, S. 57–81.
- Knotternus, Otto (1997): Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500–1800). In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 145–174.
- Kohl, Johann Georg (1846): Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein. 3 Bände. Dresden u. Leipzig.
- Krämer, Rosemarie (1984): Historisch-geographische Untersuchungen zur Kulturlandschaftsentwicklung in Butjadingen – mit besonderer Berücksichtigung des mittelalterlichen Marktortes Langwarden. In: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 15, S. 65–125.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1979): Hofbesitzwechsel als Indikator für konjunkturelle Krisensituationen in der Kremper Marsch. In: Archiv für Agrargeschichte der holsteinischen Elbmarschen 1, S. 2–6.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1986): Hufner und Kätner. Ein Versuch zur sozialstrukturellen Entwicklung in den holsteinischen Elbmarschen. In: Archiv für Agrargeschichte der holsteinischen Elbmarschen 2, S. 33–67.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1987): Ländliche Familienstrukturen in der nordwestdeutschen Küstenregion 1750–1870. Engelbrechtsche Wildnis.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (1991): Die große Agrarkrise in den Herzogtümern 1819–1829. In: Brockstedt, Jürgen (Hrsg.): Wirtschaftliche Wechsellagen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Neumünster, S. 175–197.
- Lucassen, Jan (1987): Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea. London u. a.
- Meiborg, Reinhold (1896): Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Schleswig.
- Neitzel, Neihart (1968): Zur Geschichte des Strandrechts und zum heute gültigen Strandrecht. In: Schleswig-Holstein 20, S. 255–258.
- Norden, Wilhelm (1984): Eine Bevölkerung in der Krise. Historisch-demographische Untersuchungen zur Biographie einer norddeutschen Küstenregion (Butjadingen 1500–1850). Hildesheim.
- Ohling, Gerhard D. (1963): Kulturgeschichte der Krummhörn. In: Ohling, Jannes (Hrsg.): Die Acht und ihre sieben Siele. Kulturelle, wasser- und

- landwirtschaftliche Entwicklung einer ostfriesischen Küstenlandschaft. Pewsum, S. 19–288.
- Schuback, Jacob (1767/1781): Vom Strandrecht. 2 Bände. Hamburg.
- Schulte, Kurt (Hrsg.) (1994): Hedwigenkoog. Geschichte eines 300jährigen Kooges. Heide.
- Seitz, D. (1985): Eigentümer und Eigentumsverhältnisse in der Reichen Reihe des Sieversflether Koogs im 17. bis ins 20. Jahrhundert. In: Nordfriesisches Jahrbuch N. F. 21, S. 155–177.
- Sering, Max (1908): Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preussen. Band 2, Teil 2: Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein. Berlin.
- Sielverband der Christian-Albrechts-Köge (Hrsg.) (1982): Die Christian-Albrechts-Köge 1682–1982. Breklum.
- Swart, Friedrich (1910): Zur friesischen Agrargeschichte. Leipzig.
- Tacke, Bruno / Lehmann, Bernhard (1924): Die Nordseemarschen. Bielefeld u. Leipzig.
- Tetens, Johann Nikolaus (1788): Reisen in die Marschländer an der Nordsee zur Beobachtung des Deichbaus in Briefen. Band 1. Leipzig.
- Wilken, Martin (1984): Das Kirchspiel Engerhufe, seine Bebauung und seine Haus- und Hofbewohner in der Zeit von 1547 bis 1939. Wiesmoor.

Die narratologische Küste

Küstenbilder in zwei Romanen und Kurzgeschichten Guy de Maupassants¹

Martin Döring

Hutte répétait qu'au fond, nous sommes tous des „hommes des plages“ et que „le sable – je cite ses propres termes – ne garde que quelque secondes l’empreinte de nos pas“.

(Patrick Modiano, Rue des boutiques obscures)

1 Einleitung

Die Küste ist ein Ort der Grenzerfahrung, ein Bereich der Landschaft, an dem die Elemente aufeinander treffen, ein Raum, der einem steten Wandel unterliegt. Das fortwährende Hin und Her von Wasser und Land macht eine eindeutige Grenzziehung zwischen Land und Meer schwierig. Das Wort „Küste“ markiert also ein unsicheres und unbeständiges Konzept, dessen einzige Konstante das der anhaltenden Veränderung ist. Diese Provokation durch das Unbeständige war und ist Anbindungspunkt für die gesellschaftliche Konstruktion von Küste.² Die von ihr ausgehende Herausforderung wurde vom Menschen aufgenommen, mit verschiedenen kulturellen Prakti-

¹ Für wertvolle Hinweise in der Entstehungsphase dieses Aufsatzes bin ich Johannes Hartau (Hamburg) und Margot Kruse (Hamburg) dankbar. Birte Schnadwinkel (Hamburg) danke ich für die inhaltlichen und formellen Korrekturen.

² Vgl. hierzu Corbin, Alain (1990): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main.

ken bearbeitet und in die unterschiedlichsten Stereotype für diesen Grenzbereich überführt. So war das Meer in der Frühen Neuzeit chaotisch, war Heimstatt teuflischer Lebewesen, ein Hort von Monstren und Ort des Bösen, wie es noch die Seeungeheuer auf älteren Stichen und Seekarten verdeutlichen. Dem Meer stand das Land als sicherer Grund gegenüber, aber dazwischen war die Küste, der Ort, an dem Hinrichtungen erfolgten, Deiche zum Schutz vor Überschwemmungen gebaut wurden und Strandräuber Schiffe auf Grund lockten, um sich ihrer Ladung zu bemächtigen.³ Erst im Verlauf der weiteren Erkundung und Erforschung der Küstenregionen wandelten sich die Vorstellungen und Praktiken, die sich auf die Küste bezogen. Bestimmte traten zurück und boten anderen dominierenden Platz zur Entfaltung.⁴ So entwickelte sich zum Beispiel Mitte des 17. Jahrhunderts ein großes Interesse für die Erdentstehungsgeschichte, die in besonderem Maße an Felsenküsten als den natürlichen und geologischen Schnitten abgelesen werden konnte. Erdgeschichte wurde an der Grenze zwischen den Elementen sichtbar, konnte kontempliert und als Folie für die eigene Person und als Metapher für die Vergänglichkeit des eigenen Lebens herangezogen werden.⁵

Konstant blieben die Aspekte der Unsicherheit, des Vorläufigen und vor allem der der Grenzlinie zwischen den Elementen. Entscheidend sind jedoch an diesem Punkt die sich verändernden Blickwinkel auf die Grenzlinie und damit die Diskurse, durch die Küste mit Bedeutung aufgeladen wurde. So boten sich die Unberechenbarkeit und die in Stürmen entfesselten Gewalten des Meeres als Metapher für äußerste Erregung und psycho-

³ Vgl. Knotternus, Otto S. (1997): Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500–1800). In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt, S. 145–174.

⁴ Ich folge hier dem Begriff des Diskurses von Michel Foucault (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main. Foucault (1991), S. 34, definiert den Begriff des Diskurses folgendermaßen: „Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihr aufzwingen. In dieser Praxis finden die Ereignisse des Diskurses das Prinzip ihrer Regelmäßigkeit.“

⁵ Grotten und Höhlen erfreuen sich einer großen Beliebtheit und dienen dem Zweck, Erdgeschichte und Biographie miteinander zu verbinden. Vgl. hierzu Stafford, Barbara Maria (1984): Voyage into Substance. Art, Science, Nature and the Illustrated Travel Account. London.

logische Ausnahmezustände an. Nicht ohne Grund entwickelte sich eine Badekultur, in der das Baden und Schwimmen im Meer einen wichtigen Stellenwert einnahm. Man stürzte sich in die wogende Gischt, die den ganzen Körper wie im Rausch umschloss. Entsprechend veränderte sich die Landschaft der Küste durch die Architektur der Seebäder und die an sie angeschlossenen Praktiken des Badens, in der sich der physisch und vor allem psychisch verunreinigte und überreizte Stadtmensch vom Schmutz der Metropole befreite. Kalte Bade- und vor allem Tauchgänge lösen heilsame Schockzustände aus, deren physiologisch reinigender Effekt ebenso Begrüßung fand wie die psychologische Erfahrung von Weite, die das Gefühl der Erhabenheit beim Betrachter auslöst.⁶

Diese unterschiedlichen Interpretationen von Küste offenbarten sich in einer Vielfalt differierender Verarbeitungsweisen und Umformungen in bildender Kunst, Wissenschaft und – für die vorliegende Untersuchung von besonderer Relevanz – Literatur. Sie verweisen auf die Aneignung einer Landschaft, auf deren Diskursivierung, auf deren Aufladung mit Bedeutung.⁷ Küste ist eine Projektionsfläche für virulente technische, kulturelle und ideologische Fragestellungen.⁸ Die Küstenlandschaft, so hat es den Anschein, hat eine gemeinschaftstiftende Funktion, steht immer in einem gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang, sie ist eine politische Landschaft.⁹ Damit ist sie kein objektives, wertfreies und auf seine Natürlichkeit reduzierbares Gebilde jenseits von Machtdiskursen und Politik. Im Gegenteil, gerade die Küste bietet sich aufgrund ihrer wahrnehmbaren Instabilität als ein zu füllender Denkraum¹⁰ an, der Platz für unterschiedlichste Repräsentationen bereitstellt:¹¹

⁶ Vgl. hierzu Burke, Edmund (1989): *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen*. Hamburg.

⁷ Vgl. für eine umfassende Übersicht Corbin (1990).

⁸ Vgl. hierzu Thompson, Richard (1998): Introduction. In: ders. (Hrsg.): *Framing France. The Representation of Landscape in France, 1870–1914*. Manchester, S. 1–14.

⁹ Vgl. zum Aspekt der politischen Landschaft auch Warnke, Martin (1992): *Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur*. München. Warnke geht jedoch nicht auf Darstellungen von Küsten in der Malerei ein, wie es Hartau in diesem Band tut.

¹⁰ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Ludwig Fischer in diesem Band.

¹¹ Vgl. hierzu Greenblatt, Stephen (1998): *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin. Greenblatt (1998), S. 16, hält für die Erfindung des Fremden durch Reisende und Entdecker fest: „Jede gegebene Repräsentation

„Im Blick auf die Landschaft sind immer viele Landschaften gleichzeitig enthalten.“¹² Dies gilt in besonderem Maße für die hier zu untersuchende Funktion des Küstenmotivs in zwei Romanen und zwei Kurzgeschichten von Guy de Maupassant. Die grundlegende Frage besteht darin, welche Funktion das Landschaftsmotiv der Küste innerhalb der Erzählung hat und inwiefern diese Funktionen mit außertextlichen Diskursen verknüpft werden können oder ein Teil von ihnen sind. Um die „Reproduktion und Zirkulation dieses mimetischen Kapitals“¹³ im Falle Maupassants skizzieren zu können, wird es notwendig sein, zumindest in Ansätzen die Diskurse um die Küste der Normandie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nachzuzeichnen, damit die Küstenmotive der Texte vor dieser Folie auf deren diskursive Einbettung untersucht werden können. Der geographische Schwerpunkt wird vor allem auf dem Küstenort Etretat liegen, der in den hier untersuchten zwei Kurzgeschichten und Romanen Handlungsort der Erzählung ist. Die literarischen Küstenszenen werden in den jeweiligen Texten aufgespürt und analysiert, nachdem vorher einige Aspekte zum Begriff der Metapher dargelegt worden sind. Ein abschließender Ausblick fasst die Ergebnisse zusammen und plädiert für eine eingehendere methodische Fundierung des Küstenbegriffs sowie für dessen Einbezug in die Umweltforschung, die bisher der kulturellen Konstruktion von Küste wenig Beachtung geschenkt hat.¹⁴

[ist] nicht nur ein Reflex oder Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse [...], sondern [...] sie selbst [stellt] ein gesellschaftliches Verhältnis dar [...], das mit den sozialen Hierarchien, Widerständen und Konflikten in anderen Bereichen der Kultur, in der sie zirkuliert, verknüpft ist.“

¹² Krauß, Werner (2001): „Hängt die Grünen.“ Umweltkonflikte, nachhaltige Entwicklung und ökologischer Diskurs. Berlin, S. 54.

¹³ Vgl. hierzu Greenblatt (1998), S. 15.

¹⁴ Erste Ansätze finden sich bei Daschkeit, Achim / Schröder, Winfried (Hrsg.) (1998): Umweltforschung quergedacht. Perspektiven integrativer Umweltforschung und -lehre. Berlin u. a.

2 Die diskursive Konstruktion eines Küstenortes: Etretat

Etretat war und ist in Frankreich ein bekannter Badeort an der Küste der Haute Normandie, zwischen Le Havre und Fécamp. Die Popularität des Ortes beruht vor allem auf der faszinierenden Küstenlandschaft, die durch drei Felsentore, die Porte d'Aumont, die Porte d'Avale und die Manneport, sowie eine Felsnadel im Meer gekennzeichnet ist (Abb. 1). Nördlich und südlich ist Etretat von einer hohen Felsküste eingefasst, die einen weiten Ausblick auf das Meer gestattet. Diese beeindruckende Landschaft mit ihrem abwechslungsreichen Panorama war Zielpunkt einer fortwährenden Darstellung und Bearbeitung durch Malerei und Literatur vor allem im 19. Jahrhundert.¹⁵ Die umliegenden Buchten ermöglichten Ausflüge und boten die notwendige Intimität für „die regelmäßige Zusammenführung des inneren Freundes- und Familienkreises, der in seiner zunehmenden Ausdehnung die Geselligkeit des sich noch zögernd entwickelnden Badeaufenthalts ankündigt“.¹⁶ Spazierwege an der Küste und im Hinterland entwickelten eine Raumordnung, die unter anderem von Malern wie Gustave Courbet¹⁷ oder Claude Monet¹⁸ bei ihrer Motivsuche genutzt wurden.¹⁹

¹⁵ Dies trifft allerdings auf den gesamten Küstenstrich zwischen Fécamp und Le Havre zu. Gerade dieser Küstenbereich ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vermehrt von Malern und Schriftstellern wie Eugène Boudin, Claude Monet, Eugène Delacroix, Gustave Courbet, Guy de Maupassant, Gustave Flaubert, Marcel Proust etc. besucht und dargestellt worden. Zur Malerei vgl. Tapié, Alain (1994) (Hrsg.): *Désir de rivage. De Granville à Dieppe*. Caen.

¹⁶ Vgl. hierzu Corbin (1990), S. 322.

¹⁷ Eines der wohl bekanntesten Gemälde der Küstenlandschaft von Etretat ist „La Falaise d'Etretat après l'Orage“ (133 x 162 cm, Paris, Musée d'Orsay), das Courbet 1869 fertigstellte. Die Küstenlandschaft inspirierte ihn derart, dass er eine ganze Bilderserie von verschiedenen Standpunkten und bei unterschiedlichem Licht und Wetter malte. Zwei Bilder dieser Serie wurden in den Salon 1870 aufgenommen und inspirierten Monet zu seinen Serien über die Manneporte. Vgl. hierzu Faunce, Sarah / Noehlin, Linda (Hrsg.) (1988): *Courbet Reconsidered*. New York, S. 193.

¹⁸ Monet hielt sich mit Unterbrechungen in den Jahren 1883–1884 und 1885–1886 in Etretat auf und fertigte dort ganze Serien der Tore und der Felsnadel an. Allein beim ersten Aufenthalt wird die Anzahl der Gemälde auf insgesamt 75 beziffert. Vgl. hierzu Herbert, Robert (1994): *Monet and the Normandy Coast. Tourism and Painting, 1867–1886*. New Haven, S. 71–89.

Neben diesen prominenten Vertretern der Malerei, deren Gemälde in den Salons von Paris gezeigt wurden und maßgeblich das Image von Etretat beeinflussten, war der Badeort bereits seit den 1830er Jahren auch in vielen internationalen Reiseführern zu finden.²⁰ So zeigen Abbildungen in Leich Ritchies *Travelling Sketches on the Sea Coasts of France* von 1834 die beeindruckende Küstenlandschaft von Etretat. Jacob Venedey beschreibt 1838 in *Reise und Reisetage in der Normandie* diesen Küstenstrich ganz im Duktus des Erhabenen. Im gleichen Jahr erschien der Roman *Le chemin le plus court* von Alphonse Karr, einem heute eher unbekanntem Schriftsteller. Er beschreibt in seiner Erzählung die Abenteuer des Romain Bisson, der in den Felsen bei Etretat Zuflucht vor der Einberufung durch das Militär sucht. Die im Buch enthaltenen Stiche illustrieren die Handlungsorte, vor allem die Felsentore, und ermöglichen dadurch den Brückenschlag zwischen Roman und lokaler Küstenlandschaft. Beides verwebt sich durch diese prominente Darstellung miteinander und wird 1855 in Eugène Chapus' *De Paris au Havre* erneut aufgelegt. Die Wichtigkeit von Chapus' Publikation darf nicht unterschätzt werden, erschien sie doch in der *Bibliothèque des Chemins de Fer*, einer Reihe, die auch an Bahnhöfen als Reiselektüre gekauft werden konnte.²¹

Ein wichtiger Bestandteil des sich entwickelnden Seebades Etretat ist das medizinische Baden. Der Historiker Jules Michelet diskutiert 1856 in *La Mer* die heilende Kraft des Meeres und des Badens, das vor allem den Glauben der Badenden²² an die gesundheitsfördernden Kräfte des Meeres

¹⁹ Vorgänger von Courbet und Monet waren unter anderem Claude-Joseph Vernet, Eugène Isabey, Eugène Delacroix und Eugène Boudin.

²⁰ Die folgenden Beispiele aus Reiseführern stammen aus Herbert (1994), S. 61–69, da mir die Quellen nicht zur Verfügung standen. Auch die Verweise auf Alphonse Karr entstammen dieser Publikation sowie Lindon, Raymond (1999): Etretat. Son histoire, ses légendes. Paris, S. 82–84.

²¹ Zudem darf man nicht vergessen, dass die Bahn eines der wesentlichen Reisemittel zu dieser Zeit gewesen ist, mit dem man an die Küste fuhr, auch wenn Etretat bis zum Ende des 19. Jahrhunderts über keinen eigenen Bahnhof verfügte und nur mit Kutschen erreicht werden konnte.

²² Michelet bezieht sich hier mit „la malade“ eindeutig auf badende Frauen, die angeblich durch kalte Badegänge von ihren hysterischen Leiden geheilt werden sollten.

voraussetzt.²³ Konkret auf den Badeort Etretat bezogen setzt sich der Arzt Paul Miramont in seinen *Notices sur les bains de mer d'Etretat, près du Havre* im Jahr 1851 mit den Bademöglichkeiten vor Ort auseinander.²⁴ Diese intensive Beschäftigung blieb nicht ohne Wirkung, denn innerhalb weniger Jahrzehnte explodierte die Bevölkerungszahl Etretats um ein Vielfaches, die Sommergäste nicht eingerechnet, und führte auch zu unangenehmen Effekten, die der damalige Massentourismus zeitigte. So bemängelt zum Beispiel der Schriftsteller Alphonse Karr 1860 in seiner Abhandlung *La pêche*, dass der einstige Fischerort ein Außenposten von Paris geworden sei. Der vornehmlich städtische Ruf nach Authentizität lässt, wie es scheint, nicht lange auf sich warten und kritisiert Folklorisierungs- und Inszenierungstendenzen der Küstenbewohner.²⁵ Bereits vor Karr machte Michelet den Verlust des Ursprünglichen am Rückgang der Fischerei fest, die dem einträglicheren Geschäft des Tourismus weichen musste:

„Dort [am Strand von Etretat; M. D.] sah ich zahlreiche zurückgelassene, nutzlose Fischerboote. Die Fischerei ist nutzlos geworden. Der Fisch ist geflohen. Etretat kränkelt, stirbt, nahe dem dahinvegetierenden Dieppe. Mehr und mehr reduziert es [Etretat; M. D.] sich auf die Einnahmequelle des Badens; seine Existenz erhält es von den Badegästen, vom Zufall der Wohnungen, die

²³ Michelet, Jules (1983): *La mer*. Paris, S. 310, schreibt: „Um dieses alles zu ertragen, ist es notwendig, daß die Kranke den Glauben hat, einen starken Glauben an das Meer besitzt, daß sie glaubt, daß kein anderes Heilmittel etwas nützt und daß sie um jeden Preis die Heilkräfte des Wassers *aufnehmen* möchte.“ („Pour endurer tout cela, il faut que la malade ait foi, foi forte à la mer, qu'elle croie qu'aucun autre remède ne servirait, qu'elle veuille à tout prix *s'imbiber* des vertus de ces eaux.“)

²⁴ Das Motiv des Badens fand auch Eingang in die Bildende Kunst. Ein sehr bekanntes Beispiel ist das Bild von Eugène Poittevin „*La baignade à Étretat*“ von 1866 (21 x 48,5 cm, Caen, Fonds „*Peindre en Normandie*“), das eine Badeszene in Etretat festhält. Angeblich sind auf dem Bild auch der junge Maupassant sowie einige weitere Familienmitglieder zu sehen. Vgl. Forrestier, Louis (1993): *Maupassant et l'impressionisme*. In: *Kat. Ausst.: Maupassant et l'impressionisme. Maupassant, une vie, des œuvres*. Fécamp, S. 15–31, sowie das Abbildungsverzeichnis in diesem Ausstellungskatalog.

²⁵ Eine ähnlich lautende Kritik findet sich auch im Ökosystemforschungsbericht Wattenmeer: „Beispiel Folklorismus: Dieses Phänomen wird im allgemeinen auf die touristische Vermarktung zurückgeführt, durch die alte Traditionen ausgehöhlt und zur ‚Show‘ umfunktionierte werden (z. B. Kutterkorso in Tönning, Boßelveranstaltungen, Heimatabende).“ Stock, Martin et al. (1996): *Ökosystemforschung Wattenmeer*. Synthesebericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide, S. 219.

manchmal vermietet, manchmal leer, an einem Tag etwas einbringen, am anderen Tag jedoch eine andere Art von Armut bewirken. Diese Vermischung mit Paris, dem mondänen Paris, so teuer es auch bezahlt, ist eine Plage für das Land.²⁶

Die Stadt und ihre Bewohner, so könnte man diese Textstelle lesen, erobern die Küste und machen sie zu einem Ableger, zu einem *Petit Paris*.²⁷ Mit den Informationen Michelets ausgestattet kommt nun auch den Gemälden Courbets, auf denen des Öfteren verlassene Boote am Strand zu sehen sind, eine neue Bedeutungsvariante zu. Es handelt sich hier nicht nur um eine Allegorie der Vergänglichkeit, sondern möglicherweise um eine Darstellung des Niedergangs der lokalen Fischerei.²⁸ Ein Thema, das gut in die Kunstauffassung Courbets passte, der entgegen der zeitgenössischen Ansicht gerade das Alltägliche als wertvolles Motiv verstand und damit als darstellungswürdig erachtete.²⁹

²⁶ Michelet (1983), S. 320: „J’y voyais nombre de barques abandonnées, inutiles. La pêche est devenue stérile. Le poisson a fui. Etretat languit, périt, près de Dieppe languissante. De plus en plus, il est réduit à la ressource des bains; il attend sa vie des baigneurs, du hasard des logements, qui, tantôt loués, tantôt vides, rapportent un jour, et l’autre appauvrissent. Ce mélange avec Paris, le Paris mondain, quelque cher que celui-ci paye, est un fléau pour le pays.“

²⁷ Ähnliche Tendenzen beschreibt für die gleiche Zeitspanne auch Williams, Raymond (1973): *The Country and the City*. New York, S. 7: „[...] but whenever I consider the relations between country and city, [...] I find this history active and continuous: the relations are not only of ideas and experiences, but of rent and interest, of situation and power; a wider system.“

²⁸ Vgl. hierzu auch Ten-Doesschate Chu, Petra (1988): „It took us Millions of Years to Compose that Picture“. In: Faunce, Sarah / Nochlin, Linda (Hrsg.): *Courbet Reconsidered*. New York, S. 55–66, hier S. 60–61.

²⁹ Zu den bekannteren und möglicherweise auch sozialkritischen Gemälden Courbets zählen unter anderem die „Steinklopfer“ (159 x 259 cm, ehemals Dresden, jetzt verschollen) und das „Begräbnis von Ornans“ (315 x 68 cm, Paris, Musée d’Orsay). Beide Bilder haben Formate eines Historienbildes und verleihen so dem Alltäglichen den Rang des Besonderen. Courbet brachten sie die Klassifizierung als Realist ein, auch wenn der Kunstkritiker Jules-Antoine Castagnary in einer Besprechung der „Felsen von Etretat“ im Salon von 1870 betont, dass Courbet kein Realist sei. Vielmehr sei „er [...] immer Beobachter, Moralist und Poet“ gewesen. Zitiert nach Herding, Klaus (Hrsg.) (1988): *Realismus als Widerspruch. Die Wirklichkeit in Courbets Malerei*. Frankfurt am Main, S. 176.

Es hat den Anschein, als ob die Landschaft, und im vorliegenden Fall Etretat, neu entdeckt, immer wieder neu gerahmt³⁰ und konstruiert wird. Abseits der traditionellen Dichotomie von nördlicher und südlicher, sprich melancholischer und idyllischer Malerei entwickelte sich ein Bewusstsein für die französische, für die nationale Landschaft, die unter anderem durch die touristischen Maler erschlossen wurde.³¹ Ähnlich scheint es sich auch mit der Literatur und anderen Textsorten wie Reiseberichten und Reiseführern zu verhalten: Alphonse Karr wählt den Handlungsort Etretat für seine Romane, und die Reiseberichte und Reiseführer kommen am Badeort Etretat nicht vorbei. Guy de Maupassant macht das Seebad, die Küstenregion und das Hinterland zwischen Le Havre und Fécamp zum Handlungsort einiger seiner Romane und Kurzgeschichten.³² Eine Vielzahl von Texten und Bildern schafft ein Image des Küstenstrichs um Etretat, das vor allem in den Metropolen rezipiert und entwickelt wird.³³ Seine Ausformung oder die Gestaltung dieser Konstruktion wird vor allem durch einen Kontakt von Malern und Schriftstellern gewährleistet. Abgesehen von Besprechungen der in den Salons ausgestellten Gemälde entwickelte sich eine gemeinsame

³⁰ Vgl. zum Begriff der Rahmung Goffman, Erving (1996): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main.

³¹ Man bedenke, dass der Landschaftsmalerei bis 1848 ein revolutionärer Charakter zukam. Der wandelte sich jedoch mit der Julimonarchie komplett, so dass in der Folge erneut die *paysage historique* favorisiert wurde. Landschaftsmaler wurden an der Akademie nicht zugelassen. Diese Tendenz wurde jedoch durch die Verwaltung konterkariert, die fast ein Drittel des Etats für Kultur in die Landschaftsmalerei investierte. Die gekauften Bilder wurden auf Museen in ganz Frankreich verteilt. Ziel war es, das Bewusstsein für eine nationale Landschaft zu entwickeln. Prototypen dieser Landschaften waren die Bretagne, die Provence und die Normandie. Vgl. hierzu House, John (1998): Authority versus Independence. The Position of French Landscape in the 1870s. In: Thompson, Richard: Framing France. The Representation of Landscape in France 1870–1914. Manchester, S. 15–34.

³² Die Kurzgeschichten Maupassants erschienen zuerst in unterschiedlichen Tageszeitungen wie dem *Gil Blas* oder *Le Gaulois*, bevor sie in so genannten Kurzgeschichtensammlungen als Buch publiziert wurden. Sie waren damit einer breiten Öffentlichkeit gerade auch in der Metropole Paris zugänglich.

³³ Gerade die Gemälde von Courbet und Monet, aber auch die von Boudin, wurden in den unterschiedlichsten Salons ausgestellt und besprochen. Allein die Menge von 30 Gemälden bei Courbet und rund 75 Gemälden bei Monet deutet darauf hin, dass es für die unterschiedlichen Küstenansichten bei Etretat einen Markt gegeben haben muss. Vgl. hierzu Herbert (1994), S. 71–89.

Arbeitsweise,³⁴ die sicherlich die Marktgängigkeit des Küstenmotivs positiv beeinflusste.³⁵ Und Maler werden zu Protagonisten, zum Beispiel in Maupassants Kurzgeschichten. So ist in *Miss Harriet* der Protagonist und Erzähler Landschaftsmaler, dessen natürliche Darstellung einer Küstenlandschaft Miss Harriet tief beeindruckt. Auch scheinen sich unterschiedliche Küstenmotive wie zum Beispiel in Maupassants *La vie d'un paysagiste* eindeutig auf Gemälde Monets zu beziehen.³⁶ Der sich entwickelnde Impressionismus bleibt nicht ohne Auswirkung auf die visuellen und sprachlichen Landschafts- und Küstenbilder. Formen, Texturen und das Licht werden zu einem wichtigen Element der Landschaftsdarstellung. Sie ist nicht

³⁴ Die Überschneidungen basieren zum Teil auf einer vergleichbaren, als Realismus bezeichneten Kunstauffassung. So standen Courbet und Maupassant in Kontakt, und Maupassant schrieb in *Au Salon*: „Man darf den einfachen und direkten Sinneseindruck, den ein Objekt oder ein Sachverhalt auf unsere Wahrnehmung oder unsere Seele haben, nicht mit den komplexen Sinneseindrücken vermischen, die uns die Kunst gibt, indem sie uns eine Wiedergabe oder Interpretation jener Objekte oder Tatsachen gibt. Die schrecklichste oder auch die abstoßendste Sache kann mit Hilfe des Pinsels oder unter der Feder eines großen Künstlers eine wunderbare Wandlung erfahren.“ („Car il ne faut pas confondre la sensation simple et directe qu'un objet ou qu'un fait produit sur nos sens et sur notre âme avec la sensation complexe que nous donne un art représentant et interprétant cet objet ou fait. La chose la plus affreuse et la plus répugnante peut devenir admirable sous le pinceau ou sous la plume d'un grand artiste.“) Vgl. Maupassant, Guy de (1938): *Au Salon*. In: ders.: *Etudes, chroniques et correspondance*. Hrsg. v. René Duménil. Paris, S. 162–163. In einem Brief an Maurice Vaucaire vom 17.7.1885 schreibt Maupassant: „Sehen: Alles ist da, und nichts als betrachten. Ich verstehe unter richtigem Sehen das Sehen mit den eigenen Augen und nicht mit denen der Meister.“ („Voir: tout et là, et voir juste. J'entends par voir juste, voir avec ses propres yeux et non avec ceux des maîtres.“) Maupassant (1938), S. 334. Von Emile Zola wird sogar berichtet, dass er zusammen mit Monet die *plein air écriture* praktiziert haben soll. Ähnlich der Auffassung der *plein air*-Malerei ging es darum, den momentanen Eindruck, die Impression, den Moment festzuhalten.

³⁵ Motivische Übereinstimmungen gibt es auch, was die Malerei selbst betrifft. Courbet hat während seines Aufenthalts in Etretat 1869 mehrere Ölgemälde mit Wellen gemalt. 1864 schreibt Courbet an Victor Hugo: „Das Meer! Das Meer! [...] es erinnert mich in seiner grummelnden Raserei an ein Monster in einem Käfig, das mich verschlingen könnte.“ („La mer! La mer! [...] elle me rappelle dans sa fureur qui gronde le monstre en cage qui peut m'avalier.“) Zitiert nach Faunce/Lochlin (1988), S. 188. Zuvor hatte Hugo selbst eine Zeichnung mit einer Welle angefertigt, der er den Titel „Mein Schicksal“ („Ma destinée“) gab. Vgl. ebd.

³⁶ Seit 1855 besuchte Maupassant Monet regelmäßig und wurde durch den engeren Kontakt mit dem Maler auf den sich entwickelnden Impressionismus aufmerksam.

mehr nur Dekor, sie wird zum Mittel für die Psychologisierung der Protagonisten, sie wird zu einem Medium, das innere Handlungen und Seelenzustände beschreibt.³⁷ Landschaft wird so zu einem Projektionsfeld für Emotionen wie Leidenschaft, Empfindsamkeit, Wut und Liebe. Damit ist sie nicht mehr ein limitierter Platz oder eine Vorstellung von einem Ort, sondern sie ist vielmehr eine innere Geographie der Seele. Diese Aspekte sollen nun im Folgenden anhand einer Analyse der narrativen Funktion unterschiedlicher Küstenlandschaften in zwei Kurzgeschichten und zwei Romanen Maupassants dargestellt werden.

3 Küste als literarisches Motiv bei Maupassant

Das Motiv³⁸ der Küste hat – soweit ich es überblicken kann – in der Erforschung der französischen Literatur noch keine eingehende Untersuchung erfahren.³⁹ Dies mag auf den ersten Blick erstaunen, ließe sich jedoch durch eine ausbleibende Auseinandersetzung mit dem unklaren Konzept Küste begründen. Sie ist ein relativ instabiler, in gewissem Sinne schwer fassbarer und damit abstrakter Bereich der Landschaft, der sich einer klaren Definition und Zuordnung zu den Elementen entzieht. Felsen, Seetang, Muscheln, salziger Wind, Sonne, Wolken, Boote, Fischer, Tiere, Hotels, Promenaden, Sand etc. scheinen signifikante Elemente, die das Konzept rahmen, stabilisieren und zugänglich machen, ihm jedoch seinen provokativen Charakter nicht nehmen können: Das Konzept Küste bietet sich gerade deswegen als

³⁷ Vgl. hierzu Newton, Joy (1998): *French Literary Landscapes*. In: Thompson, Richard: *Framing France. The Representation of Landscape in France 1870–1914*. Manchester, S. 35–58. Sie veranschlagt hier für Zola die Rolle des Vorreiters. Auch bei Maupassant scheint sich dieses Verfahren anzudeuten. Vgl. hierzu Forrestier (1993).

³⁸ Ich verstehe unter Motiv nicht die Grundsituation, aus der die Dichtung entwickelt und sprachlich gestaltet wird. Ich beziehe mich hier auf ein Raummotiv, dem in einzelnen Situationen eine wichtige Rolle für die inneren und äußeren Handlungen der Protagonisten zukommt.

³⁹ Corbin (1990) führt immer wieder vereinzelt Beispiele in seiner historischen Studie an und nutzt sie eher als Verweise und Indizien, unterzieht sie jedoch keiner systematischen Untersuchung.

metaphorisches Attraktionszentrum der Grenzerfahrung an.⁴⁰ Für deren Gestaltung stellt es eine Vielzahl von Bildspendern⁴¹ bereit, mit denen abstrakte psychologische und schicksalhafte Veränderungen der Protagonisten erfasst und beschrieben werden können. In vielen Kurzgeschichten und Romanen nutzt Maupassant Küstenszenen immer wieder als Handlungsorte, an denen sich Wandlungen vollziehen. Der Küstenlandschaft kommt dabei nicht nur die Rolle der Staffage oder der Szenerie zu, sondern sie bestimmt innerhalb der Fiktion auch den metaphorischen Fundus, aus dem sich der Erzähler für die Charakterisierung der inneren und äußeren Handlungen bedient, auch wenn diese in unterschiedliche erzählerische Konzepte, Textsorten und Personenkonstellationen eingebettet sind. Zunächst sollen in einer exemplarischen Analyse die Küstenszenen in den Kurzgeschichten *Epaves*⁴² und *Miss Harriet*⁴³ auf ihre narrative Funktion hin untersucht werden. Die Auswahl dieser Kurzgeschichten orientiert sich an deren Küstenszenen in der Umgebung von Etretat.⁴⁴

3.1 Das menschliche Strandgut: „Epaves“

Die Kurzgeschichte *Epaves* eröffnet der Erzähler mit den Worten: „Ich liebe das Meer im Dezember, wenn die Fremden gegangen sind; ich mag es auf eine nüchterne Art, damit wir uns richtig verstehen. Ich habe gerade

⁴⁰ Vgl. zum Begriff der Grenzerfahrung auch den Beitrag von Johannes Hartau in diesem Band. Zum Begriff des metaphorischen Attraktionszentrums vgl. Blank, Andreas (1998): Der ‚Kopf‘ in der Romania und anderswo. Ein metaphorisches (und metonymisches) Expansions- und Attraktionszentrum. In: Gil, Alberto / Schmitt, Christian (Hrsg.): Kognitive und kommunikative Dimensionen der Metaphorik in den romanischen Sprachen. Bonn, S. 11–32.

⁴¹ Vgl. zum Begriff des Bildspenders Weinrich, Harald (1976): Sprache in Texten. Stuttgart.

⁴² *Epaves* entstand 1881 und wurde zu Maupassants Lebzeiten nicht publiziert. Zitiert wird nach Maupassant, Guy de (1977): Contes et Nouvelles. Band 1. Hrsg. v. Louis Forrester. Paris. Dies gilt auch für die folgende Kurzgeschichte *Miss Harriet*.

⁴³ *Miss Harriet* wurde am 9.7.1883 in *Le Gaulois* unter dem Titel *Miss Hastings* publiziert. Die hier verwendete Version weicht leicht von der ursprünglichen ab.

⁴⁴ Die Kurzgeschichte *Epaves* spielt direkt in Etretat. In *Miss Harriet* ist Etretat Ausgangspunkt einer Ausflugsgesellschaft. Vgl. auch die Kurzgeschichten *La roche aux guillemots*, *Le modèle*, *Le bûcher* oder *Le retour*, in denen ebenfalls Etretat Handlungsort ist.

drei Tage in dem, was man einen Ferienort nennt, verbracht.⁴⁵ Wie sich später herausstellen wird, handelt es sich bei dem Ferienort um das winterliche und von den Touristen verlassene Etretat. Der Erwähnung des sommerlich lauten und fröhlichen Treibens der Pariserinnen wird in der eröffnenden Beschreibung die winterliche Szenerie des Ortes gegenübergestellt, in der sich die Fischer, in der einen Hand eine Flasche Schnaps und in der anderen Hand das Positionslicht haltend, schweren Schrittes zu ihren Booten begeben. Der ganze Abschnitt scheint unter der Last der Mühsal schier zusammenzubrechen.⁴⁶ Ein Sturm tobt vor einem dunklen Himmel, dem auf dem Strand die braunen, ausgebreiteten und mit Meeresabfällen verdreckten Netze spiegelbildlich gegenüberstehen. Das Meer wird als grau und kalt beschrieben, dessen Saum, mit Schaum bedeckt, den verlassenen, unendlichen und dunklen Strand immer wieder auf- und abklettert. Jegliches Anzeichen von Humanem scheint in dieser beklagenswerten Szenerie zu fehlen, vor allem die Spuren der Damenschuhe, deren hohe Absätze im Sommer tiefe Löcher im Strand hinterlassen.⁴⁷

Bereits in dieser eingangs geschilderten Passage wird ein Wortnetz aufgebaut, dessen lexikalische Elemente sich um den visuell wahrnehmbaren Kern dunkel gruppieren lassen, die die Beschreibung des winterlichen Etretat bestimmen: Adjektive wie „dunkel“ (*sombre*), „braun“ (*bruns*), „grau“ (*grise*) und „finster“ (*sinistre*) bilden eine Dunkel-Isotopie,⁴⁸ die sich im

⁴⁵ „J’aime la mer en décembre, quand les étrangers sont partis; mais je l’aime sobrement, bien entendu. Je viens de demeurer trois jours dans ce qu’on appelle une station d’été.“ Maupassant (1977), S. 324.

⁴⁶ „Le village si plein de Parisiennes naguère, si bruyant et si gai n’a plus que ses pêcheurs qui passent par groupes, marchant lourdement avec leurs grandes bottes marines, le cou enveloppé de laine, portant d’une main un litre d’eau de vie et de l’autre la lanterne du bateau.“ Maupassant (1977), S. 324.

⁴⁷ „Les nuages viennent du Nord et courent affolés dans un ciel sombre; le vent souffle. Les vastes filets bruns sont étendus sur le sable, couvert de débris rejetés par la vague. Et la plage semble lamentable, car les fines bottines des femmes n’y laissent plus les trous profonds de leurs hauts talons. La mer, grise et froide, avec sa frange écume, monte et descend sur cette grève déserte, illimité et sinistre.“ Maupassant (1977), S. 324.

⁴⁸ Der Begriff der Isotopie geht auf Julien A. Greimas zurück; vgl. Greimas, Julien A. (1966): *Sémantique structurale. Recherche de méthode*. Paris. Harald Weinrich hat Diesen Begriff aufgenommen und ihn mit dem Wortfeld-Begriff in Verbindung gebracht. Vgl. hierzu Weinrich (1976), vor allem S. 11–20.

Sinne einer synästhetischen Überblendung mit taktilen Eindrücken wie „kalt“ (*froide*) weiter ausarbeiten lässt. Es scheint sich vor allem bei den Farbadjektiven um „kalte“ Farben zu handeln. Dieser Dunkel-Isotopie wird eine Isotopie der Weite zur Seite gestellt: Adjektive wie „weit“ (*vaste*), „unendlich“ (*illimité*) verbinden sich mit Adjektiven wie „verlassen“ (*désert*) und unterstützen die farblich triste Beschreibung der Szenerie in ihrer Weite.⁴⁹ Vor dieser tristen, einer Wüste gleichenden Szenerie entwickelt der Erzähler nun eine Beschreibung von Personen, die er an diesem verlassenen Ort antrifft. Es handelt sich um „das Strandgut des Sommers. Jeder Strand besitzt das seinige.“⁵⁰ Die Metapher des Strandguts bezieht sich auf die verweilenden Badegäste. Im weiteren Verlauf der Kurzgeschichte – in die Rahmenhandlung einer gemeinsamen Strandpromenade eingefasst – tauchen wie aus dem Nichts unterschiedliche Typen menschlichen „Strandguts“ auf.

Die erste Begegnung während des Spaziergangs ist ein bekannter Geiger. Als Künstler durch seine lang frisierten Haare identifizierbar, die sich unter einer Matrosenmütze verbergen und die gleichzeitig den Kragen seines Matrosenhemdes verschmutzen, schlingert dieser Einzelgänger angeblich in „wichtige“ geistige Arbeit versunken über den Strand.⁵¹ Die Ironie ist hier kaum zu übersehen, ist doch der alternde Künstler ein Schatten seiner selbst, der sich, wie ein kleiner Junge am Strand, gekleidet mit Matrosenmütze und Matrosenhemd samt verschmutztem Hemdkragen, auf Schlingerkurs befindet.

Diese erste Begegnung wird einige Minuten später von der nächsten abgelöst. An die Stelle des kindlich wirkenden und in sich versunkenen Geigers tritt nun ein kleines, hässliches, fettleibiges, affenähnliches Wesen, das

⁴⁹ Interessant ist hier auch die Verteilung der Helligkeit des Sommers und der Dunkelheit des Winters auf die beiden Geschlechter und Gesellschaftsgruppen. Die Küstenbewohner werden im Duktus des Dunklen und Männlichen dargestellt, dem die hellen, weiblichen Pariserinnen als Sommergäste gegenüberstehen.

⁵⁰ „Ce sont les épaves de l’été. Chaque plage a les seins.“ Maupassant (1977), S. 325.

⁵¹ „Il a l’air très important; ses cheveux longs, coiffés artistement d’un béret de matelot, encrassant un peu le col de sa vareuse; ils se dandine en marchant vite, les yeux vagues, comme s’il se livrait à un travail mental important, et on dirait qu’il se sent chez lui, qu’il se sait *sympathique*. Il pose, enfin.“ Maupassant (1977), S. 325.

eine Brille trägt und eine dämmliche Ausstrahlung besitzt.⁵² Es handelt sich um einen angeblich bekannten bayerischen oder Schweizer Philosophen. Der Vergleich mit einem Affen lässt den Denker in keinem guten Licht erscheinen, ist doch der brillentragende Affe Metapher für Dummheit und Hochmut, die hier durch die um das Substantiv „Affe“ (*singe*) gruppierten Adjektive noch gesteigert wird.⁵³ Das Französisch seiner philosophischen Publikation *Mélanges* wird als das eines Geschäftemachers oder abwertender als das eines Pferdehändlers („un français de maquignon“) bezeichnet, das vor Plattheiten nur so strotzt.⁵⁴ Aber auch der Erzähler kommt nicht umhin vorzugeben, diesen Denker zu kennen, schließlich fragt sein Begleiter ihn danach. In Wirklichkeit hat er jedoch von dieser Affenfratze („ce magot“) nie etwas gehört.⁵⁵ Abwertender könnte ein Personentypus durch die Metapher des Affen kaum dargestellt werden, auch wenn er zum menschlichen Strandgut gehört.

Schließlich trifft man zum Abschluss der Strandpromenade noch zwei Hobbymaler: einen Redakteur einer unbeachteten Zeitung und einen Bürovorsteher, der im öffentlichen Dienst arbeitet und der sich ausschließlich um die Ausstattung staatlicher Gebäude mit Schlössern kümmert. Keines dieser Gebäude bekommt neue Schlösser, ohne dass der betreffende Vorgang nicht über seinen Schreibtisch geht, so informiert der Begleiter den Erzähler.⁵⁶

Mit diesen Informationen über die männlichen Badegäste ausgestattet bricht nun die ganze Ironie des Erzählers hervor: „Das sind die großen Männer, und ihren Bekanntheitsgrad verdanken sie ausschließlich der Re-

⁵² „Cinq minutes après. C’est un petit être laid comme un singe, obèse, sale, avec des lunettes et un air stupide; celui-là c’est Prosper Glosse, le philosophe que *l’Europe entière connaît*.“ Maupassant (1977), S. 326.

⁵³ Zur Metapher des Affen vgl. Curtius, Ernst Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Auflage. Basel, S. 522–523.

⁵⁴ „Bavarois ou Suisse allemand naturalisé, son origine lui permet de parler français de maquignon, équivalent à celui dont il s’est servi pour écrire un volume d’inconcevables niaiseries sous le titre de *Mélanges*.“ Maupassant (1977), S. 326.

⁵⁵ „Vous faites semblant de n’ignorer rien de la vie de ce magot dont jamais vous n’avez entendu le nom.“ Maupassant (1977), S. 326.

⁵⁶ „On n’achète pas une serrure pour les bâtiments de l’état sans que l’affaire lui passe par les mains.“ Maupassant (1977), S. 326.

gelmäßigkeit ihrer Besuche. Seit 15 Jahren tauchen sie immer wieder zum gleichen Zeitpunkt auf [...].⁵⁷ Eins wird deutlich: Der Strand und das winterliche Seebad von Etretat werden zur Heimstatt eines männlichen Strandgutes. Exemplarisch scheint dies schon in der Beschreibung des Ortes vorweggenommen: Vergleichbar dem Müll, den das Meer auf die am Strand ausliegenden Fischernetze geworfen hat, scheinen diese Personen hier angetrieben worden zu sein, um nun einer schonungslosen Beschreibung durch den Erzähler unterzogen zu werden. Der Strand von Etretat ist Zielpunkt vieler Robinsonaden!

Doch die Beschreibung des menschlichen Strandguts bezieht sich nicht nur auf die typischen Männer, auch weibliche Schiffbrüchige des Lebens sind an diesem Strand angetrieben worden. Es sind Frauen, die aus der Gegend stammen und deren Familien versuchen, sie mit einem der Badegäste zu vermählen – dies jedoch seit zehn Jahren. Den örtlichen Fischern gleich, die nach Hering angeln, fischen sie – metaphorisch betrachtet – während der Saison nach Ehemännern, die ihnen jedoch nicht ins Netz gehen.⁵⁸ Der sichere Hafen der Ehe bleibt ihnen verschlossen, sie bleiben alterndes Strandgut. Und doch ergibt sich eine Eheschließung mit einem der „berühmten“ Herren. Dem Erzähler zieht diese Vorstellung der Hochzeit in der Nachsaison – metaphorisch als eine „nachsaisonale“ Hochzeit bezeichnet – das Herz zusammen. Nur dieses männliche Strandgut, diese heruntergekommene männliche Nachtigall der Nachsaison, bleibt für sie, die alternde Jungfer, übrig. Drastisch markiert hier die Metapher des frischen und des eingesalzenen Fisches die Grenzsituation zwischen heiratsfähigem Alter und Jungferndasein.⁵⁹ Das Typische dieser Vermählungen überführt der Erzähler, der während seiner Promenade von der Dämmerung

⁵⁷ „Voilà les grands hommes; et leur renommé est due seulement à la régularité de leurs retours. Depuis quinze ans ils apparaissent régulièrement à la même date [...].“ Maupassant (1977), S. 326.

⁵⁸ „Depuis dix ans, elles font leur saison pêche au maries (sans rien prendre d’ailleurs), comme les matelots font leur saison de pêche au hareng. Mais elles vieillissent [...].“ Maupassant (1977), S. 327.

⁵⁹ „Et j’eus un serrement de cœur en songeant à ces épaves de la vie, à ces tristes êtres perdus, à ce mariage d’arrière-saison après de dernier espoir envolé, à ce grand homme en toc accepté comme rossignol par cette pauvre fille, qui, sans lui, aurait été bientôt à la femme ce qu’est le poisson salé au poisson frais.“ Maupassant (1977), S. 327.

eingefangen wird, am Ende der Sequenz in eine Allegorie des Mondes. Einst Rot – die Farbe der Liebe – tragend, doch mit dem Aufsteigen matter werdend, bescheint der Mond den Schaum der Wellen mit blassem Licht.⁶⁰ Das Aufgehen des Mondes bezeichnet das zunehmende Alter, das durch den Übergang von roter zu weißer Farbe angedeutet wird. Die blasse Farbe findet sich auch im vom Mond beschienenen weißen Schaum der Wellen und verbindet so Himmelserscheinung und Handlungsort im Element des Meeres, das dieses Strandgut angespült hat.

Abgeschlossen wird die Kurzgeschichte mit einer Betrachtung über Engländerinnen, die der Erzähler als die armseligsten Vertreter dieses Strandguts bezeichnet.⁶¹ Durch ihre Stimmen aus seiner Träumerei erweckt, sieht er sie den Ozean betrachten. Eingeschnürt in graue Regenmäntel, erscheinen sie ihm wie Telegrafmasten, deren Mähne im Wind flattert.⁶² Diesen eher einfältigen Personen wird jegliche Empfindsamkeit für die Melancholie, die der Erzähler angesichts der Schicksale und der Landschaft empfindet, abgesprochen. Auch wenn sie in der Welt weit herumgekommen sind, scheint ihnen eine grundlegende Empfänglichkeit für die Melancholie der Alleen oder der schaubekrönten See, sprich der Landschaft, abzugehen.⁶³ Dieser vom Erzähler festgestellten Emotionslosigkeit steht die Metapher der Telegrafmasten zur Seite, die jeglicher menschlichen Regung enthoben in der Landschaft stehen. Landschaft wird zur Szene und zum Bezugspunkt für den psychologischen Zustand des Erzählers, Natürliches und Menschliches stehen in Opposition zueinander.

Wie wir gesehen haben, spielt die Kurzgeschichte *Epaves* im winterlichen Küstenort Etretat. Die Zeitspanne der Nachsaison bildet hier den temporalen Handlungsrahmen: Der Ort ist verlassen, und nur noch wenige Badegäste halten sich hier auf. Vor dieser Szenerie werden deren Schicksale

⁶⁰ „La lune se levait toute rouge, et elle jetait sur l'écume des vagues des lueurs blêmes, éteintes aussitôt qu'allumées.“ Maupassant (1977), S. 328.

⁶¹ „Car, de toutes les épaves, celles-là sont les plus ballottés.“ Maupassant (1977), S. 328.

⁶² „Soudain, des voix jeunes me réveillèrent et deux grandes filles démesurément hautes m'apparurent, immobiles à regarder l'Océan. Leurs cheveux, répandus dans le dos, voilaient au vent; et, serrés en des caoutchoucs gris, elles ressemblent à des poteaux télégraphiques qui auraient eu des crinières.“ Maupassant (1977), S. 328.

⁶³ „[...] de longues allées mélancoliques et des flots moutonnant sous la lune, sans jamais rien comprendre à tout cela.“ Maupassant (1977), S. 328.

vom Erzähler entfaltet. Mit Hilfe von Landschafts-, Himmels- und Tiermetaphern beschreibt er die an dieser Grenze zwischen Land und Meer vom Schicksal angespülten Menschen, deren zerbrechliche Identität und Lebensplanung genau an diesem Ort ständiger Grenzveränderung eine letzte, wenn auch schwache Stabilität findet. In diese Szenerie des Schiffbruchs mit Zuschauer an der Küste ist der Erzähler selbst mit einbezogen, ein Zeuge und schonungsloser Chronist vieler Robinsonaden.⁶⁴

3.2 Küste als Medium: Die Kurzgeschichte „Miss Harriet“

Die Kurzgeschichte *Miss Harriet* ist ebenso wie *Epaves* in eine Rahmenhandlung eingebettet, in der der bekannte Maler Chenal während der Kutschfahrt einer Ausflugsgesellschaft in das Hinterland von Etretat die Geschichte seiner Begegnung mit der Engländerin Miss Harriet erzählt. In seiner Jugend besuchte der damals noch unbekannte Maler diese Gegend, um Landschaftsstudien anzufertigen. Dieser Lebensabschnitt wird als besonders ungezwungen und vor allem als eine Zeitspanne der Freiheit, in der er den unterschiedlichsten Verlockungen nachgeben kann, beschrieben.⁶⁵ Immer auf Motivsuche, ist vor allem die Natur Inspiration für den Maler, weswegen diese Reise metaphorisch als eine Hochzeitsreise mit ihr bezeichnet wird.⁶⁶ Die Reise führt Chenal an die Küste zwischen Fécamp und Etretat, wo er sich in Bénouville – ein Ort in der direkten Umgebung von Etretat – eine Unterkunft sucht. Dort lernt er Miss Harriet kennen, deren

⁶⁴ Vgl. Blumenberg, Hans (1997): Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher. Frankfurt am Main. Das Strandgut, die *épaves*, steht hier zum einen als Metapher für die Personen, doch verweist sie auch metonymisch auf den vorher stattgefundenen Schiffbruch, der wiederum metaphorisch als Misserfolg im Leben verstanden werden kann.

⁶⁵ „On est libre, sans entraves d’aucune sorte, sans soucis, sans préoccupations, sans penser même au lendemain. On va par le chemin qui vous plaît, sans autre guide que sa fantaisie, sans autre conseiller que le plaisir des yeux. On s’arrête parce qu’un ruisseau vous a séduit, parce qu’on sentait bon les pommes de terre frites devant la porte d’un hôtelier. Parfois c’est un parfum de clématite qui a décidé votre choix, ou l’œillade naïve d’une fille d’auberge.“ Maupassant (1977), S. 877.

⁶⁶ „Mais ce qu’on aime surtout dans ces courses à l’aventure, c’est la campagne, les bois, les levers de soleil, les crépuscules, les chairs de lune. Ce sont, pour les peintres, des voyages des noces avec la terre.“ Maupassant (1977), S. 878.

Erscheinung ihn bei der ersten Begegnung an einen sauren und Lockenwickler tragenden Hering erinnert.⁶⁷

Chenal, der während seines Aufenthaltes mehrmals die Küste als Motiv seiner Gemälde auswählt, entdeckt Miss Harriet eines Tages auf den Felsklippen in der Umgegend.⁶⁸ Träumend, das Meer von der Steilküste aus betrachtend, gleicht sie einem Signalmast. Eine bekannte Metapher, glichen doch die Engländerinnen in *Epaves* ebenfalls einem Telegrafmast.⁶⁹ Beindruckend ist hier die Darstellung der See, die einem Gemälde Monets entnommen zu sein scheint: Die goldgelbe Spiegelung des Lichts durch das Meer und der purpurrote Himmel verweisen durchaus auf Ölgemälde, die Monet während seiner Aufenthalte in Etretat gemalt haben könnte.⁷⁰

Zu Beginn des zweiten Kapitels beschreibt Chenal eines seiner Gemälde, das eine Küstenlandschaft darstellt. Die eine Seite des Gemäldes zeigt einen großen Felsen aus Vulkangestein („une énorme roche à verrues“),⁷¹

⁶⁷ „Sa figure de momie, encadré de boudins de cheveux gris roulés, qui sautillaient à chacun de ses pas, me fit penser, je ne sais pourquoi, à un hareng saur qui aurait porté des papillotes.“ Maupassant (1977), S. 880. Das Motiv des Fisches taucht hier, ähnlich wie in *Epaves* das Motiv des gesalzenen Fisches, wieder auf. Nur ist es hier ins Ironische, fast Absurde gesteigert.

⁶⁸ „Parfois, quand je travaillais dans les rochers, je l’apercevais tout à coup sur le bord de la falaise, pareille à un signal de sémaphore. Elle regardait passionnément la vaste mer dorée de lumière et le grand ciel empourpré de feu.“ Maupassant (1977), S. 833.

⁶⁹ Nahe liegend wäre hier die Hypothese, dass sich bei Maupassant eine Typisierung der Metaphern für die Darstellung von Engländerinnen ergibt. Dies muss jedoch nur Hypothese bleiben, da hierzu eine umfassende Untersuchung in allen Kurzgeschichten und Romanen notwendig wäre.

⁷⁰ Maupassant und Monet waren, wie schon bemerkt, befreundet und Maupassant soll ähnlich wie Hugo Monet bei dessen *plein air*-Malerei in Etretat begleitet haben. Eine motivische Analogie ließe sich hier zumindest aufspüren, bedarf aber noch einer eingehenden Untersuchung. Interessant ist der Verweis zu Beginn des zweiten Kapitels, in dem ein Gemälde beschrieben wird, das Chenal 15 Jahre später für 10.000 Francs verkaufte. Möglicherweise ließe sich diese Spur weiterverfolgen.

⁷¹ „Verrues“ bedeutet im Französischen „Warze“, kann aber auch das Laster bezeichnen. Die Interpretation dieses Lexems ist nicht einfach, bieten sich doch vielfältige Übersetzungsmöglichkeiten an: So könnte es sich um poröses Vulkangestein handeln, aber auch um eine Replik auf die Art und Weise der pastosen Farbverwendung durch die Impressionisten. Ganz gegen die traditionellen Vorschriften der Akademie nutzten die impressionistischen Maler auch die Farbe in ihrer gestaltbaren Materialität, was möglicherweise der Erscheinung einer Warze gleichkam.

der mit braunen, gelben und roten Algen bedeckt ist. Die Sonne, die sich hinter dem Maler versteckt, erleuchtet den Felsen rot. Auf der anderen Seite malte er das Meer jadefarben, in grünen und weißen Farbtönen gehalten.⁷² Diese Passage wirkt mit ihrem Farbreichtum ebenfalls wie ein Gemälde Monets, und als Chenal, zufrieden mit seinem Kunstwerk, dieses seinen Wirtsleuten zeigt, bekommt es durch Zufall auch Miss Harriet zu sehen. Als sie das Gemälde betrachtet, ist sie sehr ergriffen und kommentiert das Werk mit den Worten: „Oh! Mein Herr, Sie verstehen die Natur auf eine ergreifende Art und Weise darzustellen.“⁷³ Der Eindruck des Felsens scheint im Bild gut getroffen zu sein, und schon vorher wird ihre innere Erregung beim ersten Anblick des Gemäldes deutlich: „Sie hielt murmelnd und überrascht, ja verwundert und gerührt inne. Es war ihr Felsen, so hatte es den Anschein, derjenige, den sie zum Träumen erklimm.“⁷⁴ Dieses Gemälde in der Erzählung beendet das Schweigen zwischen Chenal und Miss Harriet und sorgt für eine, wenn auch nur auf einen kurzen Zeitraum begrenzte, Zweisamkeit. Die Reproduktion der vorher von Miss Harriet kontemplierten und nun durch Chenal impressionistisch wiedergegebenen Küstenlandschaft scheint zu einer Konvergenz der Landschaftswahrnehmung zu führen, die beide emotional verbindet. Die Küstenlandschaft und vor allem deren medialisierte, bildliche Wiedergabe in der Kurzgeschichte bewirken bei Chenal den Eindruck einer Seelenverwandtschaft, einer gegenseitigen geistigen Durchdringung.⁷⁵ Küste wird zum zwischenmenschlichen Medium: Die Emotionalität dieses Zustandes gibt der Erzähler in einer detail-

⁷² „Tout le coté droit de ma toile représentait une roche, une énorme roche à verrues, couverte de varechs bruns, jaunes et rouges, sur qui le soleil coulait comme de l’huile. La lumière, sans qu’on vît l’astre caché derrière moi, tombait sur la pierre et la dorait de feu. C’était ça. Un premier plan étourdissant de clarté, enflammé, superbe. A gauche la mer, pas la mer bleue, la mer d’ardoise, mais la mer jade, verdâtre, laiteuse et dure aussi sous le ciel foncé.“ Maupassant (1977), S. 833.

⁷³ „Oh! Monsieur, vô comprené la nature d’une façon palpitante.“ Maupassant (1977), S. 884.

⁷⁴ „Elle murmura, extasiée, comique et attendrissante: ‚C’était sa roche, paraît-il, celle où elle grimpeait pour rêver à son aise‘.“ Maupassant (1977), S. 884.

⁷⁵ „Après le repas, nous étant levés ensemble, nous nous mîmes à marcher à travers la cour; puis, attiré sans doute par l’incendie formidable que le soleil couchant allumait sur la mer, j’ouvris la barrière qui donnait vers la falaise, et nous voilà partis, côte à côte, contents comme deux personnes qui viennent de se comprendre et de se pénétrer.“ Maupassant (1977), S. 884–885.

lierten Beschreibung der Küstenlandschaft wieder. Die Weite des Meeres, die Höhe der Küste, ein salziger Windstoß, der, von den Wellen getragen, als deren Kuss metaphorisiert wird, beschreiben den psychischen Zustand beider Protagonisten.⁷⁶ Auch weiterhin ist die Malerei das Medium, das ihre Beziehung reguliert und über das sie in indirekten Sprechakten nonverbal kommunizieren. Schließlich erwischt Miss Harriet Chenal bei einem *tête-à-tête* mit der Magd seiner Wirtsleute. Dies ist auch der Grund ihres Freitods. Tage später findet Chenal sie ertrunken im Brunnen des Gasthofes. Bei der Toten wird ein Abschiedsbrief gefunden, in dem sie um ein Begräbnis vor Ort bittet. Und so wird Chenal während der Totenwache deutlich, welch einsames Leben sie geführt hat und dass sie in diese Landschaft seinetwegen, wegen des Landschaftsmalers, der ihre Landschaft gestaltet hat, eingehen möchte.⁷⁷

Wie wir gesehen haben, kommt der Küstenlandschaft in dieser Kurzgeschichte eine zentrale Rolle zu, ist sie doch Ort der Kontemplation und zugleich, in ihrer medialisierten Form als Küstengemälde, Ausgangspunkt für eine platonische Beziehung. Küstenlandschaft und Küstenbild überblenden sich gleichsam und sind Projektionsflächen für emotionale Zustände und Wünsche. Damit kommt der Küstenlandschaft nicht nur die Rolle des bloßen Schmucks oder der Staffage zu, vielmehr wird sie zum internalisierten und konstruierten Medium, das die zwischenmenschliche Beziehung in der Kurzgeschichte reguliert.

3.3 Grenzerfahrungen an der Küste: Die Romane „Une vie“ und „Pierre et Jean“

Wie wir in den beiden analysierten Kurzgeschichten gesehen haben, ist die Küste der Handlungsort, an dem sich grundlegende psychologische und

⁷⁶ „Nous allions maintenant au bord de l’abîme, au-dessus de la vaste mer qui roulait, à cent mètres sous nous, ses petits flots. Et nous buvions, la bouche ouverte et la poitrine dilatée, ce souffle frais qui avait passée l’Océan et qui nous glissait sur la peau, lent et salé par le long baiser des vagues.“ Maupassant (1977), S. 885.

⁷⁷ „Une lettre trouvé dans sa poche, écrite au dernier moment, demandait qu’on l’enterrât dans ce village où s’étaient passés ses derniers jours. Une pensée affreuse me serra le cœur. N’était-ce point à cause de moi qu’elle voulait rester en ce lieu?“ Maupassant (1977), S. 893–894.

schicksalhafte Veränderungen der Protagonisten vollziehen, diese sind im Fall der Romane *Une vie* und *Pierre et Jean* nun in unterschiedliche Romankonzepte und Personenkonstellationen eingebettet. Beide Romane verbindet jedoch eine motivische und strukturelle Gemeinsamkeit in Bezug auf die in ihnen verwendete Küstenlandschaft und deren Funktion innerhalb der Erzählung: Küstenbereiche werden zu Handlungsorten, und ihnen kommt innerhalb des Handlungsrahmens nicht selten eine Schlüssel- oder Scharnierfunktion zu. Zusätzlich handelt es sich bei den Protagonisten Pierre (*Pierre et Jean*) und Jeanne (*Une vie*) ähnlich wie bei Miss Harriet um Charaktere, die betrogen worden sind oder sich betrogen fühlen. Die Küste ist nicht nur der geographische Grenzbereich zwischen Land und Wasser, sondern auch in den beiden Romanen ein psychologischer Grenzort der Protagonisten: Ort der Sehnsucht und Träumerei, der Selbstreflexion und der Erkenntnis. Trotz aller Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Funktion des Küstenmotivs innerhalb der Romane und Kurzgeschichten gibt es grundlegende Unterschiede in Bezug auf die Personenkonstellation, das Milieu und die Handlungsorte. Ergänzend zu den beiden Kurzgeschichten werden im Folgenden die beiden Romane *Une vie* und *Pierre et Jean* auf die in ihnen verwendeten Küstenszenen und deren Funktion hin untersucht.

3.3.1 „Une vie“

Der Roman *Une vie*⁷⁸ schildert das Leben der Protagonistin Jeanne, die zu Beginn des Romans mit 17 Jahren aus der Klosterschule entlassen wird und von Rouen aus mit ihren Eltern zu deren Sommerresidenz „Les Peuples“ in der Nähe von Yport (einem Ort zwischen Etretat und Fécamp) in der Normandie aufbricht. Das soziale Milieu wird im Roman nicht genau bezeichnet, die unterschiedlichen Umgangsformen, die Sommerresidenz und die Ländereien der Familie lassen jedoch auf das adlige Landmilieu schließen.⁷⁹

⁷⁸ Maupassant hat den Roman *Une vie* 1877 begonnen und mit einigen Unterbrechungen im Januar 1883 fertiggestellt. Der Roman erschien 1883 bei Ollendorff in Paris und wurde vorab im Feuilleton der Zeitung *Gil Blas* publiziert. Im Folgenden wird nach der Ausgabe Maupassant, Guy de (1997): *Une vie*. Edition présentée par André Fermigier. Paris zitiert.

⁷⁹ Vgl. hierzu die Ausführungen in der Taschenbuchausgabe von Fermigier, André (1997): Préface. In: Maupassant, Guy de (1997): *Une vie*. Edition présentée par André Fermigier. Paris, S. 7–23.

Bei der Sommerresidenz handelt es sich um ein altes Schloss der Familie. Vom Leben in unmittelbarer Nähe der Steilküste und der Meeresfluten erhofft sich Jeanne für ihren neuen Lebensabschnitt unbändige Freude.⁸⁰ Später wird „Les Peuples“ (ab hier LP) für Jeanne und ihren Mann Julien zum festen Wohnsitz, wo sie ihr gemeinsames Leben in der Nähe der Steilküste – man möchte fast sagen: am Rand des Abgrundes – verbringen werden. Der Erzähler beschreibt das Leben Jeannes von der Entlassung aus der Klosterschule bis zu ihrer Rückkehr zur mittlerweile verarmten Mutter. Innerhalb dieses Handlungsrahmens wird der Leser Zeuge von Jeannes Schicksalsschlägen, ihrer Verzweiflung und schließlich ihrer tiefen Resignation.

Auffallend ist bei der Lektüre des Romans, dass an den entscheidenden Stellen des Handlungsverlaufs das Motiv der Küste als Ort der Introspektion, Entscheidungsfindung und des Eintritts in eine neue Lebensphase der Protagonistin herangezogen wird. Schon im ersten Kapitel kann Jeanne nach der Ankunft in LP nicht schlafen und öffnet das Fenster ihres Zimmers. Bestandteil der Landschaftsbeschreibung ist die 100 Meter hohe Steilküste: „Schließlich brach die Küste zu einer 100 Meter hohen und weißen Steilküste ab, ihren Fuß in den Wellen badend.“⁸¹ Im gleichen Abschnitt werden durch olfaktorische Eindrücke und Sinneswahrnehmungen der Protagonistin die visuellen Eindrücke um die Ebene des Geruchs erweitert: „Ein Windstoß zog an ihr vorüber, der ihr die herbe Würze der Luft und den süßlichen Schweiß des Tangs überbrachte.“⁸² Der Erzähler beschreibt hier auf der Basis der visuellen und olfaktorischen Sinneswahrnehmungen einen typischen Küstenabschnitt der Normandie. Die Metapher des *klebrigen Schweißes* für den Geruch des *Tangs* evoziert einen küstentypischen Geruch bei Ebbe – die *Würze der Seeluft* war auch schon in *Miss Harriet* ein verwendetes Motiv, und ähnlich dem Strandgut liegt angespülter Tang am Strand.⁸³

⁸⁰ „Elle allait maintenant passer l’été dans leur propriété des Peuples, vieux château de famille planté sur la falaise auprès d’Yport; et elle promettait une joie infinie de cette vie libre au bord des flots.“ Maupassant (1997), S. 38.

⁸¹ „Puis soudain la côte s’abattait en une falaise de cent mètres droite et blanche, baignant son pied dans les vagues.“ Maupassant (1997), S. 38.

⁸² „De lents rafales passaient apportant les saveurs fortes de l’air et de la sueur visqueuse des varechs.“ Maupassant (1997), S. 38.

⁸³ „Varech“ hat neben den Bedeutungen Alge, Seetang und Seegrass auch die Bedeutung von Wrack oder Strandgut. Vgl. Rey, Alain (1985): *Le Grand Robert de la langue*

Direkt am Ende des ersten Kapitels begeben sich Vater und Tochter auf einen Sommerspaziergang nach Yport, ein Motiv, das später noch einmal auftauchen wird, dann aber zeitlich im Winter situiert ist. Als Vater und Tochter im Ort ankommen, wird das Treiben der Fischerfrauen detailliert beschrieben, und die ganze Szenerie wirkt auf Jeanne wie ein Bühnenbild: „Jeanne betrachtete alles, und es erschien ihr merkwürdig und neu wie ein Bühnenbild.“⁸⁴ Am Strand innehaltend, geben sich Vater und Tochter der sich vor ihnen ausbreitenden Küstenszenerie hin. Die Steilküste scheint sich bis ins Unendliche fortzusetzen, während die weißen Segel der Boote an die Flügel von Zugvögeln erinnern.⁸⁵ Die hier verwendete Küstenszene hat innerhalb der gesamten Erzählung eine besondere Funktion: Jeanne wird hier in Begleitung des Familienoberhauptes in einen neuen Lebensabschnitt geleitet. Die Küste – hier ein typischer Küstenort in der Normandie – markiert metaphorisch diese Lebensgrenze. Dies wird durch den einleitenden Satz des nächsten Kapitels unterstützt. Der Enge und Beobachtung des Klosters entflohen, wird der neue Lebensabschnitt mit dem Satz eingeleitet: „Ein schönes und freies Leben begann für Jeanne.“⁸⁶

Eine weitere Szene des Romans spielt sich vor dem Hintergrund des Küstenortes Etretat ab. Jeanne und ihr zukünftiger Ehemann, der die Familie schon vorher regelmäßig besucht hat, kommen sich hier während einer Bootsfahrt nach Etretat näher. Die Beschreibung der Ankunft in Etretat widmet sich vornehmlich der Darstellung der bekannten Felsentore und der Felsnadel.⁸⁷

française. Band 9. Paris, S. 644. Eine Verbindung zur Kurzgeschichte *Epaves* scheint hier nahe zu liegen, bedarf aber einer umfassenderen Untersuchung.

⁸⁴ „Jeanne regardait tout cela qui lui semblait curieux et nouveau comme un décor de théâtre.“ Maupassant (1997), S. 43.

⁸⁵ „Ils s’arrêterent, en face de la plage, à regarder. Des voiles, blanches comme des ailes d’oiseaux, passaient au large. A droite comme à gauche, la falaise enorme se dressait. Une sorte de cap arrêta le regard tandis que de l’autre ligne des côtes se prolongeait indéfiniment jusqu’à n’être qu’un trait insaisissable.“ Maupassant (1997), S. 43.

⁸⁶ „Une vie charmante et libre commença pour Jeanne.“ Maupassant (1997), S. 44. Zu Beginn des ersten Kapitels wird der Abschied Jeannes aus dem Kloster gleich einer Entlassung aus dem Gefängnis beschrieben: „Jeanne, sortie la veille du couvent, libre enfin pour toujours [...]“. Maupassant (1997), S. 27.

⁸⁷ „Et soudain on découvrit les grandes arcades d’Etretat, pareilles à deux jambes de la falaise marchant dans la mer, hautes à servir d’arche à des navires; tandis qu’une aiguille de roche blanche et pointue se dressait devant la première.“ Maupassant (1997), S. 57.

Der Ausruf Jeannes – „Wie unglaublich schön!“⁸⁸ – angesichts der Felsentore erinnert an den vergleichbaren Ausruf von Miss Harriet bei der Betrachtung des Gemäldes von Chenal. Die Bootsfahrt markiert hier den Übergang in den neuen Lebensabschnitt Ehe, denn am Ende des Tages, wieder in LP angekommen, ist Jeannes Gefühlslage etwas durcheinandergeraten: „War er der von tausend geheimnisvollen Stimmen versprochene Ehemann [...]“⁸⁹ Ein gemeinsamer Spaziergang – noch während des Ausflugs – von Jeanne und Julien führt beide zu einer Lichtung im Hinterland von Etretat, wo sie gemeinsam von ihrer Zukunft träumen.⁹⁰ Das Motiv des gemeinsamen Spaziergangs – vorher zwischen Vater und Tochter – wird hier erneut aufgenommen. Die Anfahrt vom Meer mit der Beschreibung der Felsentore Etretats, die Expedition ins Hinterland und schließlich die Abfahrt deuten den Eintritt in den neuen Lebensabschnitt an: Das Netz der Spazierwege, die umfassende Raumordnung Etretats, markiert eine wichtige Kreuzung im Lebensweg von Jeanne.

Nach der Eheschließung und der gemeinsamen Hochzeitsreise mit Julien kehrt Jeanne nach LP zurück, und das Alltagsleben beginnt. Schließlich fahren die Eltern, als der Winter anbricht, nach Rouen. Den Tag vor der Abfahrt begeben sich Vater und Tochter erneut auf einen Spaziergang nach Yport. Die gesamte Szenerie, also der Fischerort, wird im Duktus einer winterlichen Stimmung beschrieben. Abermals betreten Vater und Tochter das Dorf, das sich ihnen dieses Mal menschenleer und nach Fisch und Tang riechend offenbart. Es ist grau und kalt, die weiten Netze der Fischer hängen vor den Häusern oder liegen auf dem Kies des Strandes ausgebreitet. Ein Motiv, das bereits in *Epaves* genutzt wurde.⁹¹ Die Abwesen-

⁸⁸ „Jeanne tout émue, murmura: ‚Comme c’est beau!‘“ Maupassant (1997), S. 57.

⁸⁹ „Etait bien LUI l’époux promis par mille voix secrètes [...]“ Maupassant (1997), S. 63.

⁹⁰ Die Annäherung wird hier von Maupassant sensibel in Szene gesetzt: „Ils parlèrent d’eux, de leurs habitudes, de leurs goûts, sur ce ton bas, intime, dont on fait des confidences.“ Etwas weiter heißt es dann: „Et plus leurs cœurs se rapprochaient [...]“ Maupassant (1997), S. 59–60. Diese beiden Passagen werden durch die Einsicht Jeannes unterbrochen, dass Julien ihre Vorliebe für Landschaften nicht teilt: „Le monde! Elle aurait bien voulu le connaître, mais elle était convaincue d’avance qu’il ne valait pas la campagne.“

⁹¹ „Ils entrèrent dans le petit village. Les rues vides, silencieuses, gardaient une odeur de mer, de varech et de poisson. Les vastes filets tannés séchaient toujours, accrochés de-

heit jeglichen Lebens zu Beginn dieses Abschnitts und die Beschreibung des trostlosen Ortes, ergänzt durch die olfaktorischen und akustischen Eindrücke, skizzieren die melancholisch-winterliche Stimmung, die die Gefühlslage in Bezug auf den bevorstehenden Abschied vorwegnimmt.⁹² Die Schilderung markiert erneut einen Grenzbereich innerhalb der Erzählung: die Trennung von den Eltern, die den Jungvermählten den Wohnsitz LP überlassen.

Die zentrale Stelle des gesamten Romans ist die Szene, in der Jeanne die Untreue ihres Mannes entdeckt. Fluchtartig rennt sie an die Küste:

„Jeanne rannte schnell, ohne zu atmen, ohne etwas wahrzunehmen oder an etwas zu denken. Plötzlich fand sie sich an der Steilküste wieder. Sie hielt instinktiv inne, leer, ohne irgendeinen Gedanken oder irgendeinen Willen.“⁹³

An der Küste angekommen, wird die Szenerie lebensbedrohlich beschrieben: „Im dunklen Loch vor ihr stieß das unsichtbare und stumme Meer den würzigen Geruch des Tangs bei Ebbe aus. Sie hielt lange inne [...]“⁹⁴

Die Küste wird hier zu einer Bedrohung, zu einem dunklen Loch, vor dem Jeanne instinktiv innehält. Interessant sind die metaphorischen Analogien zwischen psychologischem Zustand der Protagonistin und der beschriebenen Küstenszenerie. So fühlt sich Jeanne vollkommen leer, so leer wie das dunkle Loch vor ihr, in dem sie nur olfaktorisch und akustisch das Meer wahrnehmen kann. Der würzige, penetrante Geruch kennzeichnet die Stimmung der Szene. Die unterschiedlichen Bedeutungsebenen des Lexems *varech* zwischen Tang, Strandgut und Wrack evozieren in dieser Szene zum einen den typischen Geruch gestrandeter Algen bei Ebbe, zum anderen bezieht er sich auch metaphorisch auf die Protagonistin, die als Strandgut

vant les portes, ou bien étendus sur le galet. La mer grise et froide avec son éternelle et grondante écume commençait à descendre.“ Maupassant (1997), S. 121.

⁹² Der Rückweg zu LP wird folgendermaßen beschrieben: „Ils ne parlèrent guère, tristes de la séparation prochaine.“ Maupassant (1997), S. 122.

⁹³ „Jeanne allait vite, sans souffler, sans savoir, sans réfléchir à rien. Et soudain elle se trouva au bord de la falaise. Elle s’arrêta net, par instinct, et s’accroupit, vidée de toute pensée et de toute volonté.“ Maupassant (1997), S. 135.

⁹⁴ „Dans le trou sombre devant elle la mer invisible et muette exhalait l’odeur salée des varechs à mer marée basse. Elle demeura là longtemps, inerte d’esprit comme de corps [...]“ Maupassant (1997), S. 136.

(*varech-épave*), vom Schicksalsschlag des Ehebruchs heimgesucht, hier angetrieben wurde.

Schließlich wird Jeanne durch den sie suchenden Julien gerettet: Wie nah sie vor einem Selbstmordversuch stand, zeigt die folgende Passage:

„Sie hörte die Unendlichkeit, dort vor ihr ausgebreitet, ein kleines Geräusch, das vage Gleiten des Meeres über die Felsen. Bereit, von allem befreit sich hinabzustürzen, schleuderte sie dem Leben den Abschiedsgruß der Verzweifelten zu [...].“⁹⁵

Die Küstenbeschreibung wird mit der Metapher des schwarzen Lochs eröffnet und mit dem Wort „Abgrund/Unermesslichkeit“ abgeschlossen. Die Protagonistin befindet sich an einem Wendepunkt in ihrem Leben: An der Küste wird sie sich ihrer Enttäuschung bewusst und erwägt, sich umzubringen.

In Kapitel 10 wird die Küste abermals zum Handlungsort: Julien betrügt seine Frau erneut mit der Gräfin Fourville. Beide treffen sich regelmäßig in einer verlassenen Schäferhütte an der Küste, „auf dem Gipfel der Küste der Vaucotte“.⁹⁶ Schließlich wird die Untreue der Gräfin von ihrem Mann entdeckt, der beide ermordet. Sein psychologischer Zustand wird eindrücklich durch Wetter- und Meeresmetaphern beschrieben: Der Graf ist wie das Meer aufgebracht, dass seine Wellen gegen den Strand anrollen lässt; dunkle Wolken durchstreifen den Himmel, ziehen in hoher Geschwindigkeit vorbei und treffen die Küste, den Ort des Ehebruchs, mit einem Platzregen.⁹⁷ Die Szenerie, hier gekennzeichnet durch die Überblendung von Wetter- und Meeresmetaphern, wird zu einer eindrucksvollen Beschreibung der Gefühle des Grafen. Das aufgewühlte Meer („la mer houleuse“) und wahn sinnige Geschwindigkeit der dunklen Wolken („gros nuages tout noirs arrivaient d’une vitesse folle“) fungieren als Metaphern für die Erregung des Grafen. Die Schilderung der Naturgewalten spiegelt eindrucksvoll den psy-

⁹⁵ „Dans l’abîme, là, devant elle, elle entendait maintenant un petit bruit, le vague glissement de la mer sur les roches. Elle se dressa, toute soulevée déjà pour s’élancer et, jetant à la vie l’adieu des désespérés [...].“ Maupassant (1997), S. 136.

⁹⁶ Maupassant (1997), S. 210: „au sommet de la côte de Vaucotte“. Der Küstenbereich ist hier genau zu verorten: Er befindet sich in der Nähe von Yport, unweit von Fécamp.

⁹⁷ „Il avait tourné vers la droite, et s’était mis à courir. La mer houleuse roulait ses vagues; les gros nuages tout noirs arrivaient d’une vitesse folle, passaient, suivis par d’autres; et chacun d’eux criblait la côte d’une averse furieuse.“ Maupassant (1997), S. 211.

chologischen Ausnahmezustand, in dem er sich befindet. Die Küste ist hier Handlungsort des Mordes an beiden Ehebrechern, der Grenzort zwischen Leben und Tod.

Die letzte Küstenszene dieses Romans ist die, in der Jeanne, nachdem ihr Sohn sie wegen Geldforderungen fast in den Ruin getrieben hat, die Sommerresidenz LP verkauft und sich zu einem Abschiedsspaziergang zur Küste begibt. Die Dunkelheit der Szene, durch die Farben des Himmels und des Meeres angedeutet, zusammen mit der erwähnten Weite der Szene, bezeichnen metaphorisch den Gemütszustand Jeannes. Ähnlich den Wellen rollen quälende Gedanken an, und mit dem Hereinbrechen der Nacht scheint sich gar ihr Leben zu beenden.⁹⁸ Auch hier markiert die Szene erneut eine Grenzlinie, die zwischen dem Abschied von LP und dem Beginn des letzten Abschnitts des Romans, der von der Suche nach dem Sohn bestimmt ist. Vor allem aber wird Jeannes psychischer Zustand anhand der Wetter- und Meeresbeschreibungen metaphorisch erfasst. Der graue und tief verhangene Himmel wiegt schwer auf ihrer Welt, und die Meeresfluten werden als trist und gelblich beschrieben. An der Steilküste, die fast einmal ihren Tod bedeutet hätte, dreht und wendet Jeanne Gedanken und Erinnerungen des Lebens wie Wellen das Strandgut. Das Rollen und Drehen der quälenden Erinnerungen evoziert die metaphorische Verbindung von Welle und Schicksal. Der Grenzbereich der Küste wird hier zum Ort der bitteren Bilanz des Lebens, eines gestrandeten, eines vertanen Lebens.

3.3.2 Küstenszenen im Roman „Pierre et Jean“

Der Roman *Pierre et Jean*, 1888 bei Ollendorff publiziert, schildert das Leben der bürgerlichen Rentnerfamilie Roland in der Hafenstadt Le Havre, deren Söhne gerade ihr Studium abgeschlossen haben und sich auf dem Sprung in das Berufsleben befinden. Pierre, dunkelhaarig und schmal, ist

⁹⁸ „[...] puis elle sortit pour dire adieu à la mer. C’était vers la fin de septembre, un ciel bas et gris semblait peser sur le monde; les flots tristes et jaunâtres s’étendait à perte de vue. Elle resta longtemps debout sur la falaise, roulant en sa tête des pensées torturantes. Puis, comme la nuit tombait, elle rentra, ayant souffert en ce jour autant qu’en ses plus grands chagrins.“ Maupassant (1997), S. 248.

Arzt, Jean, blond und etwas untersetzt, ist Anwalt.⁹⁹ Eines Tages verändert sich die Situation der Familie durch eine Erbschaft Jeans grundlegend. Ein ehemaliger Freund der Familie – „le Maréchal“ – vermacht Jean sein gesamtes Vermögen. Diese einseitige Bevorzugung Jeans führt zum Neid Pierres. Sich fragend, warum er vom Freund der Familie nicht ebenfalls mit einer Erbschaft bedacht wurde, stellt Pierre Nachforschungen an und kommt zu dem Ergebnis, dass seine Mutter – noch in Paris lebend – eine Affäre mit dem Maréchal hatte. Jean ist dessen leiblicher Sohn. Dieser Einsicht gewahr und mit dem Bewusstsein, dass nur er und seine Mutter davon wissen, wird das Familienleben für Pierre unerträglich. Schließlich kulminieren die Spannungen zwischen Mutter und Sohn in einem Streit mit Jean, der über seine Herkunft aufgeklärt wird. Dieses Wissen, das Geständnis der Mutter Jean gegenüber und die Erbschaft veranlassen Jean dazu, seiner Mutter zu vergeben. Pierre verlässt die Familie auf Anraten seines Bruders als Schiffsarzt auf einem Dampfschiff; er geht in die mehr oder minder selbst gewählte Verbannung.¹⁰⁰

Der Roman wird mit einer gemeinsamen Angeltour der Familie und Mme Rosémilly – der späteren Frau Jeans – auf dem Meer eröffnet. Das Segelboot ist vor dem Cap de la Hève vor Anker gegangen. Auf der Rückfahrt von der Angeltour nach Le Havre führt der Vater Mme Rosémilly in die Geomorphologie der normannischen Küste ein. So sei für die Küste der *basse Normandie* kennzeichnend, dass die Weiden, Äcker und Felder sich bis ans Meer erstrecken. Der Küstenstrich der *haute Normandie* sei dagegen vor allem eine zerklüftete, spitz zulaufende, superbe weiße Felsenmauer, in deren kleinen Buchten sich Dörfer und Häfen versteckten.¹⁰¹ Der vä-

⁹⁹ Zitiert wird nach der Ausgabe Maupassant, Guy de (1984): *Pierre et Jean*. Editée par Marie-Claire Ropars-Wuilleumier. Paris.

¹⁰⁰ Vgl. Kruse, Margot (1996): Familienbindung und Verbannung aus der Familie als Schicksal. Zu Maupassants Roman *Pierre et Jean* und verwandten Motiven in seinen Erzählungen. In: Wolpers, Theodor (Hrsg.): *Familienbindung als Schicksal. Wandlungen eines Motivbereiches in der neueren Literatur*. Göttingen, S. 193–222.

¹⁰¹ „En basse Normandie, la côte plate descendait en pâturages, en prairies et en champs jusqu’à la mer. Le rivage de la haute Normandie, au contraire, était droit, une grande falaise, découpée, dentelée, superbe, faisant jusqu’à Dunkerque une immense Muraille Blanche dont toute les échamures cachait un village ou un port [...]“ Maupassant (1984), S. 46.

terliche Monolog über die beiden unterschiedlichen Küstentypen der *haute et basse Normandie* führt zusätzlich als Beleg typische Orte wie Etretat oder Trouville auf. Der flachen Weideküste der *basse Normandie* stellt der Vater hier die steile und felsige Küste der *haute Normandie* gegenüber. Die Funktion dieses Abschnitts ist grundlegend, denn neben der geographischen Situierung des Handlungsorts Le Havre an der Seine-Mündung wird hier anhand der Küstentypologie eine Opposition entwickelt, die der charakterologischen Beschreibung der beiden ungleichen Brüder entspricht: Jean, der Blonde, Rosige und Weichere, entspricht dem Küstentypus der *basse Normandie*, während Pierre als der hagere, dunkelhaarige und grüblerische Charakter eher dem Küstentypus der *haute Normandie* gleicht. Beide Küstenlandschaften leiten metaphorisch die Unterschiedlichkeit der beiden Brüder ein. Beide trennen charakterliche Welten, so wie das Seine-Delta die beiden unterschiedlichen Küstentypen teilt.

Nach der Erbschaft Jeans begibt sich Pierre mehrmals auf die Hafentmole von Le Havre. An diesem Ort versucht er durch Introspektion, sich über die Gründe seines Neides klar zu werden.¹⁰² Die Mole scheint seinem Gefühlszustand, dem Bedürfnis nach Einsamkeit, angemessen.¹⁰³ Pierre begibt sich also bewusst an diesen einsamen Ort. Nach einiger Zeit des Nachdenkens wird er sich über seinen Neid klar und entschließt sich zu einem Spaziergang auf der Mole: „Er stand auf und begann auf das Ende der Mole zuzugehen. Er fühlte sich erleichtert [...]“¹⁰⁴ Der Erleichterung und der Rückkehr zu sich selbst entspricht auch die eingeschobene Metapher eines lautlos in den Hafen einlaufenden Fischerbootes.¹⁰⁵ Zudem scheint sich der

¹⁰² Zur Situation und dem Motiv des Bastards oder des unehelichen Sohnes vgl. Kruse (1996), S. 193–194.

¹⁰³ „Il se demandait: Où irais-je bien? cherchant un endroit qui lui plût, qui fût agréable à son état d’esprit. Il en ne trouvait pas, car il s’irritait d’être seul, et il ne voulut rencontrer personne. En arrivant sur le grand quai, il hésita encore une fois, puis tourna vers la jetée; il avait choisi la solitude.“ Maupassant (1984), S. 58.

¹⁰⁴ „Il se leva et se remit à marcher vers le bout de la jetée. Il se sentait mieux [...]“ Maupassant (1984), S. 60.

¹⁰⁵ Der Konnotation von emotional wiedergefundener Ruhe und dem fast lautlos einlaufenden Schiff entsprechen vor allem die diesen Prozess charakterisierenden Adjektive und die Redundanz der Formulierungen „sans bruit“ und „sans un bruit“: „[...] il vit une barque de pêche qui rentrait, sans bruit de voix, sans un bruit de flot, sans un bruit

Ort zur Kontemplation anzubieten. Noch einmal kehrt Pierre auf die Mole zurück, nämlich in der Situation, in der er an der ehelichen Treue seiner Mutter zweifelt. Erneut versucht er sich hier – allein – den Sachverhalt vor Augen zu führen. Abermals entscheidet er sich, auf die Mole hinauszugehen und sich dem intensiven Nachdenken hinzugeben.¹⁰⁶ Hier lässt Pierre noch einmal alle Erinnerungen an den Maréchal an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Einer ungleichen Behandlung der Brüder durch den Maréchal kann er sich jedoch nicht erinnern, und genau dies führt zu den besagten Zweifeln. „Hatte er also einen gewichtigen und geheimen Grund, alles Jean zukommen zu lassen – alles – und nichts Pierre?“¹⁰⁷ Auf der weiteren Suche nach Indizien für die Vaterschaft des Maréchals fügt sich sukzessive alles in Pierres Erinnerung zusammen: Die Blumen bei jedem Besuch, das verschwundene Bild des Maréchals auf dem Kaminsims und die blonden Haare Jeans bestätigen zusehends diesen Verdacht. Am schwersten wiegt jedoch die Tatsache, dass sich der Maréchal um die medizinische Versorgung der Mutter bei der Geburt Jeans kümmerte, während der Vater perplex herumstand. Auf der Mole wird sich also der Protagonist Pierre der ehelichen Untreue seiner Mutter gewiss. „Pierre hatte seine Augen geöffnet und betrachtete die Welt, überrascht, da zu sein, und durch seinen Alptraum aufgeweckt.“¹⁰⁸ Das Leben ist für Pierre zum Alptraum geworden. Die Mole des Hafens von Le Havre ist ein wichtiger Handlungsort innerhalb des Romans: Der Protagonist begibt sich an diese von Menschenhand geschaffene Grenze der Elemente, an der er sein Schicksal kontempliert und die später Ort des Abschieds wird.

Die letzte Szene, die ich untersuchen möchte, führt an die Küste in der Nähe von Etretat. Hierhin begibt sich die gesamte Familie auf einen Ausflug, und hier wird Jean Mme Rosémilly seine Liebe gestehen. Dies ge-

d’*aviron*, doucement poussée par sa haute voile brune tendue à la brise du large.“ Maupassant (1984), S. 60.

¹⁰⁶ „Et il se decida à aller s’*assoir* sur la jetée comme l’autre nuit. [...] Lorsqu’il fut assis l’*extrémité* du môle, il ferma les yeux [...]. Puis il se tourna à moitié, il posa ses coudes sur le granit et cacha sa figure dans ses mains.“ Maupassant (1984), S. 98.

¹⁰⁷ „Alors ... alors il avait donc en une raison puissante et secrète de tout donner à Jean – tout – et rien à Pierre?“ Maupassant (1984), S. 99.

¹⁰⁸ „Pierre avait ouvert ses yeux et regardait, surpris d’être là, reveillé de son cauchemar.“ Maupassant (1984), S. 102.

schiebt im Rahmen der gemeinsamen Jagd nach Krabben¹⁰⁹ am Strand des im Text ausführlich beschriebenen Küstenabschnitts.¹¹⁰ Die Küste wird zum Begegnungsort, an ihr wird eine lebenswichtige Entscheidung nicht nur für den Protagonisten Jean, sondern auch für Pierre gefällt, der ebenfalls in Mme Rosémilly verliebt ist: Jean macht Mme Rosémilly einen Heiratsantrag, und sie willigt ein. Die Rückkehr von der Küste markiert – wie in *Une vie* – eine Grenzüberschreitung, den Übergang in einen neuen Lebensabschnitt. Zwischen den beiden Brüdern wird auch hier die Opposition – ähnlich wie in der Eingangsszene der Bootsfahrt – aufrechterhalten: Dem einen, reich und Mme Rosémilly ehelichend, steht der andere, mittellose, auf Mme Rosémilly Verzichtende und in die Verbannung Gehende, gegenüber.

Wie wir gesehen haben, wird auch im Roman *Pierre et Jean* die Küste zu einem Handlungsort der inneren und äußeren Grenzerfahrung. Gerade das Wasser oder die Nähe zu ihm scheinen die Kontemplation Pierres zu unterstützen, die ihm schließlich dabei hilft, weit draußen auf der Mole das Undenkbare zu denken. Ebenfalls wie in *Une vie* wird der Strand zu einem Ort, an dem die Weichenstellung für das Leben eines der Protagonisten vollzogen wird.

4 Literarische Küstenbilder

Wie wir gesehen haben, ist die Küste in den hier untersuchten Kurzgeschichten und Romanen Maupassants ein wichtiger Handlungsort, sie ist der Ort der inneren und äußeren Grenzerfahrung der Protagonisten. So bietet das Konzept Küste ein multisensorielles und funktionales Beschrei-

¹⁰⁹ „On dut manger dans une chambre, toutes les salles étant pleines. Soudain, Roland aperçut contre la muraille des filets à salicoques. „Ah! Cria-t-il, on pêche du bouquet ici? – oui, répondit Beausire, c’est même l’endroit où on prend le plus de tout la côte. – Bigre! Si nous y allions après déjeuner?“. Il se trouvait justement que la marée était basse à trois heures; et on décida que tout le monde passerait l’après-midi dans les rochers, à chercher des salicoques.“ Maupassant (1984), S. 130.

¹¹⁰ So werden zum Beispiel die verstreuten Felsen in der Bucht, wo nach Krabben gejagt wird, als Ruinen einer versunkenen Stadt metaphorisiert: „Sur cette longue bande de broussailles et de gazon secouée, eût – on dit, par des sursauts de volcan, les rocs tombés semblait les ruines d’une grande cité disparue qui regardait autrefois l’Océan, dominée elle-même par la muraille blanche et sans fin de la falaise.“ Maupassant (1984), S. 133.

bungspotential für die metaphorische Gestaltung der Romane und Kurzgeschichten an: Visuelle und olfaktorische Eindrücke des Handlungsortes dienen als Metaphern, mit denen dem Leser die emotionalen Zustände und Befindlichkeiten der Protagonisten entfaltet werden. Die Beschreibung der Küstenlandschaft wird zu einem metaphorischen Reservoir für die Seelenlandschaft der Protagonisten, zu einem Ort der Introspektion. Küstenszenen bezeichnen gerade in den Romanen narrative Teilabschnitte, in denen neue Lebensetappen oder grundlegende Wandlungen des Handlungsverlaufs markiert werden. So kommen der literarisch gestalteten Küstenlandschaft durchaus narrative Funktionen zu. Dies sind jedoch nur vorläufige Befunde, denn vor allem der Begriff des Küstenbildes bedarf einer allgemeinen und für den vorliegenden Fall einer methodischen Präzisierung, die sich an literaturwissenschaftlichen Arbeitsweisen orientiert und die an einem breiteren Textkorpus erprobt werden müsste.

Abgesehen von diesen Ergebnissen auf Textebene ist es interessant, dass gerade der Badeort Etretat und – allgemeiner – die Küstenregion der Normandie immer wieder Ort der fiktiven Handlung in Maupassants Romanen und Kurzgeschichten ist. Etretat, so hat es den Anschein, war aufgrund seiner außerordentlichen Küstenlandschaft Zielpunkt vielfältiger Bearbeitung. Maler, Literaten und Autoren von Reiseführern stellten sie immer wieder dar und verwiesen auf ihre Einzigartigkeit. Dies führte zu einem hohen Bekanntheitsgrad des Badeortes, da Medien wie Romane oder Gemälde vor allem in der Metropole Paris rezipiert und besprochen wurden.¹¹¹ Es hat den Anschein, dass sich gerade mit Hilfe dieser Medien ein Image entwickeln konnte, das Etretat zu einem Badeort werden ließ, an dem sich, wie in Michelets Fall, der Verlust des Authentischen und eine Kritik an den Folgen, die der Tourismus zeitigte, entwickeln konnten. Dies ist insofern interessant, als dass mit der Forderung nach Authentizität durch Vertreter der Metropole und durch die literarische und bildliche Diskursivierung die Küste vornehmlich zu einem Konstrukt der Metropole Paris wird, die den Grad an Authentizität definiert. Damit ist Küste in diesem Fall eine Projektionsfläche städtischer Vorstellungen, eine Diskursdomäne, an der sich Fakten und

¹¹¹ Wie schon erwähnt, erschienen viele Kurzgeschichten und Romane Maupassants vor ihrer Publikation in Buchform in Tageszeitungen und waren somit einem breiteren Publikum zumindest zugänglich.

Fiktionen in der poetischen Konstruktion überblenden, die „po(li)etics“¹¹² des Küstenbildes sichtbar werden und die literarische „DissemiNation“¹¹³ (Abb. 2) der Küste deutlich machen.

Literatur

Primärliteratur

- Maupassant, Guy de (1938): *Etudes, chroniques et correspondance*. Hrsg. v. René Dumesnil. Paris.
- Maupassant, Guy de (1977): *Contes et Nouvelles*. Band 1. Hrsg. v. Louis Forrestier. Paris.
- Maupassant, Guy de (1984): *Pierre et Jean*. Editée par Marie-Claire Ropars-Wuilleumier. Paris.
- Maupassant, Guy de (1997): *Une vie*. Hrsg. v. André Fermigier. Paris.
- Michelet, Jules (1983): *La mer*. Paris.
- Modiano, Patrick (1978): *Rue des boutiques obscures*. Paris.

Sekundärliteratur

- Bahbah, Homi K. (1990): *DissemiNation: Time, Narratives, and the Margins of the Modern Nation*. In: Bahbah, Homi K. (Hrsg.): *Nation and Narration*. London, S. 291–322.
- Blank, Andreas (1998): *Der ‚Kopf‘ in der Romania und anderswo. Ein metaphorisches (und metonymisches) Expansions- und Attraktionszentrum*. In: Gil, Alberto / Schmitt, Christian (Hrsg.): *Kognitive und kommunikative Dimensionen der Metaphorik in den romanischen Sprachen*. Bonn, S. 11–32.
- Blumenberg, Hans (1997): *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt am Main.
- Burke, Edmund (1989): *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen*. Hamburg.

¹¹² Vgl. hierzu *Documenta / Museum Fridericianum* (1997): *Po(li)etics*. Das Buch zur *Documenta X*. Ostfildern.

¹¹³ Vgl. hierzu Bahbah, Homi K. (1990): *DissemiNation: Time, Narratives, and the Margins of the Modern Nation*. In: Bahbah, Homi K. (Hrsg.): *Nation and Narration*. London, S. 291–322.

- Corbin, Alain (1990): *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. Frankfurt am Main.
- Curtius, Ernst Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Auflage. Basel.
- Daschkeit, Achim / Schröder, Winfried (Hrsg.) (1998): *Umweltforschung quergedacht. Perspektiven integrativer Umweltforschung und -lehre*. Berlin u. a.
- Documenta / Museum Fridericianum (1997): *Po(li)etics. Das Buch zur Documenta X*. Ostfildern.
- Faunce, Sarah / Nochlin, Linda (Hrsg.) (1988): *Courbet Reconsidered*. New York.
- Fermigier, André (1997): *Préface*. In: Maupassant, Guy de: *Une vie*. Hrsg. v. André Fermigier. Paris, S. 7–23.
- Forrestier, Louis (1993): *Maupassant et l'impressionisme*. In: *Kat. Ausst.: Maupassant et l'impressionisme. Maupassant, une vie, des œuvres*. Fécamp, S. 15–31.
- Foucault, Michel (1991): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main.
- Goffman, Erving (1996): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main.
- Greenblatt, Stephen (1998): *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin.
- Greimas, Julien A. (1966): *Sémantique structurale. Recherche de méthode*. Paris.
- Herbert, Robert (1994): *Monet and the Normandy Coast. Tourism and Painting, 1867–1886*. New Haven.
- Herding, Klaus (Hrsg.) (1988): *Realismus als Widerspruch. Die Wirklichkeit in Courbets Malerei*. Frankfurt am Main.
- House, John (1998): *Authority versus Independence. The Position of French Landscape in the 1870s*. In: Thompson, Richard: *Framing France. The Representation of Landscape in France 1870–1914*. Manchester, S. 15–34.
- Knotternus, Otto S. (1997): *Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500–1800)*. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): *Kulturlandschaft Nordseemarschen*. Bredstedt, S. 145–174.
- Krauß, Werner (2001): *„Hängt die Grünen.“ Umweltkonflikte, nachhaltige Entwicklung und ökologischer Diskurs*. Berlin.

- Kruse, Margot (1996): Familienbindung und Verbannung aus der Familie als Schicksal. Zu Maupassants Roman *Pierre et Jean* und verwandten Motiven in seinen Erzählungen. In: Wolpers, Theodor (Hrsg.): Familienbindung als Schicksal. Wandlungen eines Motivbereiches in der neueren Literatur. Göttingen, S. 193–222.
- Lindon, Raymond (1999): Etretat. Son histoire, ses légendes. Paris.
- Newton, Joy (1998): French Literary Landscapes. In: Thompson, Richard (Hrsg.): Framing France. The Representation of Landscape in France 1870–1914. Manchester, S. 35–58.
- Rey, Alain (1985): Le Grand Robert de la langue française. Band 9. Paris.
- Stafford, Barbara Maria (1984): Voyage into Substance. Art, Science, Nature and the Illustrated Travel Account. London.
- Stock, Martin et al. (1996): Ökosystemforschung Wattenmeer. Synthesebereich. Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide.
- Tapié, Alain (1994) (Hrsg.): Désir de rivage. De Granville à Dieppe. Caen.
- Ten-Doesschate Chu, Petra (1988): „It took us Millions of Years to Compose that Picture“. In: Faunce, Sarah / Nochlin, Linda (Hrsg.): Courbet Reconsidered. New York, S. 55–66.
- Thompson, Richard (1998): Introduction. In: ders. (Hrsg.): Framing France: The Representation of Landscape in France, 1870–1914. Manchester, S. 1–14.
- Warnke, Martin (1992): Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München.
- Weinrich, Harald (1976): Sprache in Texten. Stuttgart.
- Williams, Raymond (1973): The Country and the City. New York.

Abbildungen

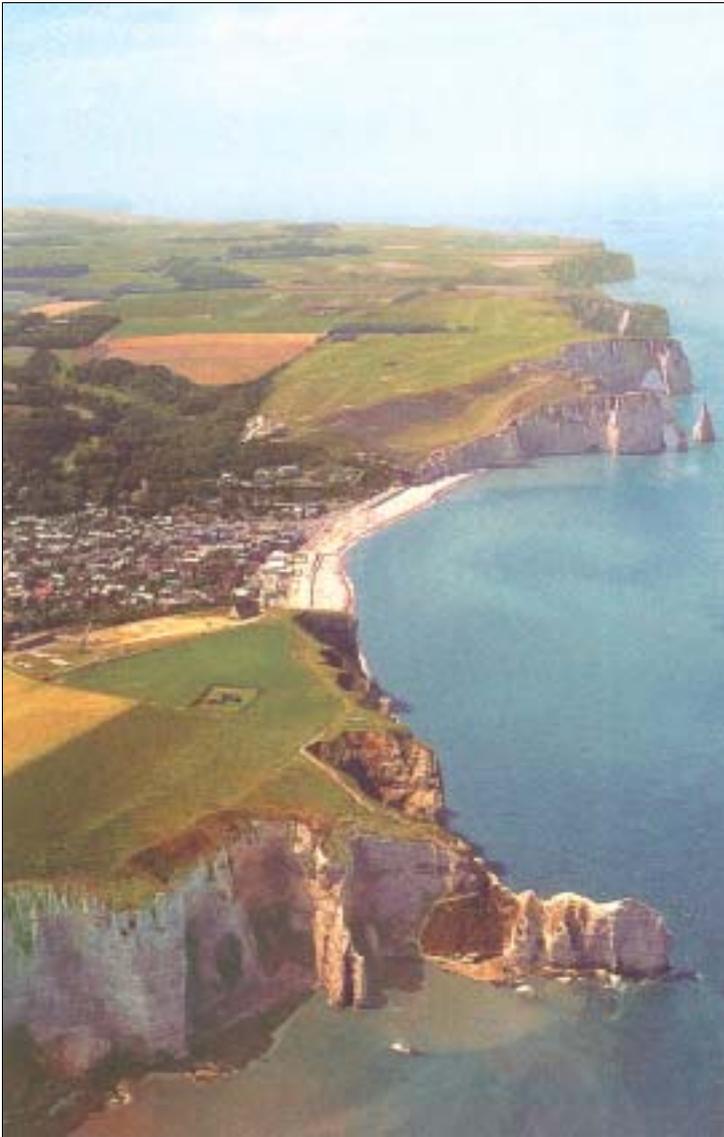


Abb. 1: Küstenlandschaft bei Etretat in der Normandie. Postkarte, im Fundus des Autors.

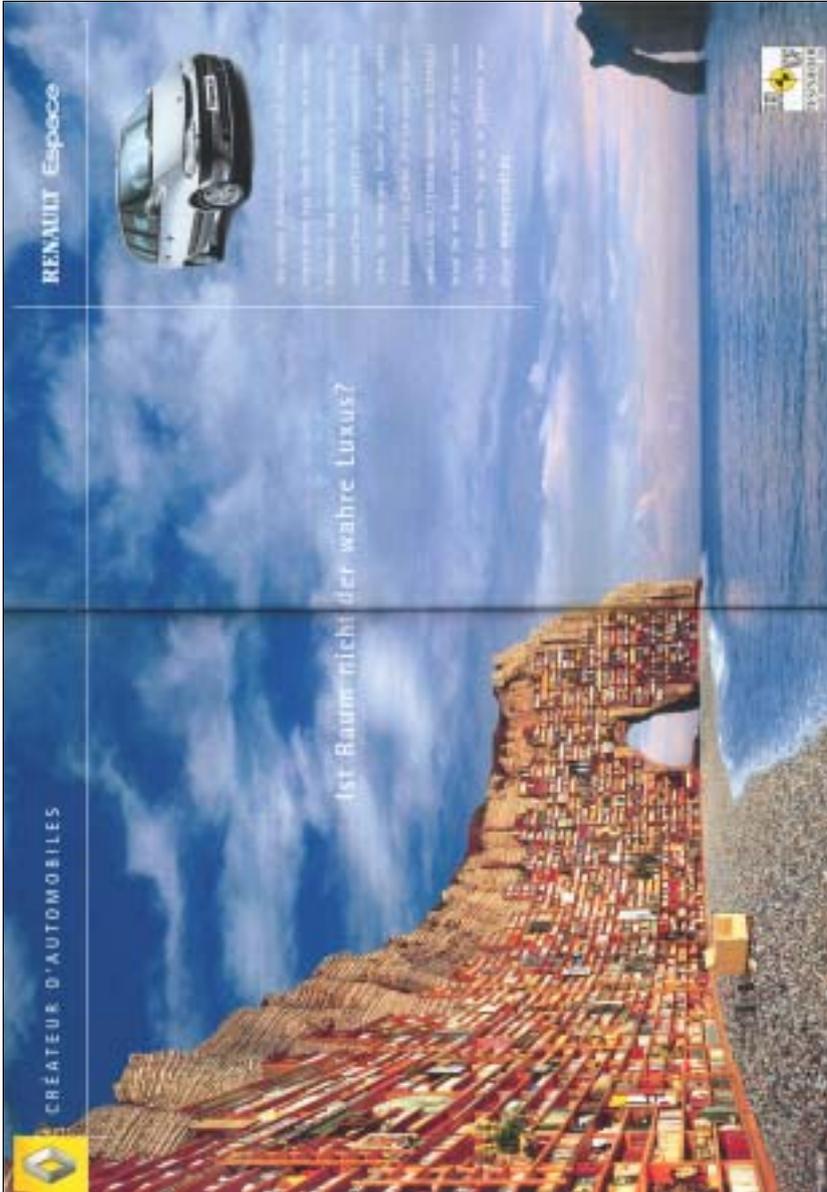


Abb. 2: Die Werbung von Renault zeigt die Tore und den Küstenstrich von Etrretat als Bibliothek. Aus: Der Spiegel Nr. 14 vom 2.2.2001, S. 86–87. Im Fundus des Autors.

Sprache und Bild in der Küstenwerbung

Zu Elementen der Konzeptualisierung von Küstenbildern

Wolfgang Settekorn

1 Einleitung

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit Bildern und Sprache in der Küstenwerbung. Dies ist, wie der alte Briest gesagt hätte, ein weites Feld. Es hat, um in Termini des Küstenthemas zu reden, einen breiten und offenen Horizont. Einige Vorüberlegungen zum Gegenstand und zu theoretischen und methodischen Kernpunkten sollen das Feld meiner kognitionswissenschaftlich und semiotisch orientierten Untersuchung abstecken und etwas Land in Sicht der Leser bringen (Kapitel 1). Es folgen dann exemplarische Analysen zu Beispielen unterschiedlicher Kampagnen und Motivgruppen aus der Printwerbung mit Küste. Beispiele aus den zehnjährigen und erfolgreichen Kampagnen für die Volksbanken Raiffeisenbanken werden am Anfang stehen, weil deren Generalslogan „Wir machen den Weg frei“ das in den meisten Küstenwerbungen direkt oder indirekt verwendete Konzept ‚frei‘ verwendet und mit dem der ‚Sicherheit‘ in Wort und Bild auf differenzierte Weise verbindet (Kapitel 2–4). Dass die mediale Präsentation von Werbung mit Küste verschiedene Aspekte der Körperwahrnehmung von Küste (Kapitel 5) anspricht und durch deren Bezug zu Situationen sozialen Erlebens Konzepte abruf und bestätigt (Kapitel 6), soll zeigen, wie die Küstenwerbung in anderen Domänen zur Konzeptualisierung typischer Küstenvorstellungen beiträgt.

1.1 Küstenwahrnehmung, Küstenbilder, Küstenkonzepte

In der Werbung kehren Küstenbilder in verschiedener Kombination wie Leitmotive wieder. Es handelt sich dabei um Konzeptelemente, deren histo-

rische Genese, Entwicklung und Differenzierung Alain Corbin mit ihren positiv-angenehmen wie negativ-gefährdenden Aspekten eindringlich beschrieben hat.¹ Die holländische See- und Küstenmalerei des 17. Jahrhunderts war stilprägend und trug zur Schaffung einer auch heute noch gültigen visuellen Typologie bei, auf deren Elemente ein Großteil der küstenbezogenen Werbung zurückgreift. Corbins Arbeit macht deutlich, in welchem hohem Maß die dabei einschlägigen Konzepte und prototypischen Vorstellungen von Küste als Produkte einer historischen, kulturellen, ökonomischen und sozialen Entwicklung anzusehen sind. Diese historische Dimension wird in der folgenden, auf aktuelle Beispiele bezogenen Untersuchung zwar nicht weiter thematisiert, doch erfolgt sie im Bewusstsein der sozialen und historischen Prägung der Konzepte.

Hinter der Wahl des bewusst offen gehaltenen Titels unserer Tagung stand die Überzeugung, dass bei der Rede von Küstenbildern oder von Bildern der Küste unter Bezug auf Wahrnehmung, Präsentation und Repräsentation begrifflich drei Bereiche zu unterscheiden sind:

- Die *Primärwahrnehmung* lässt uns Küstenbilder als Entitäten vor Ort mit allen unseren Sinnen wahrnehmen: Wir können Küste sehen, hören, schmecken, riechen, tasten. In dieser Hinsicht sind Küstenbilder Produkte der unmittelbaren multisensoriellen Wahrnehmung vor Ort.
- Die *medial vermittelte Wahrnehmung* betrifft mehr oder weniger viele unserer Sinne. Die präsentierten Küstenbilder sind hier ein gezielt gestaltetes Konstrukt, das durch Wahl der Inhalte und der Darstellungsmittel darauf angelegt ist, die Wahrnehmung zu lenken und in den Köpfen der Perzipienten spezifische Küstenbilder zu evozieren.
- *Mentale Repräsentationen* sind als die in unseren Köpfen mental repräsentierten Küstenbilder und kognitiven Karten² Produkt der primären und/oder medial vermittelten Wahrnehmung. Mit Bezug auf diesen dritten Bereich werde ich fortan die Termini „Küstenkonzept(e)“ oder „Repräsentation(en) von Küste“ verwenden.

¹ Corbin, Alain (1990): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main.

² Downs, Roger M. / Stea, David (1982): Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. New York; Gregory, Derek (1994): Geographical Imaginations. Cambridge/MA u. Oxford.

Die begrifflich unterschiedenen drei Bereiche stehen in enger Wechselbeziehung zueinander, denn die Primärwahrnehmung wird durch die mentalen Repräsentationen gelenkt und orientiert, die aber zugleich mit der Wahrnehmung bestätigt bzw. variiert werden. Die mediale Vermittlung ist ihrerseits zumindest auf medial vermittelte Repräsentationen angewiesen und kann bei den sie Wahrnehmenden zur Bildung spezifischer mentaler Repräsentationen führen,³ deren Realitätsgehalt umstritten sein kann oder bestritten wird.

Mit diesen Unterscheidungen lässt sich nun die Ausgangsthese meines Beitrags formulieren:

Küstenkonzepte (oder Repräsentationen von Küste) sind als mentale Repräsentationen historisch und kollektiv erarbeitete Produkte einer multisensoriellen Wahrnehmung und/oder einer multimedialen Präsentation von Küste.

Die im Zusammenspiel der drei Bereiche historisch geformten Küstenkonzepte nehmen zwei zentrale Aufgaben wahr:

- Sie *bilden Perspektiven*, „von denen aus die Welt erfaßt wird“,⁴ und
- sie *sind handlungsleitend*.

Anders gesagt: Wie wir Küste wahrnehmen und wie wir in Bezug auf sie handeln, hängt von unseren mentalen Repräsentationen von Küste ab. Wo unterschiedliche Perspektiven zu unterschiedlichen Handlungszielen führen und wo es, wie zum Beispiel in demokratischen Prozessen, darum geht, diskursiv Handlungsentscheidungen herbeizuführen und zu fällen sowie Handlungen einzuleiten und durchzuführen, die Personen oder Gruppen mit unterschiedlichen Konzepten betreffen, dort sind Auskünfte über Genese und Form der unterschiedlichen Küstenkonzepte sowie über die durch sie gebildeten Perspektiven und Handlungsorientierungen unabdingbar.

1.2 Küste, Werbung, Konzeptbildung

Wer an Präsentationen von Küste in der Werbung denkt, dem mögen der Leuchtturm von Westerhever in der Jever-Reklame oder die Bilder der Reklameserie für Prince Denmark vorschweben. Beginnt man einschlägige

³ Wie dies bis in die Frühe Neuzeit hinein bei all den meeres- und küstenbezogenen Fabelwesen der Fall war.

⁴ Downs/Stea (1982), S. 41.

Werbetexte zu sammeln, stellt sich schnell heraus, dass Küste in der Werbung wesentlich breiter als vermutet präsent ist.⁵

Wenn uns viele Küstenbilder in der Werbung nicht auffallen, weil wir sie nicht bewusst wahrnehmen, dann spricht diese Selbstverständlichkeit für eine enge Zusammengehörigkeit der entsprechenden Elemente. Wenn einige gar, wie bei der Jever-Werbung, *die* Marke und *den* Leuchtturm als Einheit konzipieren, dann haben die Werbemacher erreicht, was kognitionswissenschaftlich als *conceptual blending*⁶ beschrieben wird.

Vor der festen Verankerung in den Köpfen steht allerdings ein Weg, der von der Wahrnehmung über das Interesse und die Weckung von Wünschen bis hin zum Kauf führt und den die klassische Formel AIDA (Attention, Interêt, Désir, Achat) zusammenfasst. Die erste Etappe ist entscheidend, da ohne sie die weiteren Schritte unterbleiben; Werbung muss auffallen, muss Auge und Ohr schnell auf sich lenken, muss das Interesse zumindest für kurze Zeit aufrechterhalten, um die Perzeption von zumindest der zentralen Botschaft in Bild und Wort zu gewährleisten. Je länger das Interesse an einer Werbung erhalten bleibt und je mehr Teile von ihr zur Kenntnis genommen werden, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die angezielten Wünsche auch geweckt werden. Deshalb kommt einer differenzierten und effizienten Gestaltung der Bild-Text-Relation entscheidende Bedeutung zu. Eine vom Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken im November 1997 herausgegebene Broschüre zum zehnjährigen Jubiläum der Kampagne „Wir machen den Weg frei“ beschreibt als deren Zielsetzung, dass schnell „Gedächtnisbilder“ als „innere Bilder“ geschaffen und diese durch entsprechende „Leitsätze“ und „Kernaussagen sowie kurze und einprägsame verbale Programmformeln“ vertieft werden sollen, um „in den Köpfen der Verbraucher“ fest verankert zu sein.⁷

⁵ Inzwischen würde es mich für bestimmte Bereiche der Werbung wundern, wenn dort keine Küste vorkommt.

⁶ Rohrer, Tim (1997): Conceptual Blending on the Information Highway: How Metaphorical Inferences Work. <http://philosophy.uoregon.edu/metaphor/iclcnf4.htm> (kontaktiert: 25.6.2005).

⁷ Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997): Mit Rückenwind in das zweite Jahrzehnt der erfolgreichsten Werbekampagne im deutschen Bankenmarkt. Gestaltung: Center-Werbung GmbH. Bonn.

Um in einer Situation ständiger Informationsüberlastung aufzufallen, werden Bilder benötigt, die so lebendig, anziehend, charakteristisch und eigenständig sind, dass sie Gedächtnisbilder, sprich innere Bilder erzeugen und so zu Leitbildern werden. Unterstützt werden müssen diese Gedächtnisbilder durch Leitsätze. Gerade diese Verbindung von Bild und Kernaussage ist entscheidend, eine Botschaft schnell zu transportieren und innerhalb weniger Augenblicke verständlich zu machen. Für die Volksbanken Raiffeisenbanken hieß das, die richtige Aussage und das richtige Bild zu finden, um ständig aktuell in den Köpfen der Verbraucher vorhanden zu sein.

1.2.1 Analyseziele

Bezeichnenderweise greift ein Teil der Beiträge zu dieser Kampagne auf Küstenbilder zurück, von denen drei näher analysiert werden sollen. Angesichts der genannten Werbeziele geht die folgende Analyse der Bilder der Frage nach ihrem Wechselbezug nach, um zu ermitteln, welche typischen Küstenelemente dabei vorkommen und mit welchen weiteren typischen Elementen sie verbunden werden. Dabei kann weder ein vollständiges Inventar prototypischer Elemente von Küstenkonzepten noch eine erschöpfende Liste typischer Korrelationen einzelner Elemente zu küstenspezifischen Kombinationen erreicht werden. Immerhin sollte aber in Form von Arbeitsthesen eine erste Annäherung an einen konzeptuellen Rahmen prototypischer Elemente und deren Kombination zu komplexeren Küstenkonzepten erreicht werden.

1.2.2 Textgruppen der Küstenwerbung

Repräsentativität kann in diesem Beitrag allein schon deshalb nicht erreicht werden, weil er nur Beispiele aus einer Gruppe von Küstenbildern heranzieht. Denn im Überblick lassen sich inhaltlich zwei große Gruppen von Werbetexten erkennen, in denen Küste in Bild und Wort präsentiert wird.⁸

- *Küste in der Werbung*, bei der Küstenbilder mit optischer, verbaler und akustischer Information vermittelt sind und Hintergrund, Rahmen, Bühne oder Szenario für ein beworbenes Produkt liefern;

⁸ Diese Unterscheidung sieht zunächst von der Ausrichtung der Werbung ab, das heißt davon, ob es sich um „Produktwerbung“ im engeren Sinn oder etwa um Image-Werbung (zum Beispiel für einen Küstenstrich, eine Region, ein Bundesland etc.) handelt.

- *Werbung für die Küste*, bei der die Küste selbst beworbenes „Produkt“ im weitesten Sinn des Wortes ist.

Ich werde mich auf Beispiele für „Küste in der Werbung“ beschränken. Beide Gruppen haben jedoch zentrale Konzepte und Konzeptelemente gemeinsam.

1.3 Grundkategorien in Küstenbildern der Werbung

Im Bildbereich der Küstenpräsentation sind *Natur* (vertreten durch: Wasser, Land, Strand, Felsen, Wolken, Blitz, Pflanzen, Tiere etc.), *Mensch* (vertreten durch: Personen unterschiedlichen Geschlechts und Alters, Einzelne, Paare und Gruppen) und *Technik* (vertreten durch: Schiffe und andere Fortbewegungsmittel, Anlagen zur Durchführung und Sicherung der Schifffahrt, Gebäude, Geräte usw.) rekurrente Grundkategorien, die – so unsere Hypothese – in Küstendarstellungen in vielfacher Variation, jedoch nach ähnlichem, oft gleichem zugrunde liegenden Schema auftreten. Dass in der bildlichen Darstellung von Küstenszenen die Konstellation von Elementen dieser Kategorien spezifischen historischen Einflüssen unterliegt, zeigen einschlägige kunst- und motivgeschichtliche Arbeiten.⁹ Für die Untersuchung von Küstenbildern in Werbetexten sind – mit Ausnahme der reinen Naturpräsentation – folgende Konstellationen einschlägig:

- Natur allein (als Präsentation von einzelnen Elementen oder Kombinationen von ihnen, zum Beispiel in Seestücken und Küstendarstellungen);
- von Mensch(en) (Einzelpersonen, Paare, Personengruppen) und Natur (in Form von Küstenlandschaften);
- von Mensch(en), Natur und Technik¹⁰ (Menschen in Verbindung mit/ unter Nutzung von unterschiedlichen Geräten oder Produkten, Bauten, Anlagen etc. und Küste) oder
- von Technik und Natur (unterschiedliche technische Geräte – vornehmlich Autos – oder Produkte und Küste).

⁹ Vgl. Bätschmann, Oskar (1989): Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750–1920. Köln; Roters, Eberhard (1995): Jenseits von Arkadien – die romantische Landschaft. Köln.

¹⁰ Diesen recht breiten und vagen Begriff als Namen für eine Kategorie habe ich gewählt, um den in anderem Zusammenhang zentralen, aber noch umfassenderen Begriff „Kultur“ zu umgehen.

2 Küstenfreiheit in der Werbung

Der offene Horizont, der weite Blick, die Auswanderung sind einige Elemente, die ebenso zu Küstenkonzepten gehören dürften wie „La Paloma“, Hans Albers, die Große Freiheit auf St. Pauli und der FC St. Pauli, dessen Fans ihre eigene Freiheit und Besonderheit durch Schwenken der Totenkopf-Flagge zum Ausdruck bringen. Im Bereich der Freibeuterei, der dieses Symbol entstammt,¹¹ waren Freiheit und Unabhängigkeit oft auch mit Gleichheit verbunden, wie sie Störtebeker und die Likedeeler im spätmittelalterlichen Norden und die Mitglieder der Gemeinschaft von Jean Laffite in der Karibik praktizierten. Im Vergleich zu dem, was an Küstenbildern die Phantasie jugendlicher Leser beflügelt, fällt in den Werbungen die Darstellung von Küsten weit alltäglicher aus, greift allerdings ebenfalls auf zentrale Elemente des Konzepts ‚frei‘ zurück.

2.1 Küste als Ort von Freiheit und Freisein

„Kopf frei“ verspricht die Werbung für eine Schmerztablette (Neuralgin ASS); dazu joggt eine Frau mit dynamisch ausgreifenden Schritten vor blauem Himmel auf einer Düne (Abb. 1). „Die Freiheit Größe zu zeigen“ führt ein Kleiderhersteller (Samoon Collection) seinen prospektiven Kundinnen mit Bildern einer jungen Frau vor Augen, die angelnd, allein oder mit einem Hund in Strandszenarien posiert (Abb. 2). „Wir machen den Weg frei“, versprechen schließlich die Volksbanken Raiffeisenbanken in einer breit angelegten Werbekampagne (Abb. 3–5), über deren Zielsetzung, Mittel und Erfolg eine Broschüre des werbenden Bankenverbundes informiert.¹² *Freiheit* und *Freisein* sind in der Werbung zumal dann wichtiger Bestandteil der Küstenbilder, wenn sie im Verbund mit *Freizeit* und *Urlaub* zur bildlichen Darstellung kommen. In zahlreichen Fällen spielt die *Freizügigkeit* im Verhalten von Einzelpersonen wie im Umgang miteinander eine tragende Rolle: in Menge, Qualität und Tragart der Bekleidung, im Körperausdruck, in Mimik, Gestik und weiterem Verhalten und Handeln.

¹¹ Blond, Georges (1975): *Musketiere der Meere. Logbuch der Freibeuterei*. Herrsching, S. 295.

¹² Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997).

2.2 Zur Semantik von ‚frei‘

Semantisch gesehen ist ‚frei‘ ein mehrstelliges Prädikat; wie viele Stellen anzusetzen sind, ist deshalb nicht ohne Weiteres zu entscheiden, weil in diesem Fall syntaktische Wohlgeformtheit auch ohne Besetzung aller Stellen möglich ist. Anders etwa als bei „Ich gebe dir“, das syntaktisch und semantisch als unvollständig gilt, wenn die dritte Prädikatsstelle nicht besetzt ist, wie in „Ich gebe dir das Buch“, kann der Satz „Peter ist frei“ syntaktisch vollständig sein, auch wenn sein Verständnis semantisch einer Vervollständigung bedarf. Neben dieser Möglichkeit, semantisch Unvollständiges in syntaktisch vollständigen Strukturen zu äußern, nutzen die Werbetexter auch die Möglichkeit, dass sich Wort und Bild inhaltlich wechselseitig ergänzen können.

Um zu zeigen, wie dies in unseren Fällen geschieht und auf welche mentalen Repräsentationen sich die mediale Präsentation der Werbungen dabei bezieht, mag es hinreichend sein, ‚frei‘ semantisch als vierstelliges Prädikat aufzufassen: ‚frei‘ (wer, wovon, wofür/wozu, wodurch).

3 Die Kampagne der Volksbanken Raiffeisenbanken: „Wir machen den Weg frei“

Aus der Kampagne der Volksbanken Raiffeisenbanken sollen nun drei Beispiele (Abb. 3, 4 und 5) mit jeweils spezifischen Küstenelementen im Bildteil näher betrachtet werden. In allen drei Texten werden Bilder (Abschnitt 3.1) mit Worten (Abschnitt 3.2) so zu einer Texteinheit verbunden, dass sich auf beiden Ebenen formal und inhaltlich Variationen und zugleich Konstanten der Präsentation ergeben, wobei Letztere die Einheitlichkeit der Kampagne sichern. Wie dies geschieht, wie die Elemente der einzelnen Ebenen in Wechselbezug gestaltet werden, soll nun untersucht werden. Die Analysen wurden ohne Kenntnis dessen vorgenommen, was der Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken im ersten Kapitel seiner Broschüre zur „Darstellung der Kampagne ‚Wir machen den Weg frei‘“ mitteilt.¹³ Die Tatsache, dass die Ergebnisse der Analyse erheblich weiter reichen und zugleich die dort deklarierten Ziele und Mittel einschließen, dürfte die Analyseergebnisse weit gehend validieren.

¹³ Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997).

3.1 Die Bilder

Im Bild von Abb. 3 fährt ein zweispänniger Wattwagen aus dem Wasser heraus und auf einen Weg zwischen den Dünen; in Abb. 4 fährt ein Segelboot in voller Fahrt zwischen Klippen hindurch auf das offene Meer zu, und in Abb. 5 lässt ein Kajakfahrer eine Gischt hinter sich und fährt zwischen engen Felswänden auf einen entfernten eingeeengten Horizont zu.

Diese drei Reklametexte bringen auf unterschiedliche Weise Elemente der drei Grundkategorien in Beziehung zueinander:

- Menschen,
- die sich mit ihren Fortbewegungsmitteln (Pferdewagen, Segelschiff und Kajak = Technik)
- in einer Natur befinden, zu deren Präsentation Wasser auf unterschiedliche Weise mit verschiedenen Land- und Himmelsformationen kombiniert wird; in einem Fall (Abb. 3) Wasser mit einem Sandstrand und Dünen mit einem leicht bewölkten Abendhimmel, in den beiden anderen Fällen Wasser mit Klippen (Abb. 4) oder Felswänden (Abb. 5) und einem blauen Himmel mit wenigen Schönwetter-Wolken.
- Die Bewegungsrichtung führt die dargestellten Personen vom Betrachter weg aus dem Bildvordergrund in den Bildhintergrund.

3.2 Die Worte

Der sprachliche Teil ist bei dieser Kampagne über fünf Ebenen verteilt:

Durchgängiger Generalslogan: „Wir machen den Weg frei.“

1. Spezifischer Slogan des Teiltyps:
 Abb. 3: „Mehr Unabhängigkeit erfahren.“
 Abb. 4: „Mit voller Kraft investieren.“
 Abb. 5: „Erfolgreich in die Zukunft.“
2. Text des Teiltyps.
3. Markenzeichen.
4. Hinweis zum Finanzverbund: als Satz (Abb. 3 und 5) bzw. als Folge von Firmensigneten mit daruntergestellten Firmennamen (Abb. 4).

Im Layout der drei Texte liefern die Bilder den Untergrund, auf dem der sprachliche Text mit platziert ist. Nur die fünfte Ebene ist als eigenes Band am Fuß der jeweiligen Seiten gedruckt. Das Layout gestaltet die Werbung so, dass Bild und Generalslogan ins Auge stechen und die Aufmerksamkeit

der Zeitschriftenleser auf sich und dann auf das Markenzeichen lenken sollen. Erst dann dürften der kleiner, aber fett gedruckte Text des Teilslogans und danach der erheblich kleiner gedruckte Text in den Blick geraten. Die Lektüre dieses Teils setzt Leser voraus, deren Interesse durch Bild, Generalslogan und Teilslogan bereits erregt worden ist. Jede Etappe der Wahrnehmung erweitert den Inhalt der Werbebotschaft.

3.2.1 Der elliptische Slogan: „Wir machen den Weg frei“

Die komplexe Semantik des Generalslogans entfaltet sich dementsprechend je nach Intensität der Wahrnehmung durch Koordination der unterschiedlichen semiotischen Ebenen in eine einheitliche Richtung. Der Slogan greift die (idiomatische) Redewendung „für jemanden den Weg frei machen“ auf und gebraucht sie *elliptisch*: Für wen der Weg frei gemacht werden soll, wird im Slogan nicht explizit gemacht,¹⁴ doch kann jeder einzelne Leser schließen, dass er als Adressat der Botschaft auch von deren Inhalt angesprochen werden soll. Die Werbenden wollten nach eigener Auskunft den Generalslogan wie folgt verstanden wissen:

„„Wir“ steht für die Genossenschaften, ein Zusammenschluß mit gemeinsamen Interessen.
 „machen“ ist ein aktives, optimistisches, zukunfts- und leistungsorientiertes Versprechen.
 „den Weg“ bringt Bewegung, Handlung, Orientierung, Ziel- und Entscheidungsnahe zum Ausdruck.
 „frei“ bedeutet: keine Hindernisse, Entspannung, positive Erwartung, Attraktivität, Unabhängigkeit.“¹⁵

Damit die Adressaten syntaktische und semantische Ellipsen füllen können, greifen die Werbetexter zum einen auf ein gemeinsames sprachliches und kulturelles Wissen zurück. Zum anderen aber schaffen sie mit Worten und

¹⁴ Um welchen, mit dem definiten Artikel bezeichneten, Weg es sich handelt, spielt in Redewendungen keine Rolle; wir fragen auch nicht, welcher Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Der gegebene Kontext schließt die „normalen“ Lesarten von „freimachen“ aus, nämlich: „1. frankieren; Gebühr für Postsendung bezahlen, 2. sich in Unterbrechung einer Tätigkeit freie Zeit nehmen, 3. [...] einen Körperteil entblößen“. (Bünting, Karl Dieter / Karatas, Ramona (Hrsg.) (1996): Deutsches Wörterbuch. Chur, „freimachen“).

¹⁵ Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997).

Bildern gezielt Kontexte, die zu einer Vervollständigung des Verständnisses beitragen. Der kognitiven Grundbedingung, dass Neues und Unbekanntes nur unter Rückgriff auf Altes und Gewusstes eingeführt werden kann, entsprechen die vorliegenden drei Fälle in doppelter Weise: zum einen textintern mit der gezielten Gestaltung der Einzeltexte durch Schaffung eines geeigneten Wort- und Bildkontextes, zum anderen kampagnenintern durch Verwendung eines durchgängigen und einheitlichen Formats (Slogan, übergeordnete thematische Einheit, Grundstruktur der Bild-Text-Relation etc.). Dieses Format schafft die Möglichkeit, die einzelnen Texttypen zu variieren und sie zugleich als Exemplar der gemeinsamen Kampagne kenntlich zu machen. Ein wichtiges Werbeziel ist erreicht, wenn der dazu erforderliche Wiedererkennungseffekt eintritt und das Format als Altes und Gewusstes eingeführt ist. Um diesen Effekt in seiner Tiefe und Reichweite zu fördern, werden die Formate über verschiedene Varianten verbreitet.

„Die Kommunikationsstrategie ist so gestaltet, daß sie in sämtlichen Medien einsetzbar ist. Es ist eine Media-Mix-Kampagne, die sowohl in Anzeigen und Plakaten, in TV und Kino als auch in Form von Funkspots eingesetzt wird. Die Gestaltungsmittel – Typographie, Photographie, Layout, Formate, Sprache und Musik – schaffen durch ihre Einheitlichkeit in den Köpfen der Verbraucher ein klares, eindeutiges Bild von den Genossenschaftsbanken und ihren Leistungsversprechen.“¹⁶

3.2.1.1 Zur internen Semantik des Slogans

Der mit der Redewendung des Slogans angesprochene frei gemachte Weg wird normalerweise von Wesen beschritten, die seine Beschreitung intentional herbei- bzw. durchführen.¹⁷ Der Slogan hat eine ähnliche Bedeutung wie: „jmd. od. einer Sache den Weg ebnen: jmd. od. etw. alle Hindernisse aus dem Weg räumen, damit das Ziel schneller erreicht wird“.¹⁸ Er legt zugleich Assoziationen zu anderen Redewendungen bzw. Slogans nahe, wie:

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Fälle, in denen nichtbelebten Entitäten der Weg frei gemacht wird (zum Beispiel Hochwasser durch Öffnen von Sollbruchstellen), fasse ich als metaphorisch auf (so auch den Ausdruck „das Wasser bahnt sich einen Weg“).

¹⁸ Bünting/Karatas (Hrsg.) (1996), „Weg“.

- Hindernisse aus dem Weg räumen;
- freie Bahn dem Tüchtigen;
- freie Fahrt (für freie Bürger?).

Wege macht man dort frei, wo etwas „im Wege steht“ und die Bewegungsfreiheit einengt. Frei wird eine Bewegung von Hindernissen, die sich ihr bei der Verfolgung des Ziels entgegenstellen, die sie beeinträchtigen, zu Umwegen oder gar zum Stillstand zwingen. Die Werbenden begründen diesen Zusammenhang gar unter Verweis auf eine anthropologische Konstante:

„Jeder Mensch, also auch jeder Bankkunde, sucht nach Wegen zur Verwirklichung seiner Lebensziele und Wünsche. Der kürzeste und beste Weg, ein Ziel zu erreichen, ist immer noch der gerade Weg, auch wenn sich auf diesem Weg Hindernisse befinden. Das gilt sowohl für den Weg, der zu einem kurzfristig wichtigen Ziel führt, als auch für den Lebensweg, dessen Ziel die persönliche Unabhängigkeit ist. Was lag folglich näher, als diesen Weg einfach zu zeigen? Mit dem Schlüsselbild eines freien Weges soll den Verbrauchern vermittelt werden, daß die Volksbanken Raiffeisenbanken ihnen helfen, eventuelle Hindernisse, die den Weg zu einem Lebensziel versperren, zu überwinden. So wurde ein simples, schnell verständliches Bild – das Bild des freien Weges – gefunden.“¹⁹

Das Leben als Reise, die auf einem Weg zu einem Ziel führt, ist gängige Metapher,²⁰ die schon seit dem Mittelalter und der Vorstellung des *homo viator* oder des *homo peregrinus* nicht zuletzt auch durch die intensive Pilger- und Wallfahrtspraxis²¹ als Element einer kollektiven Repräsentationsform bestätigt wurde.

Weg, Bewegung und Ziel bilden einen engen semantischen Zusammenhang, der auch in den Worterklärungen zum Ausdruck kommt, die Karl Dieter Bunting und Ramona Karatas zu „Weg“ geben.²² Unterscheidet man „Weg“ und „Ziel“ und differenziert man „Weg“ nach „Vorbereitung“, „Be-

¹⁹ Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997).

²⁰ Lakoff, George (1987): *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago; Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago.

²¹ Foster, Norman (1990): *Auf den Spuren der Pilger. Die großen Wallfahrten im Mittelalter*. Augsburg; Ohler, Norbert (1991): *Reisen im Mittelalter*. München.

²² Bunting/Karatas (Hrsg.) (1996), „Weg“.

ginn“ und „Bewegung“, dann ergibt sich folgende informelle Zusammenstellung der in diesem Wörterbuch geführten Definitionselemente:

- Weg:
 - Vorbereitung: unterstützen richtig zu handeln; richtig handeln, planen;
 - Beginn: den Beginn von etwas veranlassen;
 - Bewegung: Weiterkommen, (nicht) weiterkommen;
 - Geschwindigkeit: etwas wird nicht schnell gehen, sondern noch längere Zeit in Anspruch nehmen;
 - Direktheit: sein Anliegen direkt vorbringen; keine Umschweife machen; auch auf Umwegen gelangt man zum Ziel.
- Ziel:
 - etwas erreichen: das Ziel schneller erreichen; Aussichten, Geplantes bald zu erreichen; einen Ort verlassen, (um) einen anderen zu erreichen; nichts erreichen;
 - Umsetzung: verwirklichen;
 - Erfolg: erfolgreich sein.

Auch wenn diese Zusammenstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit und wohl begründete Systematizität erfüllt, so gestattet sie doch eine erste Annäherung an das Begriffsfeld, das die mit „Weg“ gebildeten Ausdrücke abstecken. Es wird zu fragen sein, ob und wie sich die Reklametexte in diesem semantischen Bereich bewegen.²³

3.2.1.2 Zur kontextuell-sprachlichen Vervollständigung des Slogans

Die sprachliche Ergänzung der Ellipse des Generalslogans erfolgt in zwei vom Generalslogan zum spezifischen Slogan und von dort zum sprachli-

²³ In den Worterklärungen von Bünting und Karatas zu den mit „Weg“ gebildeten Ausdrücken kommen Definitionselemente aus weiteren Bereichen des individuellen und sozialen Lebens hinzu:

- Wandel/Entwicklung: Verhaltensmuster, Vorgehensweisen oder Ähnliches ändern; etwas Neues probieren; gute Erziehung und Ausbildung ermöglichen.
- Gesundheit: langsam von einer Krankheit genesen; sich noch guter Gesundheit und Regheit erfreuen.
- Soziale Beziehung: eine Einigung erzielen; Kompromissbereitschaft zeigen; nicht belastet werden; Auseinandersetzung mit jemandem meiden; davon ausgehen, glauben, dass eine Person nicht zuverlässig, nicht ehrlich ist; immer ehrlich bleiben.

Auch bezüglich dieser Aspekte wäre zu fragen, ob sie eine Rolle in der Werbung mit Küstenbildern spielen.

chen Text der Anzeige gerichteten Schritten, die dem Wahrnehmungsverlauf entsprechen. Diese Schrittfolge wird durch das Layout nahe gelegt, das mit der Wahl von Schriftgröße und -format des Textes und in Entsprechung zur Leserichtung (von links nach rechts und von oben nach unten) dazu angetan ist, die Wahrnehmung der Rezipienten zu lenken.

- Slogan und Markenzeichen: Liest man den Slogan zusammen mit dem ebenfalls durchgängigen Markenzeichen, das im Layout unten auf der Seite durch blauen Untergrund mit weißem und rotem Streifen darunter, durch zwei Signete und Firmennamen hervorgehoben ist, dann ergibt sich folgende Besetzung der ersten und vierten Prädikatsstelle von ‚frei‘:
 - „frei“ (wer = der Weg, wovon, wofür/wozu, wodurch: wir = Volksbanken Raiffeisenbanken).
- Generalslogan und Teilslogans: Die spezifischen Slogans der Einzeltex-te geben Auskunft, wofür der Weg frei gemacht werden soll, und bele-gen damit die dritte Prädikatsstelle:
 - wofür/wozu;
 - Abb. 3: Mehr Unabhängigkeit erfahren;
 - Abb. 4: Mit voller Kraft investieren;
 - Abb. 5: Erfolgreich in die Zukunft.

Das „Wozu“ der versprochenen Freiheit wurde in der vorliegenden Kam-pagne gezielt in den Mittelpunkt gestellt und auf unterschiedliche individu-elle wie kollektive Wünsche und Zielvorstellungen hin ausgerichtet:

„Es mußte versucht werden, beim Kunden eine subjektive Präfe-renzbildung zu bewirken. Es ging also nicht darum, eine andere oder bessere Leistung als die Konkurrenz zu bieten, sondern einen Beitrag zum Lebensstil der Zielgruppe zu leisten, der attraktiver ist als der Beitrag der Mitbewerber. Das schafft man, indem man höhere, auf die Verwirklichung individueller Lebensziele ausge-richtete Bedürfnisse der Verbraucher anspricht. Dazu zählen bei-spielsweise der erfolgreiche Berufsstart, die Existenzgründung, ein gewisser Lebensstandard, die Erfüllung eines Konsumwun-sches, die Altersvorsorge usw.“²⁴

²⁴ Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997).

Zur Ausdifferenzierung dieser Zielvorstellungen tragen neben den unterschiedlichen Bildern vor allem die Teilslogans und die entsprechenden Texte bei,²⁵ die den Bildinhalt semantisch „verankern“.²⁶

4 Die Texte und ihre Bildbezüge

Lesern, die beim Durchblättern der Zeitungen und Zeitschriften die Anzeigen so weit wahrnehmen, wie bislang beschrieben, dürfte die Hauptrichtung der Anzeigenkampagne und ihrer einzelnen Beiträge klar geworden sein. Eine weiterführende Lektüre der drei Anzeigentexte zeigt, dass jeder von ihnen unter Bezug auf sein Bild eine eigene Semantik in die mit den Teilslogans eingeschlagene Richtung weiterentwickelt.

4.1 Mehr Unabhängigkeit erfahren

„Sie möchten Ihr Leben nach eigenen Vorstellungen gestalten. Wir helfen Ihnen dabei. Mit der Unterstützung eines leistungsfähigen Partners behalten Sie bei der Realisierung Ihrer Pläne die Zügel in der Hand.“ (30 Wörter, 177 Zeichen.)

Abb. 3 thematisiert die Individualität von Adressaten, deren Eigenständigkeit dadurch angesprochen wird, dass sie „die Zügel in der Hand“ halten und sie dort auch behalten, wenn sie die „Unterstützung eines starken Partners“ in Anspruch nehmen; damit wird Gleichberechtigung der Beteiligten nahe gelegt.

Der spezifische Slogan spielt damit, dass „Unabhängigkeit“ als positiver Zustand dem Begriff der „Freiheit“ verbunden ist, dass er bekannt ist und dass es darum geht, in größerem Maß zum Erlebnis des mit ihm ausgedrückten Zustandes zu gelangen; dass der Adressat („Sie“) in den Genuss dieses Erlebens kommen soll, macht der weitere Text deutlich; wie bei ‚frei‘ stellt sich allerdings auch hier die Frage nach dem „Wovon“.

²⁵ Eco, Umberto (1972): Einführung in die Semiotik. München; Joly, Martine (1993): Introduction à l'analyse de l'image. Paris; Joly, Martine (1994): L'image et les signes. Approche sémiologique de l'image fixe. Paris.

²⁶ Barthes, Roland (1964): Rhétorique de l'image. In: Communications 4, S. 40–51; dt. (1964): Rhetorik des Bildes. In: Alternative 54, S. 107–114.

Unter Einbezug des Bildes ist der Text des Slogans für *zwei semantische Prozeduren* offen:

- Zum einen sind die Bedeutungen der Homophone „mehr“ und „Meer“ mit dem Bildinhalt kompatibel: Die Kutsche verschafft die Erfahrung von mehr Unabhängigkeit, indem ihr die Pferde beim Betreten des Landes Meerunabhängigkeit verschaffen. Dass diese Interpretation nicht an den Haaren herbeigezogen ist, zeigt der Slogan einer Reklame für den „Urlaubsspaß Schleswig-Holstein“, welcher die entsprechende referentiell-sachliche Kompatibilität dieser Homophonie gezielt nutzt. Er verkündet: „Schleswig-Holstein: Meer und Mehr.“ Hamburger Schiffsmakler werben auf einem Autoaufkleber mit dem Spruch: „Schiffsmakler schaffen Meer Verbindungen“.
- Zum anderen führt die dargestellte Situation vor Augen, dass „erfahren“ nicht nur im Sinn von „etw. erleben, zu spüren bekommen“,²⁷ sondern auch in einem spezifischen Sinn wörtlich verstanden werden kann, im Sinne von mit dem Wagen die Unabhängigkeit „erfahren“.²⁸ Der entsprechende semantische Prozess lässt die Rezipienten über die „normale“ Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks hinaus unter Bezug auf das Bild eine weitere (im wörtlichen Sinn „unvorhergesehene“) Bedeutung entdecken. Dies gilt auch für die sprichwörtliche Redewendung „die Zügel in der Hand halten“, die durch das Bild auf der wörtlichen Ebene einen Referenten erhält: In Begleitung einer Frau lenkt ein Mann einen zweispännigen Kutschwagen aus dem Wasser heraus auf einen menschenleeren Strand und einen durch Reisigbündel markierten Weg, der auf eine Senke zwischen den Dünen zuführt. Er hält die Zügel der im Trab laufenden Pferde in der Hand. Obwohl dies nicht direkt sichtbar ist, kann angesichts des Teilslogans bei entsprechender Sachkenntnis darauf geschlossen werden, dass dies in der dargestellten Szene auch der Fall ist.

In der Personenkonstellation zeigt das Bild eine „Situation der Zweisamkeit“. Dies hat zur Konsequenz, dass der Text syntaktisch und referentiell

²⁷ Bunting/Karatas (Hrsg.) (1996).

²⁸ Zumindest in Teilen entspricht diese Lesart übrigens der Bedeutung des „mhd. *ervarn*“ urspr. „reisend erkunden“. Kluge, Friedrich (1963): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Auflage, bearbeitet v. Walther Mitzka. Berlin.

eine duale Lesart zulässt. Mit Bezug auf das Bild wäre deshalb folgende Vervollständigung kompatibel, die sich aus stilistischen Gründen verbieten mag, die duale Referenz jedoch in grammatisch korrekter Form zum Ausdruck bringt: „Sie *beide* möchten Ihr *beider* Leben nach *Ihrer beider* eigenen Vorstellungen gestalten. Wir helfen Ihnen *beiden* dabei. Mit der Unterstützung eines leistungsfähigen Partners behalten Sie *beide* bei der Realisierung Ihrer *beider* Pläne die Zügel in der Hand.“

Das Bild legt weitere Deutungsmomente der dargestellten Zweisamkeit nahe: Der menschenleere Strand und die Zuwendung der Frau zum Mann lassen auf eine harmonische Beziehung schließen und darauf, dass das Paar sich in seiner einsamen Zweisamkeit wohl fühlt und zufrieden ist. Die abendlichen Lichtverhältnisse lassen neben einem langen Weg vermuten, dass das Gefährt das sichere Festland erreicht hat und die Pferde in Entsprechung zur Redewendung wieder festen Boden unter den Füßen haben. So gesehen führt die Bewegung aus potentieller Gefährdung in Sicherheit (und vielleicht auch Geborgenheit).

Der Bildinhalt hat damit auf einer anderen referentiellen Ebene als der Worttext starke inhaltlich-semantische Entsprechungen zum Inhalt des gesamten Textes. Das folgende Schema fasst die Kernpunkte der Analyse von Abb. 3 zusammen:

Text	Textreferent	Bildreferent	Konnotation
Leben nach eigenen Vorstellungen gestalten	Adressaten	Paar auf Kutsche	allein zu zweit sein, Harmonie, Geborgenheit
—	—	aus dem Wasser auf den Sand	Gefahr hinter sich lassen
wir helfen dabei	Volksbanken Raiffeisenbanken	Pferde/Kutsche	Sicherheit, Unterstützung
leistungsfähiger Partner	Volksbanken Raiffeisenbanken	Pferde/Kutsche	Sicherheit, Zuverlässigkeit (Geborgenheit?)
Realisierung der Pläne	offen	Fahrt ans Festland	Zielstrebigkeit
Zügel in der Hand	Selbstbestimmung	Lenken der Kutsche	Sicherheit, Zielstrebigkeit

4.2 Mit voller Kraft investieren

„Am Anfang stehen gute Ideen. Sie bringen den notwendigen Schwung in Ihr Unternehmen. Damit aus Ideen Erfolge werden, sind meistens Investitionen notwendig. Für deren Finanzierung stehen wir Ihnen zusammen mit führenden Instituten der Finanzwirtschaft zur Verfügung. So sorgt unser Finanzverbund für den nötigen Rückenwind. Wir helfen Ihnen mit einem maßgeschneiderten Finanzierungsplan, der Ihr Unternehmen sicher weiterbringt.“ (56 Wörter, 371 Zeichen.)

Der spezifische Slogan wandelt die stehende Redewendung „mit voller Kraft voraus“ um: An die Stelle des richtungsbezogenen „voraus“ tritt die Infinitivform „investieren“. Die mit dem Adverb getilgte Richtungsangabe ersetzt damit ein Verb, das eine Voraussetzung für die erfolgreiche Verfolgung des Ziels zum Inhalt hat. Die semantische Verbindung der so eingeführten Bereiche „maritim“ und „Finanzen“ wird im weiteren Textverlauf aufrechterhalten, ausgebaut und differenziert.

Dabei lässt der ganze Text die beiden Lesarten von „Unternehmen“ offen, die zum einen „Tat, Plan, Vorhaben“, zum anderen „Betrieb, Firma“ bedeuten. Hierbei erweist sich die erste Lesart selbst als doppeldeutig, da „Tat, Plan, Vorhaben“ einerseits allgemein und andererseits unter Bezug auf das Bild des Werbetextes als „Segeltörn“ verstanden werden können.

Der Textablauf folgt inhaltlich drei Etappen eines allgemeinen Handlungsschemas: Intentionsbildung (Anfang – gute Ideen), Beginn (Start), Vollzug (Entwicklung, Verfolgung des angestrebten Ziels). In Entsprechung zum Inhalt des Generalslogans bleibt auch hier die abschließende Etappe des erfolgreichen Abschlusses offen.

Auch hier finden sich die schon in Abb. 3 herangezogenen semantischen Prozeduren: Dem „mit voller Kraft (voraus)“ entspricht die mit Gischt vor dem Bug und Schaum hinter dem Heck unter geblähten Segeln schnell dahingleitende Yacht. Der sprichwörtliche „nötige Rückenwind“ erhält so durch das zugeordnete Bild auf der „wörtlichen“ Ebene einen Referenten.

Das angesprochene Unternehmen könnte auf die dargestellte Situation des Segeltörns selbst verweisen; und wer den Preis von Schiffen des vorliegenden Typs kennt, weiß, dass zu deren Erwerb „meistens Investitionen notwendig“ sind und man auch „mit voller Kraft investieren“ muss. Wo die Investitionen groß sind, braucht man einerseits einen Verbund von Investitionsgebern (Finanzverbund), die andererseits untereinander und mit ihren

Investitionsnehmern so kooperieren, wie dies die Crew beim Steuern einer schnellen Yacht tun muss. Dies gilt zumal dann, wenn die im Bild dargestellten Klippen zu umschiffen sind und man einen im wörtlichen wie übertragenen Sinn sicheren Kurs steuern will, der „das Unternehmen sicher weiterbringt“; das im Bild erkennbare Risiko wird damit sprachlich indirekt ausgedrückt.

Die Besonderheit, Aufwendigkeit und Exklusivität des hier geschilderten Angebots kommt durch unterschiedliche Elemente aus dem Sprach- und Bildbereich zum Ausdruck:

- durch die plurale Personenkonstellation einer siebenköpfigen Crew;
- durch das technische Gerät, die anspruchsvolle und teure Segelyacht;
- durch die Metapher vom „maßgeschneiderten Finanzierungsplan“, der kein Finanzierungsplan „von der Stange“ ist.

Wirft man einen Blick auf die in Wörtern und Zeichen gemessene Länge der drei Texte, zeigt sich für Abb. 4, dass in ihm das Konzept der Pluralität nicht nur durch die Entsprechung zwischen mehrköpfiger Crew und der mit dem Finanzverbund involvierten Mehrzahl von Partnern zum Ausdruck kommt; zusätzlich geht die Länge des Textes (gemessen in Wörtern und Zeichen) über die der beiden anderen Anzeigen hinaus.

	Wörter/ Slogan	Zeichen/Slogan	Wörter/Text	Zeichen/Text
Abb. 3	3	27	30	177
Abb. 4	4	26	56	371
Abb. 5	4	24	27	159

Es kommt hinzu, dass, anders als in den beiden anderen Anzeigen, die am Fuß eine Internet-Adresse führen, die Logos der an dem Finanzverbund beteiligten Institute stehen.²⁹

²⁹ Es handelt sich in folgender Reihenfolge um: Volksbanken Raiffeisenbanken, Deutsche Genossenschaftsbank, Genossenschaftliche Zentralbanken, Bausparkasse Schwäbisch Hall, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, DIFA Deutsche Immobilien Fonds, Münchener Hypothekenbanken, R+V Versicherung, Union Investment und VR-Leasing.

Dass in den drei Texten eine Tendenz zur Entsprechung zwischen Textlänge, Personenzahl sowie „Wert“ des dargestellten Gefährts und der Textlänge besteht, zeigt eine nach Anzahl der Wörter oder Zeichen im Text sortierte Tabelle:

	Personen	Gefährt	Wörter/Text	Zeichen/Text
Abb. 5	1	Kajak	27	159
Abb. 3	2	Wattkutsche	30	177
Abb. 4	7 ³⁰	Segelyacht	56	371

Damit wird insgesamt ein durchgängiges kumulatives, gleichgerichtetes und multimediales Verfahren der Textgestaltung erkennbar: Es häuft auf verschiedenen Realisierungsstufen des Textes (Wort, Bild, Infographie, Layout) Elemente, die inhaltlich in die gleiche Richtung laufen, sich auf unterschiedlichen Textebenen auf verschiedene Weise wechselseitig ergänzen und so geeignet sind, ein jeweils differenziertes und zugleich homogenes Gesamtbild zu evozieren. Die Textgestaltung ist damit nicht nur sprachlich, sondern insgesamt auf *iconicity* (Günter Radden)³¹ hin angelegt.

4.3 Erfolgreich in die Zukunft

„Sie möchten beruflich und privat Ihren Weg machen. Die Volksbanken Raiffeisenbanken helfen Ihnen dabei, denn mit einem Partner, der Ihnen Kraft gibt, meistern Sie jede Situation.“ (26 Wörter, 153 Zeichen.)

Anders als in den beiden anderen Anzeigen liegt dem Bild in Abb. 5 das Konzept der Singularität zugrunde; sie bestimmt das zentrale Bildthema der

³⁰ Zu zählen sind nur die sichtbaren Personen; dass ein Mitglied der Crew winkt, lässt darauf schließen, dass zu der Szene mindestens eine weitere, nicht sichtbare Person gehört.

³¹ Radden, Günter (1992): *The Cognitive Approach to Natural Language*. In: Pütz, Martin (Hrsg.): *Thirty Years of Linguistic Evolution*. Amsterdam u. Philadelphia, S. 513–541. Radden gibt einen kurzen informativen Überblick zur kognitiv-linguistischen Befassung mit sprachlicher Ikonizität mit Hinweisen auf die wichtigste einschlägige Literatur (ebd., S. 514–518).

in einer engen Felsschlucht paddelnden Einzelperson. Auch wenn es „sich hier allerdings um einen Flußlauf und nicht direkt um eine Küstenlandschaft“ handelt,³² lässt der am Ende der Felsschlucht gegen einen blauen Himmel offene Horizont die Interpretation offen, dass der Flusslauf dort in das Meer mündet. Dieses Bild lenkt die referentielle Fixierung des pluri-referentiellen Personalpronomens, das sich in Abb. 3 auf die beiden Personen, in Abb. 4 auf die sieben Personen der Crew und in Abb. 5 auf die Einzelperson beziehen lässt. „Sie“ (2x) und seine flektierten Formen „Ihren“ (1x) und „Ihnen“ (2x) haben in diesem Textteil von Abb. 5 mit immerhin 5 von 27 Vorkommen eine relativ hohe Häufigkeit und machen damit die Adressierungsrichtung des Textes deutlich.

Dementsprechend ist der „eigene Weg“ der eines Individuums, das die im Wort angesprochene und zum Meistern jeder Situation versprochene „Kraft“ hat, derer es gerade in einer solchen Situation bedarf, wie das Bild sie zeigt: einen langen, schmalen, von hohen Felsen gesäumten Weg zurückzulegen, an dessen Ende ein kleines Stück eines wohl offenen Horizonts sichtbar wird. Die Position der Aufnahme (Draufsicht) und die zentralperspektivisch orientierte Darstellung unterstreichen die Tiefenwirkung des Bildes und verlängern optisch den von der paddelnden Person zurückzulegenden Weg. Auf diese Weise kommt in Abb. 5 das Konzept „Zukunft“ in der Kombination von Wort und Bild deutlich zum Ausdruck.

4.4 Entsprechung der Semantik in Wörterbuch und Texten

Die bisherigen Analysen der drei Texte haben unterschiedliche sprachlich-semantische Prozeduren gezeigt, mit denen schrittweise eine gleichgerichtete Konzeptualisierung angestrebt wird. Sie bestätigen einzelne konzeptuelle Elemente, erweitern sie und differenzieren das mit den Texten vermittelte Gesamtkonzept. Dies gilt in gleicher Weise für den Bildbezug. Er ist unabdingbarer Bestandteil der Konzeptualisierung, liefert deren Grundlage und dient als referentieller Bezugspunkt; er schafft außerdem die Möglichkeit, mit einem sprachlichen Ausdruck zugleich eine wörtliche und eine übertragene Bedeutung zu evozieren.

³² So die Auskunft des Bundesverbandes der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken am 30.3.1998 in einem Schreiben an den Verfasser.

Dabei bewegen sich die untersuchten Texte semantisch in dem von der Wörterbuchdefinition allgemein umrissenen Rahmen, wie ein Vergleich mit deren informeller Darstellung (vgl. Abschnitt 3.2.1.1) zeigt. Dieser Vergleich weist auch bei einer insgesamt nur geringen Gesamtlänge aller drei Texte auf deutliche semantische Konvergenzen innerhalb einer Kampagne hin, die den Generalslogan auf verschiedene Weise variiert.

In den drei untersuchten Werbungen für die Volksbanken Raiffeisenbanken ist Küste unter dem Gesichtspunkt der Natur ein Ort von Freiheit, Freizeit und Urlaub. Sie eröffnet den Menschen je nach Personenkonstellation verschiedene Erfahrungsbereiche: Sind sie allein, geht es um Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung und um Situationen, in denen man auf sich selbst gestellt und angewiesen ist; sind sie zu zweit, geht es bei Frau-Mann-Konstellationen um *Paarerfahrung*; sind mehrere Personen präsent, werden Elemente von *Gruppenerfahrung* präsentiert. Technik habe ich in den drei Reklamen bisher allein unter dem Aspekt der jeweils präsenten *Fortbewegungsmittel* Kutschwagen, Boot und Yacht angesprochen. Die Reklametexte greifen dabei Elemente von Küstendarstellungen auf, denen über den rein referentiell-sachlichen Bezug hinaus ein in der Tradition von Emblematisierung und Metaphorik historisch entwickelter symbolischer Gehalt³³ zukommt; die Felsen und Klippen weisen dabei auf Gefährdung sowie auf die Notwendigkeit erhöhter Vorsicht und Anforderung an die Handhabung des Schiffes hin. In Form von Leuchttürmen und anderen Signalsystemen sprechen einige Werbungen mit Küstenbildern Einrichtungen aus dem Bereich Technik an, die Seefahrern als Schutzmaßnahmen den sicheren Weg weisen. Dass den der Natur ausgesetzten Menschen die Technik ein Stück Sicherheit bietet, taucht in einer ganzen Reihe von Werbungen als festes Element von Küstenkonzepten auf.

³³ Goedde, Lawrence O. (1996): Das Seebild als Historie und Metapher. In: Giltaij, Jeroen / Kelch, Jan (Hrsg.): Herren der Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Berlin, S. 59–74.

„Weg“ und „Ziel“ – Wörterbuch und Anzeigen der Volksbanken Raiffeisenbanken

Wörterbuch Bünting/Karatas (Hrsg.) (1996)	Anzeigen der Volksbanken Raiffeisenbanken (Abb. 3–5)
<p><i>Weg</i></p> <p>– Vorbereitung</p> <ul style="list-style-type: none"> • unterstützen, richtig zu handeln • richtig handeln • planen <p>– Beginn</p> <ul style="list-style-type: none"> • den Beginn von etw. veranlassen <p>– Bewegung</p> <ul style="list-style-type: none"> • Weiterkommen • (nicht) weiterkommen <p>– Geschwindigkeit</p> <ul style="list-style-type: none"> • etw. wird nicht schnell gehen, sondern noch längere Zeit in Anspruch nehmen <p>– Direktheit</p> <ul style="list-style-type: none"> • sein Anliegen direkt vorbringen, keine Umschweife machen, auch auf Umwegen gelangt man zum Ziel 	<p><i>Weg</i></p> <p>– Vorbereitung</p> <ul style="list-style-type: none"> • helfen (Abb. 3) • nach eigenen Vorstellungen gestalten (Abb. 3); gute Idee (Abb. 4) • investieren (Abb. 4); Investition (Abb. 4) <p>– Beginn</p> <p>– Bewegung</p> <ul style="list-style-type: none"> • Weiterkommen • erfahren (Abb. 3); weiterbringen (Abb. 4); Weg machen (Abb. 5) <p>– Geschwindigkeit</p> <ul style="list-style-type: none"> • Rückenwind (Abb. 4) <p>– Direktheit</p> <ul style="list-style-type: none"> • Unterstützung (Abb. 3); Schwung ins Unternehmen bringen (Abb. 4); Situation meistern (Abb. 5)
<p><i>Ziel</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • etw. erreichen • das Ziel schneller erreichen • Aussichten, Geplantes bald zu erreichen • einen Ort verlassen, (um) einen anderen zu erreichen • nichts erreichen <p>– Umsetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> • verwirklichen <p>– Erfolg</p> <ul style="list-style-type: none"> • erfolgreich sein 	<p><i>Ziel</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • etw. erreichen • Weg machen (Abb. 5) • Umsetzung • Weg machen (Abb. 5) <p>– Erfolg</p> <ul style="list-style-type: none"> • Erfolge (Abb. 4)

4.5 Küste und (Un-)Sicherheit

Die drei untersuchten Werbetexte variieren die den Adressaten und Kunden mit den entsprechenden Krediten in Aussicht gestellte finanzielle Sicherheit, für deren Wahrung Stärke, Kraft und Zuverlässigkeit des beworbenen Instituts bürgen sollen. Die von Meer und Küste ausgehenden Gefahren stehen dabei zwar vor Augen, doch übertönt eine insgesamt von positiven Elementen durchdrungene Szene die bedrohlichen und negativen Seiten, die an der Küste von der Natur auf den Menschen und die von ihm benutzte Technik einwirken. Letztere stellt nun in den gängigen Küstenbildern weitere Möglichkeiten bereit, erwartbaren Gefahren und Bedrohungen zu begegnen. In ähnlicher Ausrichtung wie die Volksbanken Raiffeisenbanken wirbt die Württembergische Versicherung (Abb. 6) mit der Sicherheit, die sie ihren Kunden verspricht. Dazu illustriert auch sie ihren, hier mit einer idiomatischen Redewendung identischen, Slogan „Der Fels in der Brandung“ mit einem Bild einer Felsenküste in Abendstimmung, in der ein auf einem Felsen gebauter Leuchtturm sein Licht ausstrahlt. Optisch ist unter einer links ins Bild ragenden Felszunge ein Text platziert, der die dem Bildinhalt entsprechende Botschaft sprachlich formuliert: „Beruhigend, jemand zu haben, auf den man sich felsenfest verlassen kann.“ Diese allgemein gültige Alltagsweisheit erfährt durch die darunter postierten Textelemente die für die vorliegende Werbebotschaft entscheidende inhaltliche Dimension.

Unter der in vier Teilen in weißen Buchstaben deutlich vom Bilduntergrund abgehobenen ersten Botschaft ist ein horizontal lang gestrecktes graues Rechteck angebracht, das farblich dem Bilduntergrund angepasst ist, sich aber deutlich von ihm abhebt. Im linken Teil ist eine Aktie abgebildet, der rechte enthält einen längeren Text mit einer Zugänglichkeitsbekundung der Versicherung: Sie teilt die Adressen mit, unter denen sie erreichbar ist. Unter diesem Teil ist der elliptische Satz „Auch an der Börse“ postiert. Diese Mitteilung ist als Fortsetzung des vorangehenden Textes kenntlich gemacht (durch Schriftgestaltung, grammatische und semantische Struktur sowie durch Linksbündigkeit). Der graugrundige rechteckige Kasten unterbricht damit einen gesamten Text.

Im dem gleichen zwischen Rosa, Violett und Blaugrau lavierenden Farbton ist eine Anzeige von PreussenElektra (Abb. 7) mit dem Slogan „Auch hier kommt der Strom aus der Steckdose“ gehalten. Das Bild verbindet die Konzeptelemente Gefährdung und Bedrohung mit dem der Isola-

tion: Gegen einen hellen Streifen am Horizont hebt sich dunkel das Haus einer vom Meer umbrandeten Hallig ab. Seine Fenster sind beleuchtet. Der Text dieser Werbung bezieht sich mit spielerischer Untertreibung auf die topographischen Eigenheiten der dargestellten Szene, bringt die Zuverlässigkeit des werbenden Unternehmens und damit die durch Technik gewährleistete Sicherheit der (nicht sichtbaren) Menschen angesichts einer alles andere als freundlichen Natur zum Ausdruck. Zugleich thematisiert er die Beziehung zwischen Ökologie, Technik und Ökonomie, deren Harmonie er für den vorliegenden Fall unterstreicht:

„Ob mitten in der Stadt oder eher etwas abseits, eines ist immer gleich: die verlässliche und preiswürdige Versorgung mit Strom. Das realisieren wir mit wirtschaftlichen und umweltverträglichen Verfahren und indem wir Synergieeffekte durch grenzüberschreitenden Stromaustausch nutzen. Mehr zum Thema im Dialog-Info ‚Qualität‘. Schreiben Sie uns: Fax 0130-4390; PreussenElektra, Tresckowstraße 5, 30457 Hannover.“

Das Element der Isolation und Bedrohung durch das Meer sticht auch in Bild und Slogan einer Werbung für einen Online-Reisebüroservice (my-world) ins Auge (Abb. 8). Von der Luft aus ist hier eine vom Meer umbrandete Hallig zu sehen. Wie in der Werbung für PreussenElektra wird auch hier die Bewegung des beworbenen Produkts zu den dieser Situation von Natur und Technik ausgesetzten Menschen thematisiert, allerdings geschieht dies hier unter Anspielung auf den Spruch vom Berg und vom Propheten: „Wenn Sie gerade nicht zum Reisebüro kommen, kommt das Reisebüro eben zu Ihnen.“ Auch hier verkündet das werbende Unternehmen, die dargestellten Hindernisse zu überwinden und mit dem beworbenen Produkt zu seinen Kunden zu gelangen. Die Hallig gerät in diesen beiden Werbungen zum Ort der Isolation, der Gefährdung und des menschlichen Trotzes gegen eine mächtige Natur mittels menschlicher Erfindung (Technik).

5 Küste, Kleidung, Körper, oder: Küste geht durch die Haut

In der Folge soll nun mit der Art der Bekleidung der dargestellten Personen ein weiterer Aspekt des Verhältnisses von Natur, Mensch und Technik deshalb gesondert betrachtet werden, weil er in Küstenbildern quantitativ wie qualitativ eine zentrale Rolle spielt, so auch in den bisher untersuchten

Beispielen: Die paddelnde Person trägt über einem wasserdichten Anzug eine Schwimmweste, ihr Kopf ist durch einen Helm geschützt. Auch das kutschfahrende Paar trägt wasser- und winddichte Kleidung, beide Personen tragen eine Kopfbedeckung. Die Crew der Yacht ist mit Seglerhosen oder -anzügen gekleidet. Diese Kleidung ist offensichtlich sowohl der jeweils dargestellten Natur als auch den benutzten Gerätschaften zum Teil so weit angepasst, dass sie als *Teil einer auf die jeweiligen Naturgegebenheiten abgestimmten Technik* fungiert.

Diese Beobachtung weist darauf hin, dass Küste, Körper und Haut in einem Verhältnis zueinander stehen, dessen Spezifik durch die jeweiligen Wetterverhältnisse bestimmt wird. Wind und Temperatur spielen dabei ebenso eine Rolle wie soziale Konventionen. In der Primärerfahrung vor Ort wie in der medialen Repräsentation von Küstenbildern tragen sensorisch-körperliche Elemente zur Bildung von Küstenkonzepten bei. Oder anders gesagt: Küste geht durch die Haut. Wie neben der Werbung für Küste gerade auch die mit Küste von dieser Tatsache Gebrauch macht, will ich nun zunächst anhand von Beispielen aus zwei Bereichen (Mode, Parfüm) untersuchen, um dann zu zeigen, dass und wie dabei eingeführte typische Elemente von Küstenbildern in einem anderen Bereich (Auto) verwendet werden.

5.1 Von Kopf bis Fuß auf Küste eingestellt

Die Bekleidungsindustrie passt nicht nur ihre Produkte, sondern auch die entsprechende Werbung den Jahreszeiten und ihren typischen Witterungsverhältnissen an. Die Produktpalette reicht von Badehose und Bikini über Hemden, Hosen und Jacken bis zum dicken Fellmantel mit Kapuze, und immer wieder bieten unterschiedliche Küstenansichten den Hintergrund, vor dem die Modepräsentation in Szene gesetzt wird. Anders als in den bisher untersuchten Beispielen tritt hier die Küste nicht spektakulär in den Vordergrund, sondern erhält den Charakter eines zwar noch besonderen, aber weit weniger spektakulären Dekors. Wo bei der Reklame für die Bank die Besonderheit von dargestellter Situation und Produkt im Mittelpunkt steht, entspricht hier der Alltäglichkeit der Kleidung eine als eher gängig präsentierte Umgebung. Das Außergewöhnliche der Bankenreklame wird in der Modewerbung auf ein weit an das Alltägliche und Normale angenähertes Maß reduziert. Dennoch bleibt die Trennung zwischen „mitten in der

Stadt oder eher etwas abseits“, zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Woche und Wochenende, zwischen Alltag und besonderen Freuden gewahrt. Auch hier finden sich Bilder der Küste als außergewöhnlichem, gleichwohl allgemein zugänglichem Ort. Gerade weil hier dem Alltag angenäherte und in der Praxis wahrscheinlich wenig bewusst wahrgenommene gängige Elemente von Küstenkonzepten aktualisiert werden, benutzen die Kleidungsreklamen sie in ihren Settings. Sie beziehen sich auf sie, rufen sie ab, sie bestätigen und verfestigen sie dabei. Die präsentierte Kleidung schneidert den Models stereotype Elemente von Küstenkonzepten im wahrsten Sinn des Wortes auf den Leib und vermittelt die damit evozierten Zusammenhänge den potentiellen Käufern. Küste wird auf diese Weise in spezifischen Bereichen integraler Bestandteil sozialen Verhaltens und sozialer Symbolik.

Wo mit Küste für Kleidung geworben wird, lassen sich zwei große Tendenzen erkennen: a) Mode im sportlich-legeren, praktischen Freizeitlook. Im Kompositum „Windjacke“ verschmelzen linguistisch mit dem meteorologischen und dem der Kleidung jene zwei referentiellen Bereiche, welche die erste Tendenz entscheidend miterwägen (Abschnitt 5.1.1); b) die dem Englischen entlehnte und damit moderner, wenn nicht anspruchsvoller klingende Komposition „Skipper-Look“. Es handelt sich hier um Produkte einer maritim geprägten Mode (Abschnitt 5.1.2). Letztere kann, wie in anderen Sparten auch, bis zur mehr oder weniger vollständigen sekundären Verwendung von Stücken der Berufsbekleidung und damit zu einem Höchstmaß an Authentizität der Kleidung führen.³⁴

5.1.1 Küste in Modereklamen

Zum Ende eines jeden ersten Quartals verschicken Kauf- und Bekleidungshäuser Prospekte, mit denen sie die für Frau, Mann und Kind aktuelle Frühjahrs- und Sommermode vor küstenspezifischen Hintergründen präsentieren. So lässt, um nur ein typisches Beispiel herauszugreifen, der Prospekt eines Mannheimer Bekleidungshauses (Engelhorn. Mode im Quadrat) sein weibliches Model auf einem *Steg*, einer *Düne*, vor oder auf einer *Mole*, vor

³⁴ Nicht selten hat die Wahl derartiger Kleidung dann eine weitere symbolische Funktion, wenn sie eine alternative oder ökologische Einstellung ihrer Trägerinnen und Träger signalisiert.

einem *Wasserhorizont* (2x) oder auf *Felsen* (3x) posieren. In seinem Titel „Freizeit-Jacken“ nennt der Prospekt nicht nur die beworbene Produktart, sondern verweist auch auf den für sie typischen Lebensbereich der *Freizeit*, der einmal mehr mit küstentypischen Abbildungen in Verbindung gebracht wird. Zugleich definiert die Abbildung einer Frau auf der ersten Seite die Zielgruppe dieser Werbung. Insgesamt entwirft damit die wechselseitige Ergänzung von Wort und Bild schon auf der ersten Seite des Prospekts mit knappen Mitteln ein recht komplexes Küstenbild, zu dem die folgenden Seiten in Wort und Bild weitere Elemente beitragen. Die folgenden sprachlichen Ausdrücke benennen die in den Bildern dargestellten Posen und Szenen und verweisen auf rekurrente und typische Elemente von Küstenkonzepten:

Freizeit-Jacken, sportlich, robust, funktionelle Details, idealer Begleiter für lange Spaziergänge, lässig, festes Material, die schöne Seite des schlechten Wetters, Wasser abweisendes Material.

Küste erscheint einmal mehr als Ort der Freizeit, an dem man (Mensch) mit Hilfe von Technik (hier: der entsprechenden Kleidung) sich der Natur in Form von schlechtem Wetter unbeschadet aussetzen, sich selbst verwirklichen und (zumindest indirekt in Form des idealen Begleiters für lange Spaziergänge) zu anderen Personen (Mensch) in eine soziale Beziehung treten kann.

Auch wenn viele Bekleidungswerbungen mit Küste weitaus wortärmer ausfallen, so verwenden sie die gleichen prototypischen visuellen Elemente von Küstenkonzepten, variieren und differenzieren sie. Dies zeigt eine Mitte März 1998 als einheitliche Zeitungsbeilage verteilte Prospektfolge von „Karstadt-Alsterhaus“ bzw. „Karstadt-Hertie“ mit Oberbekleidung für Männer (acht Seiten), Frauen und Kinder (jeweils vier Seiten).³⁵ Die Männer- und Frauenbekleidung firmiert hier unter einem einheitlichen Logo (Globetrotter).

Die folgende Tabelle listet auf, in welcher Anzahl (einzeln; zu zweit; mehr als zwei) in diesem Prospekt Personen (Frauen, Männer und Kinder) im Zusammenhang mit Bildelementen von Küste in Verbindung gebracht werden.

³⁵ Die Seiten für Frauen und Kinder sind getrennt herausnehmbar, die für Männer zusammengeheftet.

	eine Frau	zwei Frauen	mehrere Frauen	ein Mann	zwei Männer	mehrere Männer	ein Kind	zwei Kinder	mehrere Kinder
Sandstrand	1	1					2	4	
Steinstrand									
Düne									
Mole	1					1			
Steg					2		1		
Fels				1		1			
Leuchtturm						1			
Wasserhorizont	1	1							
Schiff	1								
unbestimmt	1			1					

Auch wenn sie quantitativ keinerlei Anspruch auf Repräsentativität erheben kann, liefert die Ungleichverteilung der Kombinationen einen ersten Hinweis auf eine mögliche Hypothese. Kinder kommen ohne Sand nicht vor, denn selbst das auf einem Steg sitzende Kleinkind hat seine Füße im Sand, auf dem der Steg liegt. Das Vorkommen von Männern konzentriert sich um Mole, Steg, Leuchtturm und Fels, während im vorliegenden Fall Frauen nicht zusammen mit Steg, Leuchtturm und Fels präsentiert werden. Da der zuvor untersuchte Prospekt sein Model durchaus mit Mole, Fels und Steg zeigt, könnte es sich bei dem in der Tabelle beschriebenen Fall um eine Eigenart

des vorliegenden Prospekts handeln. Eine weiter reichende Untersuchung müsste der Frage nachgehen, ob für die hier festgestellte Ungleichverteilung innerhalb der Reklamen für Damenbekleidung unter Umständen nicht die bestimmten Arten der beworbenen Kleidung so korrelieren, dass „wetterfestere“ und „dickere“ Kleidungsstücke eher mit „harten“, leichtere Bekleidung dagegen eher mit „weichen“ Küsten und Küstenelementen korreliert werden, wie dies für Kinder und Kinderbekleidung der Fall zu sein scheint.

5.1.2 Werbung für Mode mit maritimem Einschlag

Da es auch bei der Modewerbung um die Vermittlung von „Emotionen“ geht, spielen hier stereotype Versatzstücke von Küstenbildern eine wichtige Rolle. In geradezu modellhafter Weise zeigt dies eine siebenteilige Präsentation von Kleidungsensembles, welche die Frauenzeitschrift *Freundin* im Spätjahr 1997 ihren Leserinnen bot. Auch hier (Abb. 9–11), wo es dabei nicht um reine Werbung, sondern um redaktionell gestaltete Produktpräsentation mit Hinweisen auf Hersteller, Beschaffenheit und Preis des Produkts geht, kommen gängige Elemente prototypischer Küstenbilder zum Tragen. Schon der Titel des Beitrags

„Blue Marine. Der Klassiker gibt sich als Winterschönheit: nobel, feminin, sportlich“

verbindet programmatisch Elemente eines durch Wetterverhältnisse geprägten herbstlich-winterlichen Küstenbildes („Blue Marine, kalte Jahreszeit, Sportlichkeit“) mit denen eines spezifischen Frauentyps („nobel, feminin, sportlich“). Dazu kommt eine dominant in Blau und Weiß gestaltete Farbgebung nicht nur von Kleidung, Dekor und Landschaft, sondern auch der Schriftgestaltung: Auf dunkelbraunem Untergrund ist der Text mit weißen (auf hellblauem Untergrund in schwarzen) Buchstaben gesetzt. Auch hier besteht die Tendenz, durch Koorientierung aller Präsentationsebenen einen Homogenisierungseffekt durch ein hohes Maß an Ikonizität zu erzielen. Da „Blue Marine“ dunkelblau gedruckt ist, kommt es zu einem selbstreferentiellen mimetischen Effekt: Die Farbe des sprachlichen Ausdrucks entspricht seiner Bedeutung. Der gesamte Beitrag entfaltet in Wort und Bild die in der Überschrift eingeführten konzeptuellen Elemente „maritim“ (MAR), „Sport“ (SPO), „nobel“ (NOB), „Wetter“ (WETT) und verbindet

sie mehrfach miteinander (vgl. Küstenmode/Konzepte), wie die folgende Aufstellung der in den Texten verwendeten Zentralbegriffe zeigt:

„Yachtclub-Feeling“	MAR	SPO	NOB
„Skipper-Look“	MAR	SPO	NOB
„Freizeitmatrosen lieben den Fashion-Kick“	MAR	SPO	NOB
„Freizeittörn“	MAR	SPO	NOB
„Goldknöpfe“	MAR		NOB
„Geprägte Silberknöpfe“	MAR		NOB
„Landgang“	MAR		
„Seemannsgarn“	MAR		
„Meerjungfrauen küßt man doch!“	MAR		
„U-Bootausschnitt“	MAR		
„Rippstrickkleid“	MAR		
„Superfang“	MAR		
„Sportlicher Skipper-Look“	MAR	SPO	
„Wetterfester Nylon-Caban“	MAR	SPO	WETT
„Ringelkapuzenshirt“	MAR	SPO	
„Ringelshirt“	MAR	SPO	
„Ringelpulli“	MAR	SPO	
„Ringelpulli“	MAR	SPO	
„Zipperpulli“	MAR	SPO	
„Ripprolli“	MAR	SPO	
„Rolli mit unterschiedlich breiten Ringeln“	MAR	SPO	
„Beutel“	MAR	SPO	

„Schal“		WETT
„Wollhose mit geknöpftem Latz“		WETT
„Ausknöpfbare Zweitjacke aus Flauschstoff“		WETT
„Lambswoolpulli mit Stehkragen und Zipper“		WETT
„Mütze“	SPO	WETT
„Mütze“	SPO	WETT
„Gummierte Cabanjacke mit Steppfutter“	MAR	WETT
„Gummistiefel“	MAR	WETT
„Gummistiefel“	MAR	WETT
„Strick macht den Look extra locker“	SPO	
„Rucksack“	SPO	
„Turnschuhe“	SPO	
„Schriftzug“		NOB
„Designer-Logo“		NOB
„Fällt man so garantiert auf“		NOB

Die meisten der in dieser Liste aufgeführten Nomina haben in dem Artikel einen direkten Bildreferenten, der durch Angaben zu Qualität, Hersteller und zumeist auch zum Preis des Produkts zusätzlich spezifiziert wird. Die von den Matrosenhemden bekannten Querstreifen bilden in mehrfacher Variation eine Art optisches Leitmotiv des Beitrags.

Spielerisch bringt er in zwei Fällen das schon anhand der Volksbanken-Raiffeisenbanken-Reklame analysierte Verfahren der Demetaphorisierung ins Spiel und verwendet eine Defiktionalisierung als weiteren semantischen Prozess: Die metaphorische Rede von „schönem Seemannsgarn“ wird durch die bildliche Darstellung doppelt demetaphorisiert, das heißt auf die

dargestellte wörtliche Ebene bezogen – zum einen durch den Wortkontext durch „Strick macht den Look extra locker“ (Wort-Wort-Bild) und durch den Bezug auf den Strickpullover des posierenden Modells im Bild, zum anderen durch den Bezug auf das im Bild dargestellte Garn des Fischernetzes (Wort-Bild).

Die fiktionale Gestalt der Seejungfrau, auf welche die Behauptung „Seejungfrauen küßt man doch!“ zurückgreift, wird im Bild als reale Frau dargestellt, deren Pose zumindest entfernt an die der Kopenhagener kleinen Seejungfrau erinnert (Wort, Bild, Bild).

In den Bildern tauchen als küstenspezifische Elemente auf: Badehäuschen, Boot, Bootsrumpf, Bootssteg, Fischernetze, Rettungsring, Steinstrand, Tauen, Wasser.

5.1.3 Verfremdungseffekte: Küste mit Kleidung und in der Kaffeetasse

Die soweit untersuchten Konstellationen von Kleidung, Küste und Pose konstituieren ein breites Feld von „Normalfällen“ küstenadäquater Verhaltensmuster. Sie zielen auf Setzung und Durchsetzung impliziter Normen ab, welche die Art der Kleidung (was zieht man an der Küste an) und deren Ausführung ebenso mitbestimmen wie das entsprechende Verhalten und Handeln der gekleideten Personen. Vor dem Hintergrund der mit diesen Normen konstituierten Erwartungen setzen einige Werbungen wie die beiden folgenden Parfümwerbungen auf Verfremdungseffekte.

So die engelhaft auf einem weißen Strand stehende langhaarige Blondine, die den weiten Rock ihres weißen Abendkleides wie Taubenflügel breit entfaltet. Sie posiert in selbstgefälliger Haltung vor einem tiefblauen Meer mit einem hellen Gischtstreifen. Die Rockflügel heben sich vor dem tiefen Blau des Wasserhorizontes ab und vor einem nach oben hin hellen, in gleich tiefes Blau übergehenden Himmel. Die am rechten Bildrand postierte übergroße Parfümflasche ist in den gleichen Farbtönen wie Strand und Kleid gehalten. Die Küstenszene illustriert den Namen des beworbenen Produkts: „Clear Day“ von Aigner. Der doppelte Kontrast zwischen den Normalerwartungen der Betrachter und dem Inhalt der dargestellten Szene sowie zwischen der Größe der Frau und der Größe der Flasche verleiht der Gesamtkonstellation symbolhafte Züge.

Gegen die Normalerwartungen für das Verhalten an Strand und Küste verstößt auch der Inhalt des Schwarz-Weiß-Bildes (Abb. 12) einer der Wer-

bungen für „Lanvin l’homme; der neue Duft für den Mann“. In voller offizieller oder festlicher Montur (dunkler, zugeknöpfter Anzug, geknotete Krawatte) läuft ein junger Mann dynamisch wie ein Sprinter (nach vorn geworfener, angewinkelter rechter und nach hinten ausgestreckter linker Arm) durch das von seinem Laufschrift aufgewirbelte flache Gischtwasser. Sein lachendes Gesicht deutet darauf hin, dass ihm Spaß macht, was er gerade tut. Warum er dies tut, lässt sich aus dem Bild allein nicht erschließen.³⁶

Zwar verstoßen beide Werbungen mit der gezeigten Konstellation von Kleidung und Strand gezielt gegen die für derlei Situationen gültigen Normalerwartungen, doch entsprechen sie auf anderen Ebenen zugleich küsten- und strandspezifischen Verhaltens- und Erwartungsmustern: Wie aus der Analyse der anderen Werbungen ersichtlich, sind Küste und Strand Orte der Freiheit (vom Alltag und seinem Zwang), wo man den Gedanken, Seelen und Körpern einen freien (sportlichen) Lauf lassen, wo man genießen und sich ein Stück weit selbst verwirklichen kann. Genau diesen Aspekt spricht die Rückseite des *Tchibo Magazins* (März 1998) an: Auf zwei Bildern breitet eine sportlich-sommerlich weiß und gelb gekleidete Frau ihre Arme an einem Sandstrand aus und illustriert mit ihrer Haltung den Slogan „Sana. Sanfter Genuß bei vollem Aroma“, dessen Tenor ein kleiner gesetzter Anzeigentext fortsetzt:

„Für alle, die bewußt leben und auf Genuß nicht verzichten möchten, bietet Sana den schonenden Kaffeegenuß mit vollem Aroma. Sanft von Koffein, Reiz- und Bitterstoffen befreit, können Sie Sana unbeschwert genießen.“

Interessant ist die Doppeldeutigkeit, mit welcher der letzte Satz zur Entwicklung der Genussvorstellung beiträgt; denn sowohl die beworbene Kaffeesorte als auch die Adressaten können „sanft von Koffein, Reiz- und Bitterstoffen befreit“ sein. Das ‚Reizklima‘ der Küste, die ‚Sanftheit‘ von Sandstrand und Dünen, die Küste als Ort der Freiheit passen konzeptuell zu den mit den beiden Fotos dargestellten prototypischen Elementen. Auf den

³⁶ In einigen Fällen folgen in direktem Anschluss auf den beiden nächsten geraden Seiten des jeweiligen Magazins zwei weitere Werbungen für das gleiche Produkt: In gleicher Bekleidung hält der Mann ein nacktes Baby auf seinem Arm (Abb. 13). Interpretiert man die zweite Szene als zeitliche und inhaltlich motivierte Folge der ersten, dann könnte das Baby (seine Rettung?) Ziel des Mannes gewesen sein. Die dritte Werbung zeigt zwei Flakons des beworbenen Produkts (Abb. 14).

ersten Blick bildet auch hier die Zusammenstellung der Bilder (zweimal Frau am Strand und zwei Frauenhände, die eine mit dunklem Kaffee gefüllte weiße Tasse umschließen) einen Kontrast, der jedoch auf zwei Ebenen ausgeglichen, wenn nicht sogar aufgehoben wird: durch die aufeinander abgestimmte Farbgebung aller Teile der Werbung sowie die im Bild nahe gelegte Gemeinsamkeit der olfaktorischen Komponente der Wahrnehmung von Küste wie Kaffee.

5.2 Frauen, Männer, Küsten

An Küsten, so haben einige der soweit untersuchten Werbetexte gezeigt, begegnen sich Paare. Dass deren erotische und sexuelle Beziehung zu großen Teilen körperlich bestimmt ist, dass sie durch und unter die Haut geht, ist Zentralthema zahlreicher Werbungen der Parfümindustrie. Dabei liefert die Küste mit Strand, Sand und Wasser ein immer wieder herangezogenes Dekor für die Darstellung von Paaren.

So in einer Reklame für „Eternity for Men“ (Calvin Klein). Deren Schwarz-Weiß-Foto (Abb. 15) präsentiert vom Oberschenkel aufwärts ein umschlungenes Paar; beider Blicke sind in die Ferne gerichtet und gehen links am Betrachter in unterschiedlicher Richtung vorbei. Er hat die Ärmel seines langarmigen weißen Hemdes aufgekrempt, das aus seiner vermutlich nassen Hose herausgezogen ist und seinen weitgehend entblößten, muskulösen und durchtrainierten Oberkörper sehen lässt. Er hat ein markantes, fast kantiges Gesicht, ist ein „nordischer“, vermutlich blonder Typ. Sein rechter Arm hängt nach unten, die Hand ist erkennbar, sein linker Arm ist hinter ihrem Rücken verborgen. Ihr Gesicht geht ins Ovale, sie hat lange, hinter dem Ohr nach hinten fallende, eher dunkle Haare. Sie trägt ein schwarzes, durchnässtes T-Shirt-Kleid, dessen Saum sie mit der linken Hand auf Höhe des linken Oberschenkels gerafft hält. Ihren nackten rechten Arm hat sie leicht oberhalb der Hüfte ihres Partners auf dessen Haut gelegt. Ihre rechte Schulter lehnt sie mit Hautkontakt an seine Brust, ihre rechte und seine linke Hüfte berühren sich. Man ist sich offensichtlich nahe und sehr ernst. Etwas über der oberen Bildhälfte bilden Felsen eine Horizontale. Sie hebt sich vor einem verschwommenen hellen Grund ab, der keine Grenze zwischen Strand und Wasser erkennen lässt. Dass die Frau ihr Kleid gerafft hält, lässt vermuten, dass ihr Partner und sie im seichten Wasser stehen könnten. Rechts unten ist die rechteckige, fast schon ans Quadra-

tische heranreichende Flasche zu sehen, die über einen aufgesetzten Drehverschluss verfügt.

Diese Werbung bringt auf mehreren Ebenen komplementäre Elemente zusammen:

weiblich – männlich

nackt – bekleidet

Sand – Fels/Stein

Wasser – Land

feucht – trocken

weich – hart

rund – kantig

Dass einige von ihnen schon in den bisher untersuchten Beispielen eine Rolle gespielt haben, ist kein Zufall, sondern stimmt mit durchgängigen Tendenzen bei der Zusammenstellung typischer Elemente von Küstenkonzepten überein. Sie bilden *zwei Pole, eine weibliche und eine männliche Küste*. Es ist zu vermuten, dass sich die entsprechende Konzeptualisierung mit der holländischen Seemalerei des 17. Jahrhunderts herausgebildet hat, denn wenn dort überhaupt Frauen vorkommen, dann in Küstenbildern mit Sandstränden und Dünen oder mit Hafenszenen. Im vorliegenden Fall werden mit dem Paar Attribute aus beiden Bereichen in einem Bild vereint.

Wenn nun, wie in der untersuchten Modewerbung, Frauen mit Elementen männlicher Küsten (zum Beispiel Fels/Stein, hart, kantig) zusammen präsentiert werden, dann in aller Regel mit einer mehr oder weniger dichten Kleidung als Schutzhaut oder eben in Begleitung eines schützenden männlichen Partners.

6 Küste und Lebensgeschichten

Nach allen Analysen einzelner Bereiche der Küstenwerbung ist noch der biographische Bereich anzusprechen; denn die Werbung präsentiert Küste als Ort, an dem nicht nur spezifische Einzelsituationen stattfinden, sondern sich ganze Lebensgeschichten zu einem prototypischen biographischen und

sozialen Konzept verdichten. Zwar reicht dieses nicht von der Wiege bis zur Bahre, es umfasst aber immerhin jene Geschichten, die zu allen Zeiten und in allen Medien erzählt und im richtigen Leben vor- oder nachgelebt werden:

- von der ersten intimen Begegnung zweier junger Menschen („Am Anfang war ein Rotring“; ein junges Paar hält sich stehend in den Dünen Stirn an Stirn umschlungen);
- von ihren weiteren intimen oder erotischen Beziehungen („Griechischer Wein / Verführung der Sinne“; ein junges Paar sitzt auf einer Terrasse an einem Tisch mit dem Rücken zum Meer, beide haben eine Hand am Stiel eines je halbvollen Weinglases);
- von ihren gemeinsamen (Urlaubs-)Erlebnissen (Griechenland: „Gewählt zu den ruhigsten Stränden der Welt. Von Milliarden Muscheln“; ein Paar liegt allein an einem Sandstrand);
- von Familien, die am Strand mit ihren Kindern und anderen Familien einen „kinderfreundlichen“ Urlaub verbringen („Schleswig Holstein: Meer und Mehr“; vor einem Strandkorb veranstaltet ein Mädchen vor zwei Familien – weitere zwei Kinder, zwei erwachsene Paare – eine Strandmodenschau);
- vom gleichzeitigen Aufenthalt mehrerer Generationen am Strand (Abb. 16): Chrom Azzaro; „Solange es Männer gibt“; zwei Männer unterschiedlichen Alters und ein Junge vor einem nicht genau bestimmbar, jedoch in Richtung Sandstrand gehenden Hintergrund; aufgrund der Ähnlichkeit in den Gesichtern könnte es sich um Großvater, Sohn und Enkel handeln);
- von Problemen, die man als Paar bei einem gemeinsamen Strandspaziergang besprechen kann („Über Organspende spricht man nicht. Oder vielleicht doch?“; ein wohl eher mittelalterliches, in Rückenansicht dargestelltes Paar läuft auf einem Kieselstrand am Wasser entlang auf eine in das Meer reichende Felsenformation zu); usw., usw.

In allen genannten Fällen wird die enge Verbindung von Küste mit Freiheit, Freizeit und Urlaub mit einem Hintergrund präsentiert, vor dem sich ein Teil unseres Lebens abspielt. Wo diese Elemente nicht durch primäre Erfahrung bestätigt sind, können sie durch die Werbung zu einer solchen Bestätigung anreizen. Genau dies streben die Werbungen für Küste an, die aus diesem Beitrag weitgehend ausgeklammert und nicht eigens thematisiert wurden. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, dass sie sich von den

hier untersuchten Beispielen der Werbung mit Küste konzeptuell auch dann nicht grundlegend unterscheiden, wenn sie weitere Aspekte thematisieren.

7 Konzeptmischung und -durchdringung

Die schon in mehreren Werbetexten analysierten Prozesse der Einführung gleichzeitiger wörtlicher und übertragener Bedeutung und deren Funkzionieren im Text-Bild-Zusammenhang führt zu einer Mischung von Elementen unterschiedlicher konzeptueller Domänen (*conceptual blending*). Bei der auf Vermittlung eines Markenimages angelegten Kampagne soll diese Mischung schließlich zu einer festen Verbindung und Durchdringung der herangezogenen Domänen führen.

Küste, so haben die bisherigen Analysen gezeigt, geht immer auch durch die Haut, die dort durch entsprechende *Technik* vor der *Natur* geschützt wird, wo dies zum angenehmen Leben und nicht zum Überleben an der Küste erforderlich ist. Es ist sicherlich kein Zufall, dass viele der hier nicht untersuchten Autoreklamen eine Vorliebe für die Präsentation der Produkte vor einem felsigen Hintergrund und in isolierter Situation zeigen: Die Karosserie hat hier den Charakter einer Schutzhaut, das Auto wird zum Refugium, zum sicheren Begleiter in die Gefahren der Welt und der Natur.

In geballter Weise spricht eine Reklame des Hauses Toyota eine ganze Reihe küstenspezifischer Konzeptelemente an, die für den „FunCruiser“ mit dem Slogan „Das neue FunCruiser Cabrio. Soviel Spaß muß sein“ in tiefschwarzer Schrift wirbt. In Bild und Wort verbindet sie dabei Eigenschaften des beworbenen Autos mit küstenbezogenen Wünschen und Zielvorstellungen des (vor allem weiblichen?) Zielpublikums.

Auf zwei kleinen, links untereinander postierten Bildern sieht man einen Wagen auf einem *Sandstrand* auf den Betrachter zu- und darunter auf einer Straße von ihm wegfahren. Ein drittes großes und dominierendes Foto zeigt den Wagen in Seitenansicht an einer *flachen Küste* entlangfahrend. Hinter dem Steuer sitzt in allen drei Fällen eine *Frau*.

Die Worte dieser Werbung sprechen nicht nur die für das Konzept *Freizeit* konstitutiven Elemente ‚Spaß‘ und ‚Erlebnis‘ an, sondern thematisieren in tiefschwarzer Schrift in einem weiteren Teil des Slogans die positiven Seiten des direkten Hautkontakts mit der Sonne: „Der FunCruiser. Jetzt mit

eingebauter Sonnenbank.“ Der rechts oben postierte, in kleinerer Punktzahl und grau gesetzte Haupttext:

„Nichts gegen vornehme Blässe. Aber ein bißchen Sonne könnte Ihnen nicht schaden. Unser Vorschlag: eine Probefahrt im neuen FunCruiser Cabrio. Das macht erstens Spaß und zweitens braun – wobei knackige 94 kW (128 PS) und permanenter Allradantrieb sogar beides beschleunigen. Für den serienmäßigen Schutzfaktor wiederum sorgen u. a. Doppelairbag und A. B. S. Na? Haben Sie jetzt Lust, ein bißchen Sonne zu tanken? Dann auf zum freundlichen Toyota-Händler – aber Eincremen nicht vergessen.“

Ich hoffe, ich konnte mit den vorgelegten Analysen zeigen, dass die folgende Weiterführung des Reklametextes Kernpunkte einer hier nicht weiter vorgestellten Analyse zusammenfasst: Und dann, so könnte man fortfahren, nichts wie ab an die Küste in der *Freizeit* mit ihrer *Freiheit* und *Freizügigkeit*. Sonne tanken, Bräune holen, sich vor Sonnenbrand schützen, knackige Frauen- und Männerkörper begucken und vielleicht noch etwas mehr, und all dies mit allem, was man so an *Sicherheit* braucht, wenn man ein aktuelles Produkt der *Technik* benutzt, um *Mensch* mit *Mensch* und diese mit der *Natur* an der *Küste* in Kontakt bringen.

Literatur

- Bätschmann, Oskar (1989): Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750–1920. Köln.
- Barthes, Roland (1964): Rhétorique de l’image. In: Communications 4, S. 40–51; dt. (1964): Rhetorik des Bildes. In: Alternative 54, S. 107–114.
- Blond, Georges (1975): Musketiere der Meere. Logbuch der Freibeuterei. Herrsching.
- Bünting, Karl Dieter / Karatas, Ramona (Hrsg.) (1996): Deutsches Wörterbuch. Chur.
- Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. (Hrsg.) (1997): Mit Rückenwind in das zweite Jahrzehnt der erfolgreichsten Werbekampagne im deutschen Bankenmarkt. Gestaltung: Center-Werbung GmbH. Bonn.
- Corbin, Alain (1990): Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main.

- Downs, Roger M. / Stea, David (1982): Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. New York.
- Eco, Umberto (1972): Einführung in die Semiotik. München.
- Foster, Norman (1990): Auf den Spuren der Pilger. Die großen Wallfahrten im Mittelalter. Augsburg.
- Goedde, Lawrence O. (1996): Das Seebild als Historie und Metapher. In: Giltaij, Jeroen / Kelch, Jan (Hrsg.): Herren der Meere – Meister der Kunst. Das holländische Seebild im 17. Jahrhundert. Berlin, S. 59–74.
- Gregory, Derek (1994): Geographical Imaginations. Cambridge/MA u. Oxford.
- Joly, Martine (1993): Introduction à l'analyse de l'image. Paris.
- Joly, Martine (1994): L'image et les signes. Approche sémiologique de l'image fixe. Paris.
- Kluge, Friedrich (1963): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 19. Auflage, bearbeitet v. Walther Mitzka. Berlin.
- Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago.
- Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors We Live by. Chicago.
- Ohler, Norbert (1991): Reisen im Mittelalter. München.
- Radden, Günter (1992): The Cognitive Approach to Natural Language. In: Pütz, Martin (Hrsg.): Thirty Years of Linguistic Evolution. Amsterdam u. Philadelphia, S. 513–541.
- Rohrer, Tim (1997): Conceptual Blending on the Information Highway: How Metaphorical Inferences Work. <http://philosophy.uoregon.edu/metaphor/iclacnf4.htm> (kontaktiert: 25.6.2005).
- Roters, Eberhard (1995): Jenseits von Arkadien – die romantische Landschaft. Köln.

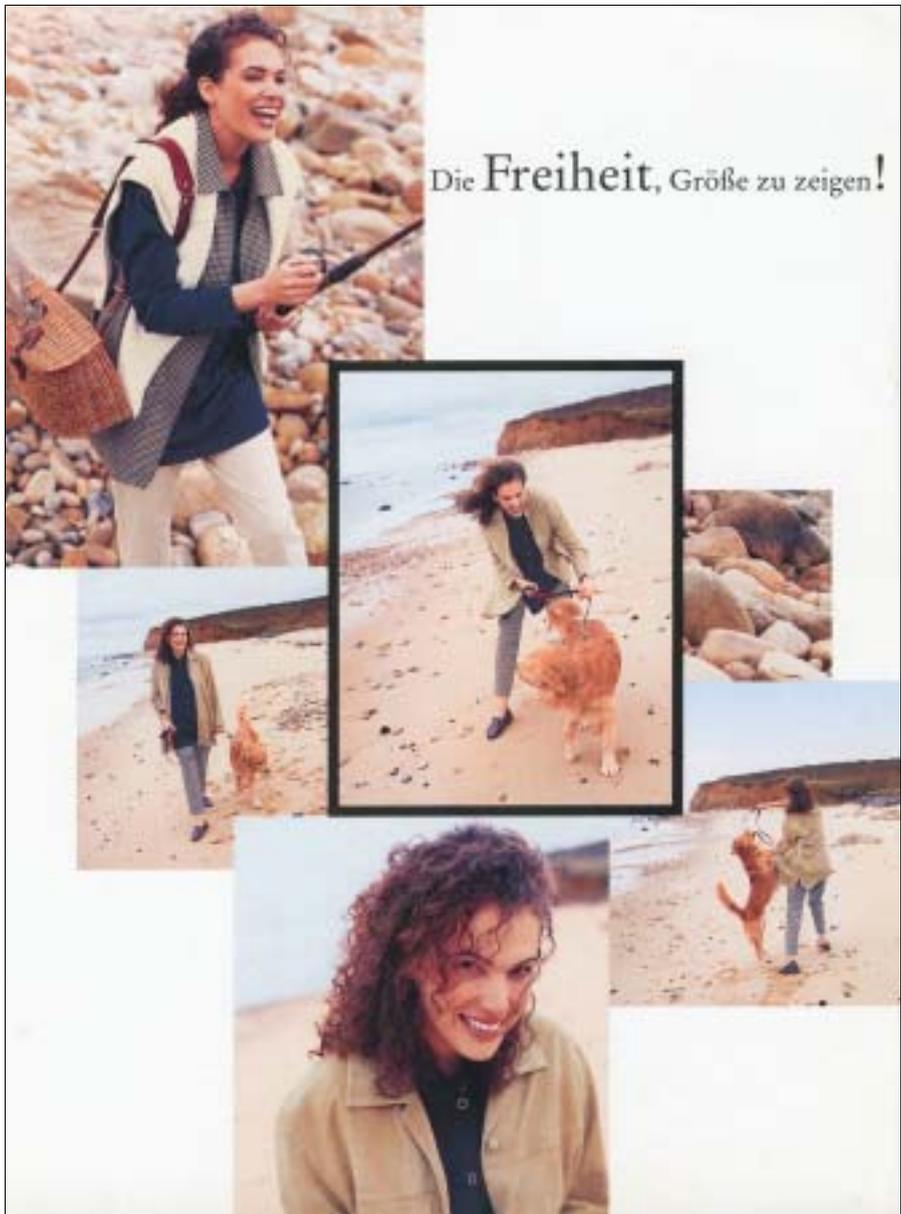


Abb. 2

Wir machen den Weg frei

Mehr Unabhängigkeit erfahren.

Sie möchten Ihr Leben nach eigenen Vorstellungen gestalten. Wir helfen Ihnen dabei. Mit der Unterstützung eines leistungsfähigen Partners behalten Sie bei der Realisierung Ihrer Pläne immer die Zügel in der Hand.

Die Volksbanken Raiffeisenbanken im Internet:
www.vrb.de

VR Raiffeisen

VR Volksbanken Raiffeisenbanken

Die Volksbanken Raiffeisenbanken arbeiten im Finanzdienstleistungsverbund (FR) RANK, GfK Bank, WSK Bank, WVG Bank, Raiffeisenbank Braunschweig, HSH, DKB ITF Deutsche Dienstleistungsbank Hypothekendarlehen, 100% Deutsche Immobilien Finanz AG, Internationale Hypothekendarlehen AG, E-V Versichert, Team Investment, VBL Vermögens

Abb. 3



Beruhigend,
jemanden zu haben,
auf den man sich
felsfest verlassen kann.



Wenn Sie mehr über uns erfahren wollen,
rufen Sie ab 10h ansonst. Sie erreichen Sie gerne
Württembergische Versicherungsgesellschaft,
Königsplatz 100, 70372 Stuttgart,
Telefon 07 11 90 14 11, Telefax 07 11 90 14 10
Internet: <http://www.wuerttembergische.de>
E-Mail: kauf@wuerttembergische.de

Auch an der Börse.

 **Württembergische**
VERSICHERUNG

DER FELS IN DER BRANDUNG

Abb. 6

**AUCH HIER KOMMT DER STROM
AUS DER STECKDOSE.**

Ob nun in der Stadt oder eher etwas abseits, eines ist immer
gleich: die zuverlässige und preiswürdige Versorgung mit Strom. Das
realisieren wir mit wirtschaftlichen und umweltschonenden Ver-
fahren und indem wir Synergieeffekte durch grenzüberschreitenden
Stromtausch nutzen. Mehr zum Thema in Dialog-Info „Qualität“.
Schreiben Sie uns:
Fax 01 30 - 41 90, PreussenElektra, Teschkowstr. 5, 30457 Hannover

PreussenElektra
MIT IHREM PARTNER

e-mail: dialog@preussenelktra.de

PreussenElektra. Um ANSTANDIGES SICH VERHA...
© PreussenElektra

Abb. 7

Wenn **Sie** gerade **nicht**
zum **Reisebüro**
kommen,

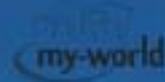


kommt das **Reisebüro**
eben **zu** **Ihnen.**

Die volle Freiheit der Urlaubswelt muss lebendig
bleiben: vom Reisebüro. Oder zum Computer
Einfach einschalten, und die Urlaubsweltung
kann sofort beginnen - bei my-world. Sie
erwartet Sie ein riesiges Reiseangebot,
kompetente Vermittler. Zum Beispiel
exklusiver Club-Urlaub mit traumhafte
Küstentouristen. Oder Sie informieren sich über
das umfangreiche Last-Minute-Programm.

Wie auch immer, kann in my-world auch
abgeben, spielen, sich umfassend informieren
und beraten lassen, oder Menschen kennen-
lernen. Nachfragen?
Dann rufen Sie an: 0800/345100.
Gleich anfragen!

Internet: www.my-world.de
T-Online: »my-world«


my-world. Hier ist alles drin.

my-world ist ein Service von WELT NET Services in Zusammenarbeit mit: T-Online, die Marke für: Mobil, IBM, Hewlett-Packard, Bestermann, Bestmann, Bestnet, Siemens, Sun, USA, Sony, Computer Entertainment, Tallinn und T-Online.

Abb. 8

**BLUE
MARINE**

Der Klassiker
gibt sich als
Winterschönheit;
nobel, feminin,
sportlich

Yachtclub-Feeling.
Edeltrench aus
elastischem Kunstfaser-
Mie: Jean Paul, um
640 Mark; gerade
Hose aus Strickjersey
(Kunstfaser-Mix);
Benetton, um 130 Mark;
Koll: Connemara;
Kappe: FWS; Schall: La
Bretagne; Dandy-
slipper: Hechung

Abb. 9



Abb. 10

Schönes Seeranzengarn: Strick macht den Look extra locker. Zipperpulli mit Schriftzug (Landswool): Meer & Meer, um 140 Mark; Feinstrickhose mit Zierknöpfen an der Hüfte (Wolke): Blanc Bleu, um 210 Mark; Rieselohr: Meridi Sports



© Fendi

Abb. 11

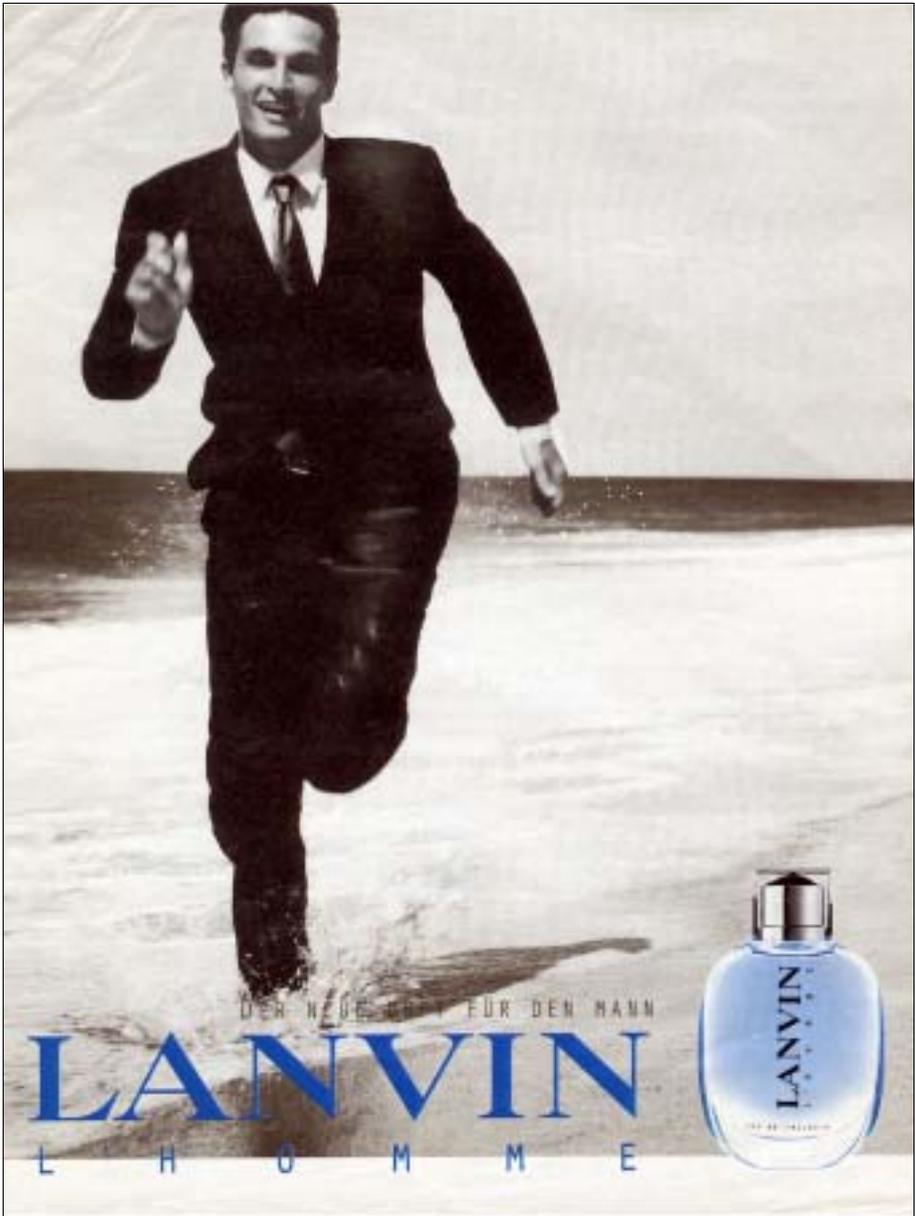


Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14

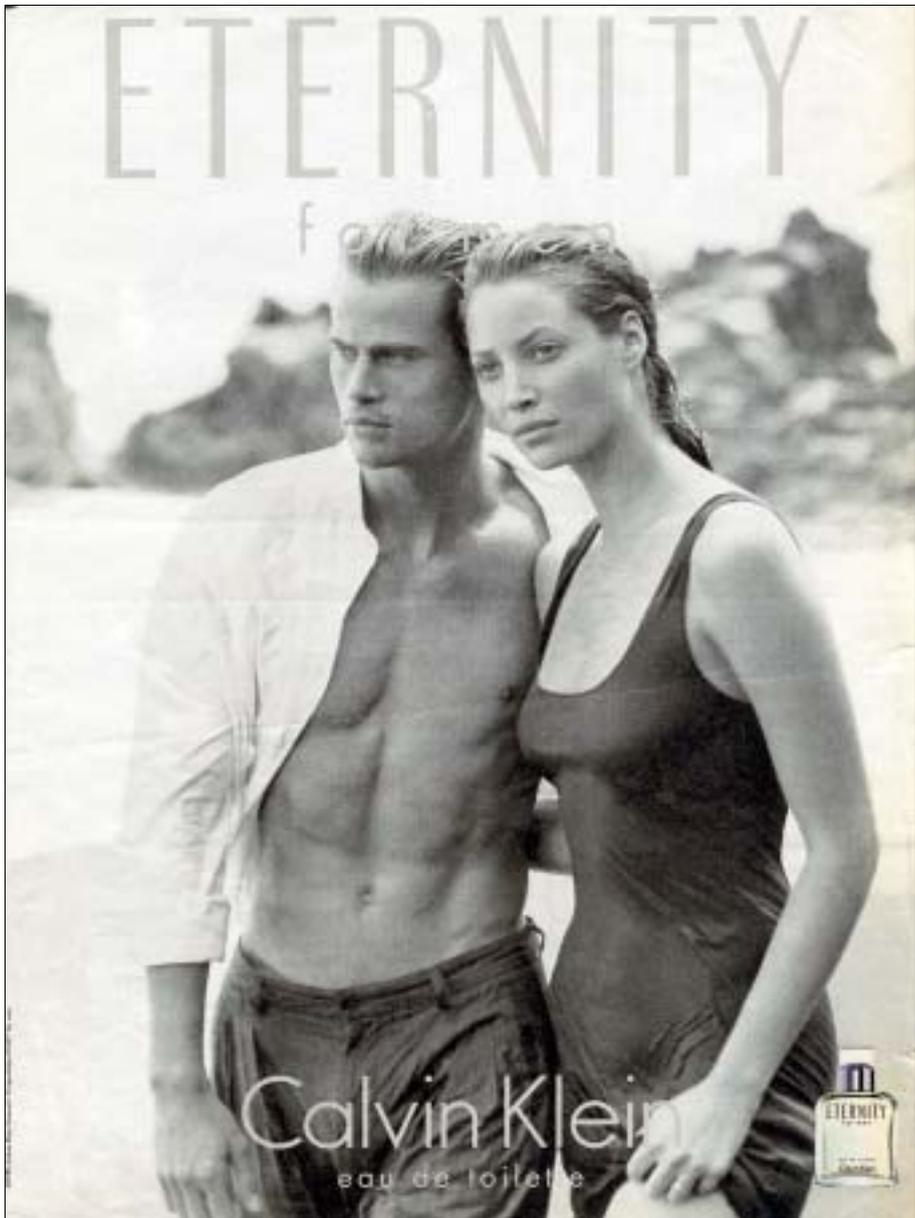


Abb. 15



Abb. 16

Modelle: Naturwissenschaftlich-mathematische Konstrukte der Küste

Hans von Storch, Jens Kappenberg, Rolf Riethmüller

Küstenforschung als naturwissenschaftliche Disziplin hebt ab auf das Verstehen des Zustandes und der Änderungen der Küste. Dabei geht es sowohl um die Analyse gegenwärtiger Zustände und Veränderungen als auch um die Rekonstruktion vergangener Vorgänge. Eine zentrale Anwendung ist die Fähigkeit, zukünftige Entwicklungen abschätzen oder sogar prognostizieren zu können. Ein wichtiger Aspekt ist die Unterscheidung natürlicher und anthropogener Ursachen.

Aus geophysikalischer Sicht ist die Küste der Ort, in dem Strömungen und Winde Energie und Material zwischen Meer, Atmosphäre und Land austauschen und verteilen. Dadurch wird die Küste in Raum und Zeit umgestaltet. Energie wird aus der Luft eingetragen durch Winde, die Seegang und Sturmfluten bewirken; Gezeiten und die aus ihnen resultierenden Strömungen hingegen sind astronomischen Ursprungs. Strömungen transportieren Materialien wie Meerwasser, Süßwasser (das durch Flüsse oder Niederschläge in das System eingespeist wird) und Schwebstoffe (Agglomerate aus Tonmineralien, Sand und organischem Material) oder Pflanzen und Tiere.

Hinzu kommen anthropogene Problemstoffe wie Nährstoffe aus Abwässern und Landwirtschaft, Schwermetalle (wie Blei, Cadmium, Quecksilber in verschiedenen Bindungsformen) und die Vielzahl organischer chemischer Verbindungen, die als *persistent organic pollutants* dauerhaft in den Sedimenten und Organismen der Küstenbereiche verbleiben.

In dieses geophysikalische System eingebettet sind das biologische System und der Mensch mit seinen vielfältigen Aktivitäten; diese drei zusammen machen das Ökosystem aus. Das geophysikalische System bedingt die Ausprägung des biologischen Systems. Ein Beispiel ist die Durchmischung der Wassersäule und die damit verbundene Selbstab-

schattung der Algen. Die biologischen Prozesse wirken zurück auf das geophysikalische System, etwa auf die Festigkeit des Meeresbodens oder der Dünen gegenüber den Kräften der Tidenströmungen und des Windes. Beide Systeme prägt der Mensch entscheidend mit: etwa durch die Festlegung der Küsten mit Deichen und Dämmen, durch die Fischerei oder Freizeitaktivität.

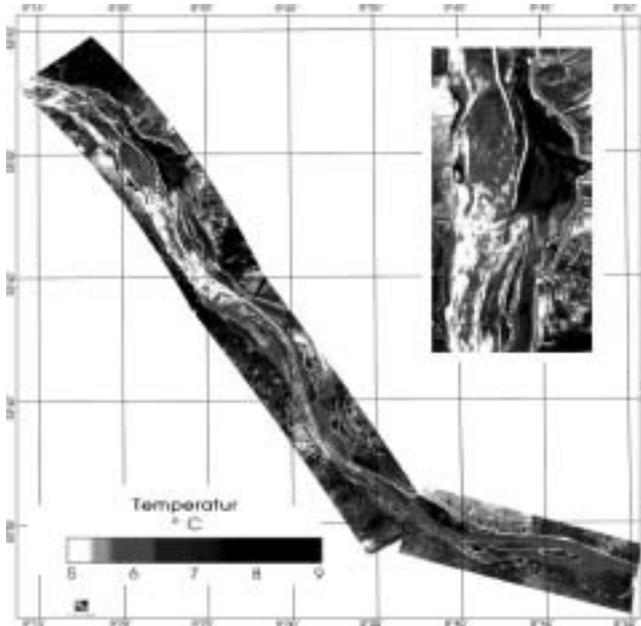


Abb. 1: Verteilung der oberflächennahen Wassertemperatur in der Unterelbe am 16. April 1993. Aus dem Fundus der Autoren.

Naturwissenschaft, und damit auch die naturwissenschaftliche Küstenforschung, ist ein Dialog mit der Natur: Fragen und Behauptungen werden in Form von Hypothesen vorgebracht und die Natur antwortet im Rahmen experimenteller Anordnungen oder Feldbeobachtungen, welche oft mit der Realität gleichgesetzt werden. Aber auch sie zeigen nur ein Bild, einen Aspekt der Realität „Küste“. So ist die vom Flugzeug aus gewonnene Aufnahme der oberflächennahen Temperaturverteilung in der Elbe am

16. April 1993 (Abb. 1) nicht nur durch „natürliche Verhältnisse“ im Gewässer geprägt, sondern auch durch die Eigenschaften des Messgerätes und seine Bedienung durch den Messenden. Dem menschlichen Auge wären diese Bilder auch gar nicht sichtbar, sondern sie sind Ergebnisse der Umsetzung von Messergebnissen durch eine hoch entwickelte elektronische Bildverarbeitung.

Ein besonderes Merkmal der physikalischen Herangehensweise an die Erkenntnis der Natur ist, dass sie sich mit solchen Vorgängen beschäftigt, „von denen man hoffen darf, daß sie auf Grund weniger Prinzipien in Gedanken nachkonstruiert werden können“.¹ Solche Konstrukte der Natur werden in der Physik als *Modelle* bezeichnet, wobei dem Modellbegriff die Reduktion inhärent ist. So wird das Modell definiert als

„die Abbildung komplizierter Strukturen, Funktionen und Verhaltensweisen eines Objektes oder Systems von Objekten in vereinfachter, nur auf die wesentlichsten Eigenschaften beschränkter, übersichtlicherer Form“²

oder

„ein Abbild der Natur unter Hervorhebung für wesentlich erachteter Eigenschaften und Außerachtlassen als nebensächlich angesehener Aspekte“.³

1 Hydraulische Modelle der Küste

In den Ingenieurwissenschaften werden in genau festgelegten Verhältnissen verkleinerte Nachbildungen natürlicher Systeme zum Beispiel zur Analyse der Auswirkungen von Baumaßnahmen eingesetzt. Im Küsteningenieurwesen waren solche hydraulischen Modelle (Abb. 2), die wie Modelleisenbahnen als wasser- und sandgefüllte Becken in großen Hallen betrieben wurden, über lange Zeit das bevorzugte Arbeitsmittel. Durch eine Reihe von Maschinen war es möglich, äußere Kräfte wie die Gezeiten der offenen See, Seegang

¹ Hund, Friedrich (1969): Grundbegriffe der Physik. Mannheim, S. 9.

² Brockhaus abc Physik (1972). Leipzig, S. 1000.

³ Brockhaus – Die Enzyklopädie (1998). Band 15. Leipzig, S. 11.

und Zufluss von Süßwasser nachzuahmen. Die Bodenreibung wurde durch die senkrechten Stäbe reguliert. An verschiedenen Punkten des die Bucht darstellenden Beckens wurde der zeitliche Verlauf von Strömung und Wasserstand registriert.

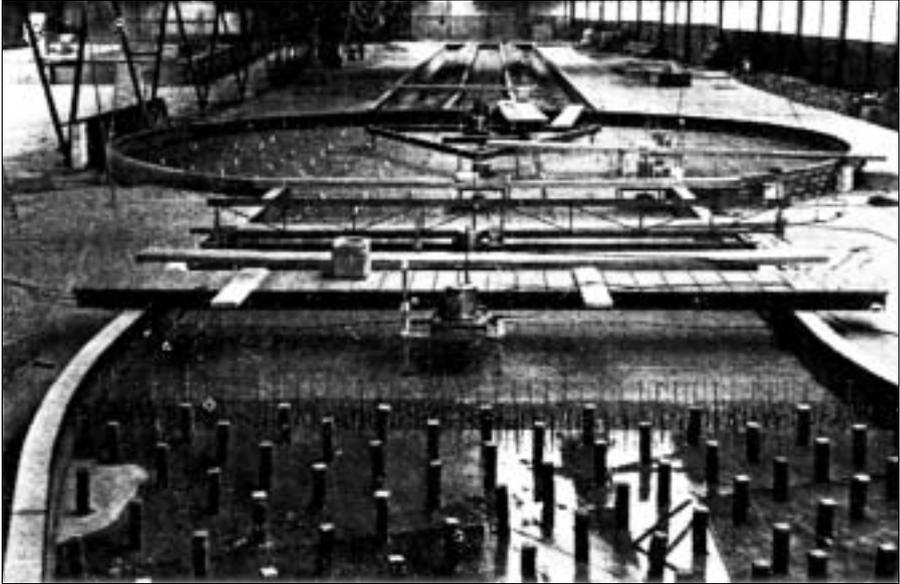


Abb. 2: Ein hydraulisches Modell einer Bucht. Aus: Sündermann/Vollmers (1972).

2 Numerische (mathematische) Modelle der Küste

Der große Erfolg der physikalisch orientierten Naturwissenschaften beruht wesentlich auf der Mathematik als Sprache dieses Dialoges. Ein konkreter Naturraum ist daher, naturwissenschaftlich betrachtet, ein gedankliches Konstrukt, dessen mathematischer Ausdruck sich meist in der Formulierung bestimmter Teilaspekte als Satz vernetzter Differentialgleichungen findet. Die Lösungen dieser Gleichungen simulieren mögliche zeitliche Abläufe in diesem Naturraum, sie geben eine Prognose der Zukunft.

„Das geordnete mathematische Denken ist sicher ein wesentliches Element der heutigen Naturwissenschaft; es reicht aber nicht entfernt aus. [...] Wir wissen über weite Gebiete, auch der einfachen Natur, sehr wenig Fakten. Und da, wo wir viele Fakten wissen, bedarf es neben der mathematischen Ordnung auch der Phantasie des Naturwissenschaftlers, der die Fülle der Fakten überschaut (und ordnet).“⁴

In die mathematischen Formulierungen des Gesamtsystems „Küste“ gehen neben den geophysikalischen und biologischen Teilen prinzipiell auch die politischen, sozialen und ökonomischen Aktivitäten des Menschen ein.

Die Modellbildung geschieht meist durch eine induktive Vorgehensweise: Zuerst werden Einzelprozesse untersucht und diese dann zur Beschreibung des Gesamtsystems miteinander verknüpft. Solche Einzelprozesse sind zum Beispiel die Gezeiten, der Windschub oder die Ablagerung von Schwebstoffen.

Im Prinzip geht man auf folgende Weise vor: Die auf ein „Küstenelement“ X wirkenden Prozesse werden katalogisiert, ihrer Relevanz nach geordnet, und die wichtigsten Prozesse werden in „Prozessstudien“ detailliert untersucht. X kann dabei sein die Strömung, die Topographie, die Seegangsstatistik, die Windenergie, die Primärproduktion und Ähnliches. Die zeitliche Entwicklung wird in diesem Konstrukt so formuliert:

$$\frac{dX}{dt} = P_1 + P_2 + P_3 + \dots$$

mit der „Zeitableitung“

$$\frac{dX}{dt}$$

Ein Beispiel für ein System solcher Gleichungen beschreibt die Veränderung der Strömung und des Wasserstandes als Resultat von Prozessen wie „Gezeit“, „Bodenreibung“, „Turbulenz“ und „Erdrotation“:

⁴ Hund (1969).

$$(1) \quad \frac{du}{dt} = -g \frac{\partial \zeta}{\partial x} - \frac{ru}{h+\zeta} \sqrt{u^2+v^2} + A_H \Delta u + fv$$

$$\text{mit } P_1 = -g \frac{\partial \zeta}{\partial x} = \text{Gezeit, } P_2 = -\frac{ru}{h+\zeta} \sqrt{u^2+v^2} = \text{Bodenreibung,}$$

$$P_3 = A_H \Delta u = \text{Turbulenz, } P_4 = fv = \text{Erdrotation.}$$

$$(2) \quad \frac{dv}{dt} = -g \frac{\partial \zeta}{\partial y} - \frac{rv}{h+\zeta} \sqrt{u^2+v^2} + A_H \Delta v + fu$$

$$\text{mit } P_1 = -g \frac{\partial \zeta}{\partial y} = \text{Gezeit, } P_2 = -\frac{rv}{h+\zeta} \sqrt{u^2+v^2} = \text{Bodenreibung,}$$

$$P_3 = A_H \Delta v = \text{Turbulenz, } P_4 = fu = \text{Erdrotation.}$$

$$(3) \quad \frac{d(h+\zeta)}{dt} = 0$$

Die zu prognostizierenden „Küstenelemente“ X sind die Variablen oder Zustandsgrößen des Modells. Im Beispiel sind dies Strömungskomponenten $u(t,x,y)$, $v(t,x,y)$ in x - und y -Richtung und aktuelle Wassertiefe $(h+\zeta)(t,x,y)$.

Ferner bedeuten:

$h(x,y)$ Mittlere Wassertiefe,

$\zeta(t,x,y)$ Gezeitenbedingte Wasserstandsschwankung,

A_H Interne Reibung,

f Coriolisparameter (Erdrotation),

g Fallbeschleunigung,

r Bodenreibung;

h , A_H , f , g , r bezeichnet man als Parameter des Modells. Die Werte dieser Parameter werden zumeist aus Experimenten gewonnen (siehe nächster Abschnitt). Aus dem „Prozessverständnis“ für den Prozess P_i ergibt sich eine mathematische Formulierung des Prozesses:

$$P_i = f_i(X, a, b, c \dots),$$

wobei a , b , $c \dots$ für äußere Einflüsse und Parameter steht und i ein Index der Relevanz von P_i für $\frac{dY}{dt}$ sein soll: Je kleiner i , desto relevanter P_i . Die Prozessmodelle P_i selbst können empirischer Art sein oder selbst wieder zusammengesetzt sein aus mehreren Prozessmodellen. In unserem Beispiel sind die Prozesse „Gezeit“ und „Bodenreibung“ sehr relevant, das heißt sie

haben kleine Indizes i . Turbulenz und Erdrotation sind weniger relevant und durch größere Indizes gekennzeichnet.

Ein geschlossenes, mathematisches, realitätsnahes Modell entsteht aus der Überlagerung der Einzelmodelle:

$$\frac{dX}{dt} = f_1(X,a,b,c \dots) + f_2(X,a,b,c \dots) + \dots + f_n(X,a,b,c \dots)$$

Dabei wird angenommen, dass Prozesse mit Relevanz-Indizes $i > n$ für die wesentlichen Aspekte der „Dynamik“ von X unbedeutend sind. Dieses Modell wird dann noch mit Methoden der numerischen Mathematik in eine Form transformiert, die es gestattet, das Modell auf einem Computer zu berechnen. Diese Computermodelle werden dann eingesetzt, um gegenwärtige Zustände zu analysieren und Fälle nachzuempfinden. Andere Anwendungen sind Vorhersagen oder Abschätzungen, wie geplante menschliche Eingriffe sich auf das Funktionieren des Systems auswirken könnten. Auch können in der virtuellen Realität der Modelle Experimente durchgeführt werden, die in der Realität nicht möglich wären. Ein Beispiel eines solchen Experiments wäre die Wirkung eines deutlich erhöhten Wasserstandes.

3 Ein Vergleich von hydraulischen und numerischen Modellergebnissen

In einer Untersuchung von Jürgen Sündermann und Hans Vollmers⁵ wurden die Ergebnisse eines hydraulischen und eines numerischen Modells einer idealisierten flaschenförmigen Bucht (Abb. 3) untersucht. Dabei zeigten sich gute Übereinstimmungen beim zeitlichen Verlauf der Strömung (Abb. 4).

⁵ Sündermann, Jürgen / Vollmers, Hans (1972): Tidewellen in Ästuarien. In: Wasserwirtschaft 62, Heft 11, S. 1–9.

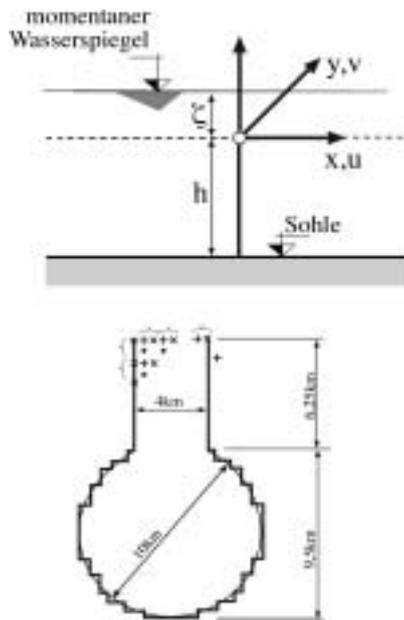


Abb. 3: Schema der Modellgröße und der Modellbucht. Aus: Sündermann/Vollmers (1972).

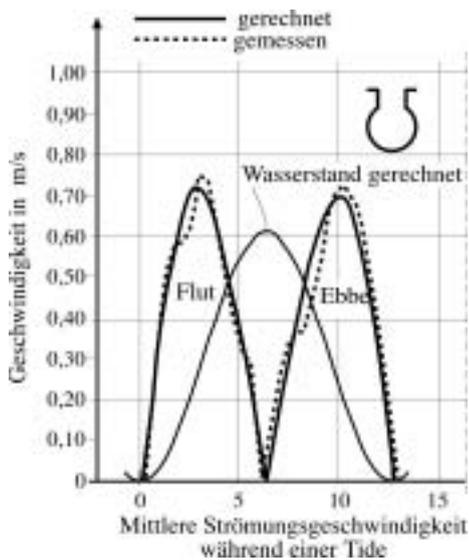
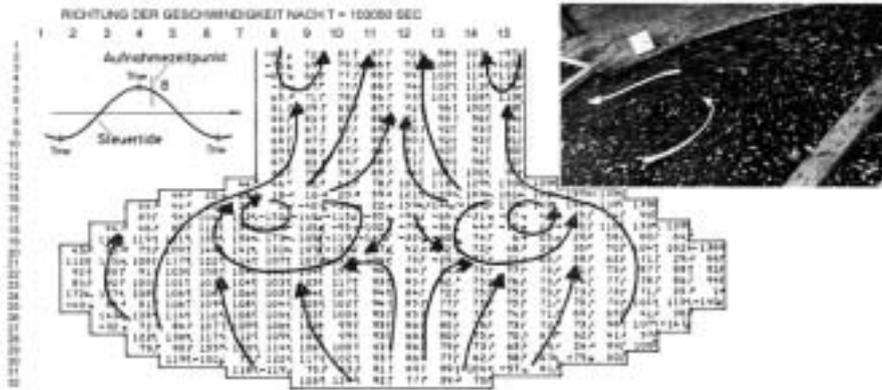
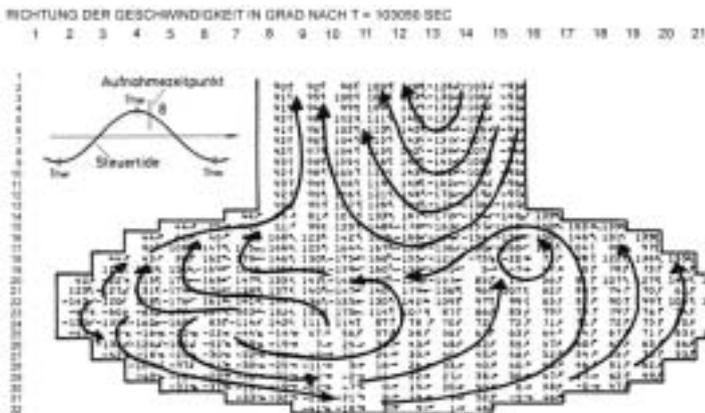


Abb. 4: Vergleich des zeitlichen Verlaufs der Strömung. Durchgezogene Linie: hydraulisches Modell; punktierte Linie: numerisches Modell. Aus: Sündermann/Vollmers (1972).

Merkliche Abweichungen ergaben sich dagegen bei der Strömungsrichtung (Abb. 5). Diese resultieren aus der Einbeziehung der Corioliskraft im numerischen Modell, während diese im hydraulischen Modell technisch nicht nachzubilden war. Das heißt: Für das hydraulische Modell ist die Einflussgröße Corioliskraft P_i mit großem Index $i > n$ bewertet und wird vernachlässigt.



Oben: hydraulisches Modell.



Unten: numerisches Modell.

Abb. 5: Richtung der oberflächennahen Strömung. Aus: Sündermann/Vollmers (1972).

4 Laborexperimente mit Küstenelementen: Bestimmung des Parameters der kritischen Schubspannung für die Erosion des Küstenbodens

Eine andere naturwissenschaftliche Methode, sich ein Bild von der Küste zu machen, ist, Küstenprozesse im Labor nachzubilden. So werden im Beispiel die Erosionseigenschaften der Sohle von Küstengewässern untersucht, indem im Feld gewonnene zylindrische Bohrkerne aus der Gewässersohle (mit dem darüber stehenden Wasser) regelbaren Kräften (Sohlschubspannungen) ausgesetzt werden.

Damit kann die Belastung der Sohle durch Strömungen (zum Beispiel während des Gezeitenzyklus) und Wellen nachgebildet werden. Die Sohlschubspannungen werden im Beispiel (Abb. 6) durch einen horizontalen Propeller mit stufenlos veränderbarer Drehzahl erzeugt.

Steigert man im Versuch die Drehzahl schrittweise (Abb. 7), so verbleibt das Sediment zunächst fast ungestört am Boden (Abb. 7.1 und 7.2). Erst bei Erreichen einer kritischen Schubspannung (Abb. 7.3) wird es explosionsartig aufgewirbelt und trübt das darüber stehende Wasser: Sediment wird zu Schwebstoff. Die Abbildungen 7.4 und 7.5 zeigen, dass dann ohne weitere Erhöhung der Schubspannung weiteres Sediment in das Wasser eingemischt wird, das dann völlig undurchsichtig wird. Bei Reduzierung der Schubspannung setzt sich nach Abklingen der Turbulenz der Schwebstoff wieder ab und bildet erneut das Bodensediment. Der Vorgang ist reversibel und läuft in der Natur bei jedem Gezeitenwechsel ab.

Die Stärke der Trübung kann zusätzlich auch als Maß für die „Ergiebigkeit“ des Bodens verwendet werden. Kritische Schubspannung und Ergiebigkeit sind Parameter, die in Modellen der Schwebstoff- und Sedimentdynamik von zentraler Bedeutung sind. Die detaillierte Betrachtung des Ablaufs der Ablösung von Bodenpartikeln ist Inspiration für Änderungen der Prozessformulierung und damit des naturwissenschaftlichen Küstenbildes.



Abb. 6: Versuchsanordnung zur Bestimmung der kritischen Schubspannung für Küstensedimentkerne. Aus dem Fundus der Autoren.

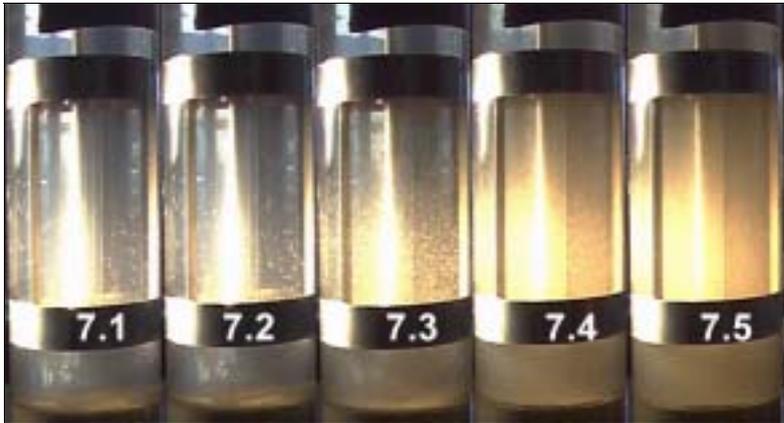


Abb. 7: Durchführung des Erosionsversuchs. Schrittweise Erhöhung der Schubspannung von 1 nach 5. Die kritische Schubspannung ist bei Bild 7.3 erreicht. Aus dem Fundus der Autoren.

5 Ausblick

In der Vergangenheit sind große Fortschritte in dem Verständnis und der Modellierung von Teilaspekten und Kombinationen wie „Strömung und Seegang“ erzielt worden; diese Fortschritte sind die Voraussetzungen für Erfolg versprechende Bemühungen, alle Komponenten miteinander zu koppeln. Mit solchen holistischen, realitätsnahen Modellen des Ökosystems Küste wird es möglich sein, die über Jahre und Jahrzehnte vonstatten gehenden Veränderungen abzubilden. Damit werden die naturwissenschaftlichen Küstenmodelle unmittelbar gesellschaftlich relevant und treten im gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozess in einen Wettbewerb mit anderen, nicht-naturwissenschaftlichen Küstenbildern.

Literatur

Brockhaus abc Physik (1972). Leipzig.

Brockhaus – Die Enzyklopädie (1998). Band 15. Leipzig.

Hund, Friedrich (1969): Grundbegriffe der Physik. Mannheim.

Sündermann, Jürgen / Vollmers, Hans (1972): Tidewellen in Ästuarien. In: Wasserwirtschaft 62, Heft 11, S. 1–9.

Küstenbilder soziologisch betrachtet

Hans-Werner Prahl

Die sprachliche Doppelung, Bilder der Küste unter dem Blickwinkel einer speziellen Wissenschaft zu betrachten, verweist auf die Konstruiertheit unserer Wahrnehmung der Küsten. Die Bilder, die sich Menschen von Küsten machen, sind nicht nur auf individuelle Erfahrungen und biographische Verarbeitungsmuster begründet, sondern stets auch von gesellschaftlichen Interpretationsfolien mitgeformt. Wie Gesellschaften mit ihren Rändern – also Grenzen, Gebirgen oder Meeren – umgehen, hängt vor allem von historischen Entwicklungen ab. So wird ideologisierend auch vom Meeresbewusstsein und vom Nationalcharakter gesprochen:

„Der Engländer sieht sich als Kapitän mit einer kleinen Gruppe von Menschen auf einem Schiff, ringsum und unter ihm das Meer. Er ist beinahe allein. [...] Das Meer aber wird beherrscht. [...] Die Schiffe sind einsam auf seiner ungeheuren Fläche, wie vereinzelte Individuen, personifiziert in einem Kapitän. [...] Der Engländer holt sich seine Katastrophen auf dem Meere. Seine Toten muss er sich oft am Meeresgrund denken. Sein Leben zu Hause ist komplementär zum Meer gestaltet: Gleichmäßigkeit und Sicherheit sind seine wesentlichen Züge. [...] Das Massensymbol der Deutschen war das Heer. Aber das Heer war mehr als Heer: es war der marschierende Wald. In keinem modernen Land ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das Rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz der Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gerne auf und fühlt sich eins mit Bäumen. [...] Der einzelne Baum ist größer als der einzelne Mensch und wächst immer weiter ins Reckenhafte. Seine Standhaftigkeit hat viel von derselben Tugend des Kriegers. [...] Der Engländer sah sich gern

auf dem Meer; der Deutsche sah sich gern im Wald; knapper ist, was sie in ihrem nationalen Gefühl trennte, schwerlich auszudrücken.“¹

„Natürlich ist maritimes Bewußtsein in der Bundesrepublik keine Selbstverständlichkeit, anders als etwa in Großbritannien, Japan und Norwegen, wo fast jeder Wahlkreis an das Meer grenzt und seine Fischer hat. Wir Deutschen sind keine geborene, sondern eher eine gekorene Seenation. Das gilt allerdings nicht für die Küstenländer und die Hansestädte.“²

1 Küsten-, Meeres- und Nationalbewusstsein

Es mag müßig sein zu klären, ob sich ein typisches nationales Meeresbewusstsein konkret fassen lässt. Unbestreitbar ist indes, dass sich bedingt durch die Geschichte jeweils ein unterschiedliches kollektives Bewusstsein in den einzelnen Gesellschaften ausprägt. Vermutlich ist es aber wenig hilfreich, auf geschichtliche Universalbehauptungen zurückzugreifen, wie etwa die Kabbalisten das Buch Hiob interpretieren, in dem vom Kampf des „Seetieres“ Leviathan (Walfisch) gegen das „Landtier“ Behemoth (Bär) gesprochen wird. Oder etwa wenn Carl Schmitt einen historisch ewigen Konflikt ausmacht: „Die Weltgeschichte ist eine Geschichte des Kampfes von Seemächten gegen Landmächte und von Landmächten gegen Seemächte.“³

Jedoch kann für die jüngere deutsche Geschichte festgehalten werden, dass Deutschland politisch, wirtschaftlich und geistig ganz überwiegend land- und nicht seeorientiert war. Dies gilt auch trotz der großen Zeit der Hanse und trotz der glorreichen Seefahrtsgeschichte. Auch wenn bereits 1687 Unternehmer und Wissenschaftler in einem Gutachten für den Großen Kurfürsten konstatierten: „Es ist weltkundig, daß dieser Staat einzig und allein auf die Schifffahrt und die Commerciens fundieret ist“, vollzog sich die geschichtliche Entwicklung vom Meer weg. Die großen deutschen Territorialstaaten – Bayern, Sachsen und zum überwiegenden Teil eben auch

¹ Canetti, Elias (1980): Masse und Macht. Frankfurt am Main, S. 187–189.

² Bangemann, Martin (1985): Begrüßung. In: Der Minister für Wirtschaft und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.): Meeressymposium Bonn 1985. Am 13. Juni 1985, in der schleswig-holsteinischen Landesvertretung in Bonn. Kiel, S. 10–15, hier S. 11.

³ Schmitt, Carl (1942): Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Leipzig, S. 15.

Brandenburg-Preußen – waren Landstaaten, die sich in endlose Kriege und Streitereien um Landgrenzen verstrickten, während zur gleichen Zeit England, Holland, Spanien und Portugal um die Seeherrschaft auf den Weltmeeren fochten. Die deutsche Kleinstaaterei ließ Seefahrt in größerem Stile nicht zu, die Handelsschiffahrt blieb regional auf die wenigen Küstenstädte beschränkt, eine Marine wurde nicht aufgestellt. In deutschen Landen dominierte das landbezogene Heer. Auch die große Hoffnung des Bürgertums von 1848, eine Bundesflotte aufzustellen, scheiterte nach wenigen Jahren: Die wenigen Schiffe mussten bereits 1852 versteigert werden. Erst nach der Reichsgründung erhielt der Flottengedanke neue Nahrung. Mit der Reichsmarine kamen auch bald die U-Boote und andere neue Techniken. Die Handelsschiffahrt erlebte – weltweit – raschen Aufschwung. Parallel zur Industrie nahm die Bedeutung des Meeres als Transportweg zu, wie schon zuvor Hegel vermerkt hatte: „Wie für das Prinzip des Familienlebens die Erde, fester Grund und Boden, Bedingung ist, so ist für die Industrie das außen sie belebende Element, das Meer.“⁴

Militärisch war die Meeresorientierung zunächst nur von kurzer Dauer, denn 1919 verlor Deutschland große Teile seiner Marine, auch der Zweite Weltkrieg war kaum geeignet, den Marine-Gedanken dauerhaft zu fördern. Wirtschaftlich hat sich die Meeresorientierung hingegen stärker entwickelt: über Fischfang und Transport hin zur Rohstoffgewinnung, Abwasserbeseitigung und touristischen Nutzung.

Insbesondere die private Nutzung des Meeres hatte geschichtlich aber noch eine andere Hürde zu überwinden: Bis ins 18. Jahrhundert galt das Meer als feindselig. Häuser hatten zum Meer hin keine Fenster, wer aufs Meer hinaus musste, konnte mit Trost und Segen der Zurückbleibenden rechnen. Erst als Naturphilosophie und Romantik den Blick für die Weite und das Verbindende des Meeres öffneten, wurde der Gang ans Meer zum psychisch positiven Ereignis. Und als schließlich Mediziner auch noch die heilende Wirkung des Meerwassers feststellten, begann die Zeit des Badens und Reisens gegen Ende des 18. Jahrhunderts. In England ging als Erster der König mit streng geschlossenem Badeanzug nach dem Abspielen der Nationalhymne vom Badekarren aus ins Wasser. Seitdem hatte Baden im

⁴ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1972): Grundlinien der Philosophie des Rechts. Frankfurt am Main, S. 247.

Meer Konjunktur. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte der Reiseverkehr in größerer Zahl ein: Seebäder, die nun auch von den neuen Verkehrsmitteln – Schnellkutsche und Bahn – profitierten, schossen aus dem Boden, zumeist unter Förderung durch heimische Kaufleute und Ärzte. Meeresromantik und Heilwirkung des Meerwassers bewirkten in vielen Teilen Europas, so auch in Deutschland, seit dem 19. Jahrhundert eine eher positive Betrachtung des Meeres. Die Adligen, die in den Heilbädern aus Gesundheitsgründen Salzwasser trinken mussten, erleichterten sich die Kur, indem sie Portwein beimischten.⁵

Trotz allem muss bezweifelt werden, dass Meer und Küste einen Nationalcharakter gestiftet haben. Der Begriff Nationalcharakter ist in sich bereits stark ideologiebelastet und daher für sozialwissenschaftliche Analysen wenig brauchbar. Empirisch lässt sich ein solcher Begriff kaum prüfen, weil eine Nation üblicherweise aus höchst unterschiedlich gestalteten Regionen besteht, von denen nur sehr kleine Nationen (zum Beispiel kleine Inseln) mehr oder minder direkt von Küsten und Land-Meer-Übergängen geprägt sind. Auch der Begriff der regionalen Identität, der eher ideologiekritisch formuliert wurde, erscheint nur begrenzt tauglich. Wie soll ein Küstensaum an der Nordseeküste, der sich im raschen Umbruch von Fischerorten hin zu Tourismusorten befindet, regionale Identität stiften, wenn immer mehr Einheimische längst ihre herkömmlichen Einkommensquellen verloren haben und sich ständig den Forderungen von nicht Ortsansässigen ausgesetzt sehen? Aber auch die Gründung der küstennahen Stadt Wilhelmshaven, die aus militärischen Gründen bald nach der deutschen Reichsgründung entstand und seinerzeit von Spöttern „Schlicktown“ genannt wurde, zeigt, wie schwierig es ist, regionale Identitäten zu stiften und diese gar empirisch zu ermitteln.

In methodologischer Hinsicht ist es ohnehin schwierig, die Vermittlung von Natur und Mentalität angemessen zu klären. Die sich historisch verändernden Formen der Naturaneignung, die sich im Charakter der jeweiligen Arbeit ausdrücken, wirken zwar auf die Entstehung und Veränderung von Mentalitäten ein. Jedoch liegt meines Wissens noch kein Beitrag der Mentalitätsforschung bzw. Mentalitätsgeschichte vor, der systematisch die Wir-

⁵ Prahl, Hans-Werner / Steinecke, Albrecht (1979): Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit. Darmstadt u. Neuwied.

kungen spezieller Räume und Regionen auf die gesellschaftlichen Mentalitäten untersucht.

2 Küste und Formen der Vergesellschaftlichung

Ähnlich unklar ist die Antwort auf die Frage, ob es spezifische Vergesellschaftungsformen durch Küste und Meeresnähe gibt. Auch hier stößt die Forschung wiederum auf Ambivalenzen. Zu den bevorzugten Aufgaben der Soziologie gehört es, Ambivalenzen zu interpretieren. In jeder Gesellschaft überlagern sich divergierende Tendenzen. Fast nie vollziehen sich Entwicklungen nur in einer einzigen Richtung. Dass in Küstenregionen spezielle Organisationsformen der Sicherung gegenüber den Meereselementen und Naturunbilden entstanden sind, ist unbestritten. Auch das legendäre Zitat „wer nich wullt wicken, der mut dieken“ zeugt von dem allgegenwärtigen Thema des Schutzes gegenüber Meeresgefahren.

Allerdings mehren sich auch die regionalhistorischen Studien, die aufzeigen, wie solche Organisationen eher von den binnenländischen Herrschern verlangt als von den Küstenbewohnern in freier Entscheidung vereinbart wurden. Zumeist legten die Landesherren oder die andernorts ansässigen Grundbesitzer den Bewohnern des Küstensaumes auf, Deiche und Sicherungsanlagen zu bauen. Dies bedeutete vielfach eine übergroße Last, weshalb manche Pächter vorzeitig das Land verließen oder auch selbstständige Bauern in den Ruin getrieben wurden.

Die kruden ökonomischen Verhältnisse waren vermutlich durch gewollte Romantisierungen leichter zu ertragen, entzogen den Bauern und Fischern aber immer wieder lebensnotwendige Substanz. Weil Landesherren und Grundbesitzer Deich- und Prielbau nicht zu einer öffentlichen Aufgabe machten, mussten die unmittelbaren Anwohner die meisten Lasten tragen. Nur bei verheerenden Katastrophen trugen die staatlichen Instanzen zur Entschädigung bei. Der Land-See-Übergang war bis ins späte 19. Jahrhundert nicht zentral im Fokus der Obrigkeit. So mussten Gilden und ähnliche genossenschaftliche Organisationen in das staatliche Aufgabenvakuum eintreten.

Deichgraf und Schimmelreiter taugen als spezielle Folklore. Ausdruck heroischer Einstellungen und genossenschaftlicher Gesinnung müssen sie nicht unbedingt sein. Die romantische Verklärung des Gegensatzpaares von Gemeinschaft und Gesellschaft, die der aus Eiderstedt stammende Mitbe-

gründer der deutschen Soziologie, Ferdinand Tönnies, in seinem gleichnamigen Werk so eindrucksvoll beschrieben hat, lässt sich nur begrenzt für die Gemeinschaft retten. Küstenbewohner sind nicht zwangsläufig solidarischer als Landbewohner. Und solange grundlegende mentalitätsgeschichtliche und psychohistorische Studien über spezielle Vergesellschaftungsformen durch Küste und Meer fehlen, muss vieles Spekulation bleiben.

3 Sektoren-Modell für die Meeres- und Küsten-Nutzung

In systematischer Betrachtung kann davon ausgegangen werden, dass sich mit der Verschiebung der Nutzung des Meeres auch eine Verschiebung in der Betrachtungsweise einstellt. Auch wenn bislang in Geographie und Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nur wenige systematische Zusammenfassungen vorliegen, soll hier versucht werden, das von Jean Fourastié⁶ für den Prozess der Industrialisierung entworfene Sektoren-Modell für die Meeres- und Küsten-Nutzung fruchtbar zu machen. Fourastié unterscheidet den primären Sektor der Rohstoff- und Energiegewinnung (Landwirtschaft, Fischerei, Bergbau) vom sekundären Sektor der Verarbeitung (Handwerk, Gewerbe, Industrie) und dem tertiären Sektor der Dienstleistungen (Verwaltung, Versicherung, Verteilung, Service). Dieses Modell ist meines Erachtens zu erweitern, da im Bezug zur modernen Meeres- und Küstennutzung zusätzliche Funktionen hinzugekommen sind: insbesondere in Freizeit, Tourismus, Sport sowie in der Entsorgung. Daher wird hier ein Fünf-Sektoren-Modell vorgeschlagen:

Im primären Sektor haben Meer und Küste einige Jahrhunderte lang insbesondere durch den Fischfang als Nahrungsmittelquelle gedient. Durch die Internationalisierung und Industrialisierung hat der Fischfang unter nationaler Perspektive an Signifikanz verloren, dieser Bereich der Meeresnutzung verliert auch im öffentlichen Bewusstsein zunehmend an Bedeutung bzw. wird erst durch Umweltkatastrophen oder Medien-Rummel wieder ins Bewusstsein gehoben. Auch als Wasserlieferant hat das Meer kaum noch Bedeutung. Hingegen ist in den letzten Jahrzehnten das Meer als Rohstofflager in die Öffentlichkeit zurückgekehrt: Öl und Gas, Mineralien und

⁶ Fourastié, Jean (1954): Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts. Köln.

Manganknollen, Erze und Diamanten werden wirtschaftlicher Nutzung zugeführt und regen die Phantasie an. Auch wenn die wirtschaftliche Nutzung längst nicht die in den fünfziger und sechziger Jahren prophezeiten Dimensionen angenommen hat, wächst die Bedeutung der im Meer lagernden Rohstoffe. Ebenso gerät die Bedeutung des Meeres als Energie-Lieferant zunehmend ins Blickfeld, auch wenn in deutschen Landen (außer Erdöl und Erdgas) diese Energie bislang kaum genutzt wird. Unter wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten steigt die Bedeutung des Meeres und der Küste also durchaus an. Indes sind die neuen Formen der Meeresnutzung bislang wenig geeignet, die überkommene Fischerromantik zu ersetzen. Bohrtürme und Tiefseebagger mögen den Technik-Freak faszinieren, können eine breite Öffentlichkeit aber wohl kaum begeistern – zumal hier die Technik im Mittelpunkt steht und menschlicher Wagemut kaum noch gefragt ist.

Im sekundären Sektor waren Küste und Meer ursprünglich stark durch Schiffbau geprägt. Inzwischen ist die Werftindustrie nur noch als Krisenbranche für Schlagzeilen gut und wird in dieser Lage von anderen Krisenbranchen wie Stahl und Kohle überholt. Die mit Schiffbau zusammenhängenden Branchen leiden ebenfalls unter der krisenhaften Lage. Die Nischen im Spezialschiffbau und in der expandierenden Meeres-Technik sind indes wenig publizitätsfördernd. Hingegen wächst im sekundären Sektor die Bedeutung der industriellen Verarbeitung der Meeresrohstoffe bzw. -energien. Allerdings sind diese Industrien oft nicht mehr küstennah angesiedelt und fallen deshalb als meeresorientierte Branchen kaum auf. Einerseits eine nicht mehr als meeresorientiert identifizierte Industrie (einschließlich Meerestechnik), andererseits eine krisenhafte Werftindustrie (einschließlich aller damit verbundenen Handwerksbereiche) führen dazu, dass der sekundäre Sektor im Hinblick auf die Meeresnutzung öffentlich kaum Gewicht erlangt – es sei denn auf dem Umweg über spektakuläre Offshore-Techniken oder unter dem Aspekt der Energieversorgung.

Der tertiäre Sektor ist historisch jüngeren Datums, hat sich daher aber rasanter entwickelt. Hierunter fallen Dienstleistungs- und Verwaltungsfunktionen ebenso wie Verteilungs- und Sicherungs-/Sicherungsfunktionen. Zwar war das Meer jahrtausendlang immer auch Transportweg für Güter und Menschen, doch hat sich in den letzten Jahrhunderten immer stärker um diese Funktion herum ein tertiäres Gewerbe entwickelt: Versicherungen, Kommunikationsnetze, Wegesicherung, spezielle Justiz, militä-

rische Absicherung etc. Zu diesen eher seebezogenen Tätigkeiten kommen auch immer mehr hafenbezogene Aktivitäten – wie etwa Unterhaltung, Planung, Koordinierung, Lagerung, Verknüpfung verschiedener Transportmittel (RoRo-Schiffe, Koppelung Schiff/Bahn, Schiff/Straße etc.) hinzu. Neben den Funktionen Transport und Verteilung sind immer stärker kommunikative Funktionen zu berücksichtigen: vom Überseekabel und der Wetterbeobachtung bis zur wissenschaftlichen Expedition etc. Schließlich lassen sich in diesem Bereich auch die militärischen Funktionen ansiedeln, die zunehmend abstrakter und technischer werden, jedoch auch weiterhin im öffentlichen Bewusstsein wie in der Politik eine zentrale Stellung einnehmen. Insgesamt muss festgehalten werden, dass der tertiäre Sektor wachsende Bedeutung aufweist und auch – insbesondere durch die militärische Komponente – in der politischen Dimension von zentraler Relevanz zu sein scheint, wobei militärische Überlegungen teilweise andere Funktionen beschränken können.

In der Einteilung von Fourastié wird der gesamte Bereich von Freizeit, Tourismus und Sport noch dem Dienstleistungsbereich zugerechnet. Hier erscheint es jedoch sinnvoll, diesen Bereich als gesonderten Sektor zu diskutieren, weil zum einen eine veränderte Sichtweise des Meeres erst die Dynamik dieses Bereiches ausmacht, weil zum anderen Freizeit, Tourismus und Sport sich geradezu polar von den Bereichen der Nahrungs- und Rohstoffgewinnung, der Industrie, der Verteilung und Sicherung absetzen. Dementsprechend kann hier von einem quartären Sektor gesprochen werden, in dem alle meeresbezogenen Aktivitäten von Freizeit, Tourismus, Sport und in zunehmendem Maße auch Aspekte der Gesundheit zusammengefasst werden können. Mit der wachsenden arbeitsfreien Zeit und der Kommerzialisierung bzw. Organisierung der Freizeit ist in den letzten ein- einhalb Jahrhunderten, besonders aber nach dem Zweiten Weltkrieg, das Meer als Freizeitstätte und Reiseziel in den Vordergrund gerückt: Baden, Segeln, Surfen, Tauchen, Angeln, Sonnenbaden etc. Die baulichen und verkehrsmäßigen Infrastrukturen belegen diesen Trend ebenso sinnfällig wie die wachsenden Verkaufszahlen für Freizeit- und Sportkleidung, Segelboote oder Surfbretter. Die Freizeit- und Tourismusbranche ist eine Wachstumsbranche mit erheblichen Zuwachsraten. Die „weiße Industrie“ hat sich wirtschaftlich wie politisch in den Vordergrund gedrängt und ist insbesondere als Ziel der „kostbarsten Wochen des Jahres“ in der öffentlichen wie privaten Wertschätzung exorbitant gestiegen. Dementsprechend

kollidieren die bisherigen Formen der Meeresnutzung teilweise mit dem quartären Sektor (Ölbohrung vor der Nordsee), werden aber zum Teil auch durch Beschäftigungsmöglichkeiten im quartären Sektor substituiert.

Schließlich hat sich in der jüngeren Zeit noch ein quintärer Sektor herauskristallisiert, der historisch zwar schon lange vorhanden war, sich aber nicht als eigenständiger Bereich ausdifferenziert hatte: nämlich die Entsorgung von Abfall und überschüssiger Energie. Bei vergleichsweise geringer Bevölkerungsdichte und noch fehlender Industrie konnten Flüsse und Meere den Abfall noch weitgehend problemlos aufnehmen. Mit der forcierten Industrialisierung, Internationalisierung und Militarisierung ist die Beseitigung von Abfall und Energie zu einem erheblichen Problem geworden. Das Meer wird zwar noch immer als Müllkippe missbraucht, jedoch sind die Grenzen der Belastungsfähigkeit längst erreicht bzw. überschritten. Hinzu kommt, dass die Eingriffe in das Ökosystem, selbst wenn sie landseitig vorgenommen wurden, für das Meer unmittelbare Folgen hat: Der saure Regen gelangt ins Meer, der Kunstdünger kommt über Flüsse ins Meer und bringt Eutrophierungen, die Abwärme der Kernkraftwerksturbinen erhöht die Wassertemperatur und begünstigt das Fischsterben, die Umweltbelastungen führen womöglich zum Abschmelzen der Polkappen und damit zur Überschwemmung ganzer Landstriche. Das Meer als Müllkippe und Ökosystem bringt zunehmend Aufgaben und Tätigkeitsfelder mit sich, die als quintärer Sektor neben den anderen vier Sektoren zu sehen sind. Insbesondere gehen von diesem Sektor kontraproduktive bzw. restriktive Wirkungen auf die anderen Sektoren aus: Dünnsäure-Verklappung schädigt Fischerei ebenso wie Tourismus, Überhitzung greift fundamental in Meeresflora und -fauna ein etc.

Die jüngsten Umweltkatastrophen, aber auch die groß angelegten internationalen Konferenzen zur Erhaltung von Nord- und Ostsee haben, so darf hier überpointiert formuliert werden, mehr für die Entwicklung des Meeresbewusstseins getan als alle Klagen über das Elend der Werften und der Fischerei oder als die Berichterstattung über die internationalen Seerechtskonferenzen. Daher kommt auch unter dem Aspekt der Öffentlichkeitswirksamkeit dem quintären Sektor eine immer größere Aufmerksamkeit zu.

4 Küste und sozialer Wandel

Auf einer genuin soziologischen Ebene wären die Veränderungen in der Sozialstruktur der Bewohner an den Küsten zu untersuchen. Historisch gesehen ist hierbei vor allem die veränderte Besiedlungsdichte in den letzten 100 Jahren zu berücksichtigen. Über viele Jahrhunderte war der Küstensaum wegen der schwierigen Erwerbsverhältnisse (und vielleicht auch wegen des erhöhten Risikos in Fischerei und Seefahrt) relativ dünn besiedelt. Größere Ortschaften fanden sich insbesondere an Flussmündungen und bei Häfen, ansonsten war die Küste – zumindest an der Nordsee, im Ostseeraum war die Besiedlungsdichte meist höher – überwiegend dünn besiedelt. Die Räume im Küstenhinterland waren aber durchschnittlich besiedelt. Aus unterschiedlichen Gründen hat die Besiedlung der Küsten in den letzten mehr als 100 Jahren zugenommen. Teilweise führte der Ausbau der Marine und des Schiffbaus zu raschem Bevölkerungswachstum (zum Beispiel in Wilhelmshaven und Kiel), teilweise trug der im 19. Jahrhundert aufkommende Badetourismus zu Wohlstand und Anstieg der Bevölkerung bei (zum Beispiel in Laboe oder St. Peter Ording). In jüngerer Zeit hat auch die Zunahme von Zweitwohnsitzen erheblich zum Anstieg der Besiedlungsdichte beigetragen.

Mit den Veränderungen in der Siedlungsstruktur haben sich in diesem Jahrhundert auch einschneidende Verschiebungen in den Berufsstrukturen und Machtbalancen ergeben. Die traditionellen Berufsfelder in Landwirtschaft, Fischerei, Seefahrt oder Schiffbau sind stark rückläufig und dienen häufig nur noch einer speziellen Folklore, wenn Touristen dem Krabbenfischer seinen frischen Fang abkaufen oder wenn die Geschäfte Fischerhemden feilbieten. Neue Berufe im Tourismus- und Freizeitbereich geben vielfach in den Küstenregionen den Ton an. Hoteliers, Gastronomen und Bootsverleiher gehören zu den hoch angesehenen Berufsgruppen, auch der Tauch- und Surflehrer, Segelboottischler oder Diskothekenbetreiber gehören zu den beruflichen Gewinnern. Auch die Bauindustrie, Ärzte und Apotheker, Verwaltungsangestellte, Besitzer von Supermärkten, Teeläden oder Tennisplätzen profitieren von den Umstrukturierungen der Küsten. So verschieben sich die Machtbalancen zwischen den alten und den neuen lokalen Eliten. Gaben einst eher die Fischer, Handwerker und Bauern den Ton an, sind es inzwischen die Hotel- und Ladenbesitzer oder die Grundstückseigner und Tourismusmanager. Selbstverständlich kommen hier auch – wie in anderen

Wirtschaftsbereichen – die Banken, Sparkassen und Versicherungen als örtliche Machtträger hinzu. Die Kapital- und Machtstrukturen haben sich in den Küstenorten nachhaltig verschoben. Neue soziale, ökonomische und politische Trägerschichten bestimmen die Debatte, wobei immer stärker auch küstenfremde Kräfte (zum Beispiel in Banken, Versicherungen, Verkehrsbetrieben) Einfluss nehmen. Mit den Verschiebungen in der Siedlungs-, Berufs- und Machtstruktur verschiebt sich auch das Sozialprestige der an den Küsten ansässigen Gesellschaftsgruppen. Die im tertiären, quartären und quintären Sektor Tätigen werden aufgewertet, während die alten Berufe im primären und sekundären Sektor an Bedeutung verlieren.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass unser Bild der Küsten durch die eher idyllische Anmutung von Nord- und Ostseeküsten geprägt ist. Global sehen die meisten Küsten allerdings anders aus. Erinnert sei an extrem dicht besiedelte und industriell genutzte Küsten in Südamerika oder Südostasien, erinnert sei auch an völlig unzugängliche Küsten in anderen Teilen der Welt, bei denen schroffe Felsen bis tief ins Meer ragen oder undurchdringlicher Urwald den Zugang zum Wasser versperrt. Und umgekehrt mag die Küste einer kleinen polynesischen Insel mit weißen Stränden und warmem Badewasser als Traummotiv herhalten. Und wiederum umgekehrt vermitteln die militärisch höchst gesicherten und versperrten Küstenregionen den Schauer des Schreckens, zumal im Laufe der Geschichte Küsten immer wieder auch Schlachtfelder mit vielen Toten waren.

5 Meeres- und Küstenbezogene Wissenschaften

Zwar mag in Deutschland im Vergleich etwa zu Großbritannien, Skandinavien oder Japan ein Meeresbewusstsein noch schlecht entwickelt sein, doch dem ist freilich hinzuzufügen, dass ein solches Bewusstsein auch in den Wissenschaften zu entwickeln ist. Zwar hat sich bereits seit Jahrhunderten eine Reihe von meeresbezogenen Wissenschaftsdisziplinen etabliert – etwa von der Ozeanographie bis zur Meeresgeographie, von der Fischereikunde bis zur Klimatologie, vom Seerecht bis zur Volkskunde –, doch zeigt die Durchsicht einschlägiger Bestandsaufnahmen, dass diese Disziplinen zum einen hinter den Entwicklungen im Ausland herlaufen (weil solche Disziplinen im angelsächsischen oder skandinavischen Raum höher bewertet werden), zum anderen im nationalen Rahmen weit hinter den land- oder raum-

fahrtbezogenen Fächern herhinken. Der Zustand der meeres- und küstenbezogenen Wissenschaften ist also insgesamt als förderungsrelevant einzustufen. Auch wenn sich seit einigen Jahren in dieser Richtung einige Fortschritte abzeichnen (zum Beispiel im Projekt „Geomar“ und einigen Forschungen zur Meerestechnik), drängt sich dennoch der Eindruck auf, dass in der Bundesrepublik Deutschland in der Wissenschaftsförderung das Thema Meer und Küste fast verschlafen wurde, zumindest aber gegenüber anderen Dimensionen, etwa im Hinblick auf die Raumfahrt oder auf die landbezogene Industrie, vernachlässigt worden ist.

Und selbst die seit einigen Jahren verstärkt geförderten Wissenschaften weisen eindeutig Schlagseite in Richtung auf wirtschaftliche Nutzung auf. Der gesamte ökologische Bereich wird in der Forschung eher stiefmütterlich behandelt. Und was noch wichtiger erscheint: Die Disziplinen arbeiten weitgehend isoliert nebeneinander her. Ein Zusammenwirken der Forschungsrichtungen geschieht eher zufällig, vernetztes Denken hat sich bislang kaum entwickelt. Gerade die übergreifende Perspektive wird aber in Zukunft dringend benötigt. Jede einzelne Maßnahme hat eben auch ungeplante Folgen, hinter jeder Maßnahme stehen partikulare Interessen, jede Forschung legitimiert Entscheidungen. Meeres- und Küstenforschung hat dementsprechend immer auch einen gesellschaftlichen Bezug, der in den eher naturwissenschaftlich ausgerichteten Disziplinen nur teilweise berücksichtigt wird.

Aus dieser Einsicht haben sich daher in den letzten zwei Jahrzehnten im angelsächsischen, skandinavischen und osteuropäischen Bereich sozialwissenschaftliche Fächer etabliert, die explizit die gesellschaftliche Dimension des Meeres- und Küstenbezugs erforschen. Unter anderem ist eine Maritime Soziologie entstanden, die den Zusammenhang von Gesellschaftsstrukturen und Meer/Küste analysiert: Auf einer globalen Ebene wird untersucht, ob sich typische Land- gegen typische Meeresgesellschaften unterscheiden lassen. So wird in kulturvergleichender Sicht herausgearbeitet, wie sich meeres- und küstenbezogene Gesellschaften (pelagische Kulturen oder Thalassokratien) von landorientierten Gesellschaftsstrukturen, die vor allem durch spezielle Raumnutzungsformen gekennzeichnet sind, unterscheiden. Hier bietet die Analyse faszinierende Beispiele dafür, wie See- und Küstenkulturen im Laufe der Geschichte völlig andere Organisationsformen und Denkmuster ausbilden konnten als typische Landkulturen. In diesem Bereich bietet sich eine enge Kooperation zwischen Soziologie, Ethnologie,

Kulturgeographie und Religionswissenschaft an. Auch historische Vergleiche zwischen Land- und Seemächten gehören zu derartigen Globalanalysen. Auf konkreteren Ebenen wird untersucht, wie sich im Hinblick auf die Meeresnutzung unterschiedliche Wirtschaftsformen, Berufe, Gesellschaftsgruppen, Sicherungssysteme etc. ausdifferenzieren. So ist unmittelbar evident, dass Küstenlage andere Vorstellungen über Natur und Sicherung gegen Naturgewalten hervorbringt als Landlage usf. In der Küstenlage entwickeln sich spezielle genossenschaftliche Organisationsprinzipien (Schiffergilden, Fischerei-Genossenschaften, Küstenschutz), aber auch besondere Berufsbilder und Ausbildungsstrukturen, die zu jeweils besonderer Zusammensetzung der Gesellschaftsstruktur führen. In der jüngeren Entwicklung kommen vor allem die Tätigkeitsfelder im Freizeit- bzw. Gesundheitsbereich (quartärer Sektor) und im Entsorgungsbereich (quintärer Sektor) hinzu, während gleichzeitig durch die Schrumpfung der Fischerei und der Werften besondere Krisenbereiche im Beschäftigungssystem induziert werden, die erhebliche sozialpolitische Anstrengungen erforderlich machen und daher zu genaueren sozialwissenschaftlichen Studien Anlass geben. Mit dem beruflichen und beschäftigungspolitischen Strukturwandel gehen Veränderungen im Sozialprestige und in den lokalen Machtverteilungen einher, die zu Spannungen führen können und sozialwissenschaftlich aufgeklärt werden sollten.

Auch auf der Mikroebene stellt die Maritime Soziologie entsprechende Untersuchungen an: zum Beispiel, ob das Schiff nach dem Vorbild einer totalen Institution (Gefängnis, Militär) organisiert ist, was sich beispielsweise in der letztinstanzlichen Befehlsgewalt des Kapitäns in Extremsituationen auffinden lässt; ob sich spezielle Formen maritimer Kriminalität (etwa Schmuggel oder Yacht-Prostitution) ergeben; wie das meer- und küstenbezogene Kulturgut (Seemannslieder, Marinekleidung, Schiffsausrüstungen) trivialisiert und kommerzialisiert wird etc. In diesen Bereich gehören etwa auch volkskundlich-soziologische Forschungen über einzelne Berufskulturen (etwa der Küstenfischer) oder über historische Veränderungen der Nahrungsmittelbeschaffung und -verarbeitung (zum Beispiel Heringsfang). Natürlich gehören in den Bereich der Maritimen Soziologie auch Forschungen, die sich auf den quartären und den quintären Sektor beziehen und bislang nur äußerst unzulänglich in anderen Disziplinen (etwa in der Fremdenverkehrsgeographie oder in der Freizeitsoziologie) mitbehandelt worden sind, wie etwa soziohistorische Wandlungen im Verhältnis des Menschen zum Meer und zur Küste, Strukturveränderungen im Badetourismus oder

Rückwirkungen von negativen Berichten über die Wasserqualität auf das Freizeitverhalten. In diesen Bereich gehören aber vor allem Forschungen, die sich auf die jeweiligen Interessengruppen der Meeresnutzung beziehen: also etwa Fragen nach den Interessenkollisionen unterschiedlicher Wirtschaftsgruppen mit politischen Institutionen bei der Entsorgung von Abfällen, Gift, eutrophierenden Substanzen und Abwärme oder Fragen nach der Optimierung von Organisationsstrukturen zur Kontrolle der Wasserqualität etc. Schließlich hat sozialwissenschaftliche Forschung auch schon einige Untersuchungen über die institutionelle Regulierung konkurrierender Meeres- und Küstennutzung angestellt. Insgesamt muss gerade in der Verbindung verschiedener Sichtweisen die Stärke einer Maritimen Soziologie gesehen werden.

Küstenbilder lassen sich soziologisch auf recht unterschiedlichen Ebenen untersuchen. Wichtig erscheinen vor allem ideologiekritische Analysen, die eine voreilige Ideologisierung und Romantisierung der Küsten vermeiden. Aber auch die Frage, ob Küsten besondere Formen der Vergesellschaftung hervorbringen, ist sozialtheoretisch noch intensiver zu diskutieren. Eine sozioökonomische Betrachtung muss sich um Nutzungskollisionen der verschiedenen Sektoren kümmern, und schließlich hat eine sozialstrukturelle Analyse die Verschiebungen in den Siedlungs-, Berufs-, Prestige- und Machtstrukturen in den Küstenregionen zu erhellen. Allerdings fehlen hierzu vor allem noch mentalitätsgeschichtliche und psychohistorische wie auch sozialstrukturelle und demographische Studien. Andere theoretische Konzepte wie etwa die Habitus-theorie oder die Bedeutung von Grenzen sind bei zukünftigen Arbeiten für die Untersuchung von Küstenbildern weiter zu explizieren. Küsten sind gesellschaftlich geradezu Paradigmen für das Verhältnis von Menschen/Gesellschaften zur Natur und daher ein möglicher Schlüssel weiterführender sozialtheoretischer Konzepte.

Literatur

- Bangemann, Martin (1985): Begrüßung. In: Der Minister für Wirtschaft und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.): Meeressymposium Bonn 1985. Am 13. Juni 1985, in der schleswig-holsteinischen Landesvertretung in Bonn. Kiel, S. 10–15.
- Canetti, Elias (1980): Masse und Macht. Frankfurt am Main.

Fourastié, Jean (1954): Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts. Köln.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1972): Grundlinien der Philosophie des Rechts. Frankfurt am Main.

Prahl, Hans-Werner / Steinecke, Albrecht (1979): Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit. Berlin.

Schmitt, Carl (1942): Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Leipzig.

Küste als Raum der Erholung und der Freizeit

Jürgen Hasse¹

Unter den norddeutschen Küstenländern sind es besonders Niedersachsen und Schleswig-Holstein, die aus einer demokratischen Tradition heraus Fremdenverkehrsplanung auf Landes-, Kreis- und Gemeindeebene betreiben. Da die Küsten in diesen Ländern innerhalb des Tourismus eine wichtige, wenn nicht dominante Rolle spielen, will ich zunächst die touristischen Entwicklungskonzepte von Niedersachsen und Schleswig-Holstein in ihren Grundlinien umreißen. Nach einem Vergleich werde ich den Planungsleitbildern eine phänomenologische Betrachtung von Küstenräumen gegenüberstellen, um Projektion und Potential ineinander zu spiegeln. Vor diesem Hintergrund wird die Inkommensurabilität der Sprachen von Politik und Planung auf der einen Seite und dem Erscheinen von Natur in Situationen auf der anderen Seite evident. Die daraus resultierende Differenz wird schließlich nutzbar gemacht, um nach Aneignungsalternativen zu fragen, die jenseits eines produktorientierten Begriffes der menschlichen Erholung anthropologisch-ästhetische Perspektiven von Begegnungsformen mit der *natura naturans* öffnen.

1 Küsten als touristische Planungsräume

Es ist Aufgabe der Raumordnungspolitik, Leitlinien für die räumliche Entwicklung zu setzen. Dabei sind die Grundsätze der Raumordnung einzuhalten. Ihnen zufolge sind die ländlichen Räume unter Wahrung ihrer ökologischen Funktion als naturnahe Erholungs- und Feriengebiete zu sichern und

¹ Stand des Beitrags: Dezember 1999.

zu verbessern,² um den „Bedürfnissen der Menschen nach Erholung in Natur und Landschaft sowie nach Freizeit und Sport [...] durch die Sicherung und umweltverträgliche Ausgestaltung geeigneter Räume und Standorte Rechnung“ zu tragen.³ Landesweit geltende Leitlinien und Ziele zur Umsetzung dieses allgemeinen Grundsatzes werden für touristisch besonders geeignete Teilräume in den Tourismuskonzepten der Länder formuliert. Die Konzepte sind wichtige Orientierungshilfen für die Kommunen. Sie vermitteln mit einer relativ differenzierten inhaltlichen Programmatik zwischen Landesplanung, Regionalplanung und kommunaler Bauleitplanung.

1.1 Tourismuskonzept Niedersachsen 1997

Jedem Tourismuskonzept geht ein strukturelles Problem voraus: Tourismusplanung muss infolge der hohen Abhängigkeit des Reise- und Freizeitverhaltens von schnell sich wandelnden Werten eine Quadratur des Kreises anstreben. Sie muss, da sie im Kontext der Tourismuswirtschaft an ökonomischer Effizienz gemessen wird, zukünftige touristische Motive und so genannte „Bedürfnisse“ antizipieren. So suggeriert das „Tourismuskonzept Niedersachsen 1997“ eine Flexibilität der Tourismuswirtschaft, die es schon allein aufgrund der Persistenz des physischen Raumes nicht geben kann, zumal sich Erholung in der Natur *vor* jeder infra- und gewerbestrurellen Entwicklung der Fremdenverkehrsorte in allererster Linie auf die Existenz geographischer Räume in Gestalt des Meeres und seiner Küsten, der Gebirge und seiner Täler etc. bezieht. Als Erholungs- und Freizeitraum muss die Küste hinsichtlich vieler Freizeit- und Erholungsformen aber doch auch Aktionsraumqualitäten aufweisen, die das Naturpotential allein nicht bereitstellt. In der Planung und Herstellung dieser Qualitäten ist die Tourismuswirtschaft weitaus flexibler als im Umbau des physischen Raumes. Höchste Flexibilität weist sie schließlich da auf, wo sie lediglich per Zuschreibung bestimmte Freizeit- und Erholungseigenschaften in ohnehin vorhandene Strukturen des Raumes hineincodieren kann. Die freizeitbezogenen Bedürfnisse der Reisenden, die in hohem Maße ein Produkt der Kulturindustrie im Allgemeinen und der Fremdenverkehrswirtschaft im Beson-

² Vgl. Raumordnungsgesetz in der Fassung vom 23.11.1994, § 2 Abs. 1 Ziffer 6.

³ Ebd., Ziffer 12.

deren sind, fungieren deshalb in einem gewissen Sinne als Medien, über die ein touristischer Raum angeeignet und ökonomisch „gefüllt“ wird. In ihrer Umsetzung bestimmen sie auch die *soziale* Ausgestaltung des Raumes.

Bedürfnisse können erst dann aktionsrelevant werden, wenn entsprechende „Bühnen“ im physischen Raum vorhanden sind. Da dieser Raum in der Perspektive der Tourismuswirtschaft in erster Linie als *ökonomischer* Raum konzipiert ist, stellt sich das Tourismuskonzept als eine Strategie dar, menschliche Bedürfnisse (nach Erholung, Selbstdarstellung, Erlebnis etc.) in die Form des Geldes zu transferieren. Das hat zur Folge, dass die Nordsee in ihrem Erholungs- und Freizeitpotential als *Naturraum* gar nicht erst in den Blick kommt, sondern stets als Sozialraum bestimmter ökonomisch zirkulierender Nutzergruppen. Die „niedersächsischen Nordseefans“ verteilen sich gleichmäßig über alle Altersklassen, sie stehen für Entspannung, Abwechslungsreichtum, Jugendlichkeit und Modernität.⁴ An diesen und weiteren Wahrnehmungsklischees richtet sich die Vermarktung aus. Deshalb müsse Natur und landschaftliche Vielfalt im Konkurrenzkampf mit anderen touristischen Gebieten „modern und zeitgemäß dargestellt werden“.⁵ Es wird empfohlen, Lebensgefühle zu kommunizieren, um den *Kunden* zu zeigen, „daß sie dieses Lebensgefühl am Urlaubsort noch perfekter verwirklichen können als zu Hause und am Wohnort“.⁶ Ziel solle deshalb sein, die Urlaubsregion „für einzelne Lebensgefühlgruppen ‚kultig‘ zu machen“.⁷ Hier werden bedürfnisbezogene Schwerpunkte eines regionalen Tourismusprogrammes als „Folie aus der Sicht des Gastes“ über die Geographie der Region gelegt, wie zum Beispiel im Schwerpunkt „Naturerlebnis“.⁸ In der Logik des Konzeptes stellt sich dann das Naturerlebnis des Nordseestrandes bei Hochwasser auch nicht in seiner Phänomenalität dar, sondern als „touristisches Produkt“.⁹ Als inszeniertes Erlebnis ist es konzeptionell aber an eine soziale Konstruktion (Lebensgefühl) gebunden,

⁴ Niedersächsisches Ministerium für Wirtschaft, Technologie und Verkehr (Hrsg.) (1997): Tourismuskonzept Niedersachsen. Hannover, S. 11.

⁵ Ebd., S. 22.

⁶ Ebd., S. 23.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., S. 20.

kommt also nur oder erst im korrespondierenden Blick zur Geltung. Das Wesen des Produktes „Tourismus“ in einem bestimmten „Design“¹⁰ liegt somit nicht im zweckfreien Blick aufs Meer, sondern in der Funktion hergestellter Korrespondenzformen in ihrem jeweiligen Verhältnis zur Lebenswelt.

Mit der Verengung der Leistung eines touristischen Raumes auf dessen Produkt-Potential wird Natur (hier die des Meeres und der Küste) lückenlos instrumentalisiert und auf eine ökonomische Rationalität reduziert. Die Gestaltung der Druckfassung des Konzeptes verweist schon durch ihre äußerliche Erscheinung den gesamten raum- und landschaftsbezogenen Bereich der Freizeit wie der Erholung ins Epigonale: Im Tourismus scheint es keinen Sinn jenseits der Grenzen von Fun und Jux zu geben.

1.2 Tourismuskonzept Schleswig-Holstein 1996

Das Tourismuskonzept 1996 des Landes Schleswig-Holstein unterscheidet sich schon in seinem Umfang vom niedersächsischen. Es ist inhaltlich detaillierter, weniger plakativ, stattdessen mehr argumentativ aufgebaut. In einer Stärken- und Schwächenanalyse werden „elementare Naturerfahrungen“ in Form „jederzeit möglicher Berührung des Einzelnen mit den Elementen der Natur“¹¹ als Stärke herausgestellt: „Verschiedene Wetterlagen und Jahreszeiten bereichern die Erfahrungs- und Erlebnismöglichkeiten noch zusätzlich.“¹² Wenngleich damit das jedem tourismuswirtschaftlichen Zugriff gegenüber unverfügbare Potential von Natur auch ganz offensichtlich als fundamentale Bezugsgröße des Fremdenverkehrs mitgedacht wird, so ist doch auch das schleswig-holsteinische Konzept ein *tourismus-ökonomisches*, und als solches stellt es eingangs fest: „Insgesamt befindet sich das Produkt ‚Urlaub in Schleswig-Holstein‘ (noch) in einem guten Zustand.“¹³ Wichtig sei es, den „(Produkt-)Nutzen eines Aufenthaltes in Schleswig-Holstein für die Urlauberinnen und Urlauber [...] herauszuarbeiten“.¹⁴

¹⁰ Ebd., S. 23.

¹¹ Landesregierung Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1996): *Tourismuskonzeption 1996*. Kiel, S. 25.

¹² Ebd.

¹³ Ebd., S. 27.

¹⁴ Ebd.

Ein zentrales normatives Ziel des Konzeptes liegt in der Herstellung ökologisch verträglicher touristischer Nutzungsformen. Deshalb kommen naturpädagogisierende Programme in den Umsetzungsstrategien stark zur Geltung (Informationsarbeit im Nationalpark,¹⁵ Schaffung von Naturerlebnisräumen,¹⁶ symbolische Legitimation von Windenergieanlagen).¹⁷ Verknüpft mit Maßnahmen endogener Regionalentwicklung, alternativer Verkehrspolitik und ökologischem Landbau, setzen sie den Tourismus in ein Verhältnis zwischen grüner Ideologie und rot-grüner Ökonomie. Die „grüne“ ideologische Einfärbung des schleswig-holsteinischen Produktes „Urlaub am Meer“ ist evident. Im Vergleich dazu ist das niedersächsische Konzept kulturindustriell affirmativ. Die Strukturanalyse „Urlaub in Schleswig-Holstein“ zeigt ihrerseits deutlich, dass das Spannungsverhältnis Tourismus und Ökologie zudem unter dem Vorzeichen einer naturwissenschaftlichen (grünen) Ökologie zu lösen versucht wird. Als geeignete Maßnahmen werden entweder Besucherlenkungen oder/und Informationen wie Bildungsprogramme empfohlen.¹⁸ Die Tourismuskonzeption des Landes entwirft die touristischen Zielgebiete Schleswig-Holsteins nach dem Bild eines Landschaftsspiegels, in dem die Versöhnung mit der Natur als eine Frage des Tourismus erscheint. Das substanzielle (wenn auch heimliche) Ziel scheint im Gegensatz zum niedersächsischen Konzept gar nicht die Freizeit und der Tourismus zu sein, sondern eine abstrakte *natura naturans*, die um ihrer selbst willen der Schonung bedarf.

1.3 Der Blick der Tourismusplanung auf die Küste

Der Produktcharakter, den die Fremdenverkehrswirtschaft selbst den Erscheinungsformen der *natura naturans* zuschreibt, präjudiziert eine ökonomische Rationalität der Planung, die gegenüber nicht-monetarisierbaren Aspekten der Freizeit und der Erholung blind ist. Das zeigen beide Ent-

¹⁵ Vgl. ebd., S. 35.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 38.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 65.

¹⁸ Vgl. Minister für Wirtschaft, Technik und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1995): Strukturanalyse – Urlaub in Schleswig-Holstein. Kiel, S. 33–35.

wicklungskonzepte. Am Beispiel des schleswig-holsteinischen Konzeptes werden Freizeit und Erholung aufgrund einer problematischen Beziehung zur Ökologie pädagogisiert, so dass dieser Ideologie die Sensibilität für den phänomenologischen Charakter der Natur zum Opfer fällt. Folgendes lässt sich an dieser Stelle resümieren: Natur wird entweder *nur* ökonomisch oder ökonomisch *und* naturwissenschaftlich (d. h. ökologisch) betrachtet, jedenfalls nicht als das, was sie den Erholungssuchenden in allererster Linie ist – *ästhetische* Natur. Die Natur der Küste erscheint auf der Planungsebene als ökonomische und ökologische Ressource. In der Rationalität der Planung hat die Küste kein naturekstatisches Potential, das leiblich in Erscheinungen und Eindrücken zudringlich wird, obwohl diese Potentialität doch den Kern dessen bildet, was hinter dem immer noch in der Reisestatistik vorrangigen Motiv „Erholung“ steckt. Die Tourismusökonomie geht programmatisch vor – sie operationalisiert „Inszenierungen“, die die Individuen kulturindustriell da abholen, wo systembedingter Kompensations- beziehungsweise Entsublimierungsbedarf aufgestaut ist.¹⁹ Formen des Naturerlebens, die von einer marktorientierten Kommerzialisierung frei sind, werden unter dem Druck dieser Planungslogik zu einer allein bildungsphilosophischen Reminiszenz. Dass der zweckfreie, kontemplative Blick aufs Meer die Imagination zu stärken und dem Menschen im Sinne von Herbert Marcuse Ansatzpunkte eigener Befreiung aus systemischen Zwängen zuzuspielen vermag, hat mit Tourismus gar nichts mehr zu tun, wenngleich sich das mitunter subversive Potential der Imagination gerade in Situationen der Freizeit entzünden mag. Es kann nicht Ziel des ökonomischen Systems „Tourismus“ sein, die Menschen auch nur in Ansätzen von ihrem entfremdungsbedingten Kompensationsbedarf zu entlasten.

¹⁹ Vgl. dazu die frühen sozialpsychologischen Kritiken am Massentourismus von Adorno, Theodor W. (1969): Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt am Main 1980, S. 57–67 oder Habermas, Jürgen (1958/1971): Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Giesecke, Hermann (Hrsg.): Freizeit- und Konsumerziehung. 2. Auflage. Göttingen, S. 105–122.

2 Zwischenfrage: Gibt es eine Tourismuswissenschaft?

Theoretische wie empirische Forschung über (im weitesten Sinne) tourismusbezogene Erscheinungen verläuft im Allgemeinen quer zur Struktur der wissenschaftlichen Disziplinen. Sie wird aus der Soziologie heraus ebenso betrieben wie aus der Raumplanung, der Ethnologie, der Literaturwissenschaft oder der Philosophie. Freizeit und Erholung bilden deshalb eher Prozessfelder als Gegenstandsbereiche, die sich im Hinblick auf eine wissenschaftstheoretische Konzeption ohne Überschneidungsprobleme von der wissenschaftstheoretischen Struktur anderer Fächer abgrenzen ließen. Die Überlagerungen der Disziplinen mit ihren je verschiedenen theoretischen Perspektiven sind dabei in gewisser Weise ein Resultat der lebensweltlichen Struktur von Freizeit- und Erholungssituationen. Umgekehrt ließe sich sagen, dass eine wissenschaftliche Bearbeitung tourismusbezogener Erscheinungen nur im interdisziplinären Kontext der Kulturwissenschaften gelingen kann. Eine Tourismuswissenschaft wäre eine Disziplin ohne Gegenstand, denn der konstruiert sich als *wissenschaftlicher* erst im transdisziplinären Kontext.

Dennoch wird Forschung über Freizeit, Erholung und Tourismus betrieben und in ihren Resultaten auf Anwendungsfelder bezogen. Am Beispiel der Methoden zur Bewertung des landschaftlichen Erholungspotentials lässt sich beispielhaft zeigen, dass die theoretische wie forschungsmethodische Perspektive *einer* Disziplin (hier die der Landschaftsplanung) zu Auslassungen führt, die folgenreiche Erkenntnisdefizite in die Fremdenverkehrsplanung verschleppen. Bruno Benthien merkt zu diesem Forschungsbereich aus der Perspektive der Geographie der Erholung und des Tourismus an, die Bewertung des Rekreationspotentials sei „ein wichtiges Erkenntnismitel, das die ökonomische Nutzung (oder auch ökologische Schonung) von Erholungsgebieten wissenschaftlich begründen hilft“.²⁰ Um Forschungsertrag und Anwendungsbezug der Methode vorzustellen, bedient er sich im Weiteren des Beispiels der Küste. Danach werden die zu bewertenden Gebiete innerhalb einzelner Planquadrate nach quantifizierbaren Maßzahlen bewertet, zum Beispiel nach Strandmaterial (Sand bis Gesteinsblöcke), Strandbreite (bis zu 40 m) und nach Strandbegrenzung (Dünen bis Ufer-

²⁰ Benthien, Bruno (1997): Geographie der Erholung und des Tourismus. Gotha, S. 117.

schutzbauten).²¹ Das referierte Verfahren arbeitet nach einem Prinzip, das auch anderen Methoden zugrunde liegt, die zum Teil schon in den 1960er Jahren entwickelt und auf Räume unterschiedlichster landschaftlicher Eigenart angewendet worden sind (vor allem der Mittelgebirge). Ihr gemeinsames Merkmal ist die messzahlenspezifische Objektivierung landschaftsbezogener subjektiver Bewertungen. Das erkenntnistheoretische Problem derartiger Methoden liegt auf der Hand: Landschaftsbewertungen laufen auf eine Algorithmisierung letztlich doch immer situationsgebundener Eindrucksqualitäten hinaus. Nicht minder reduktionistisch verfahren im Übrigen die Gerichte, wenn sie in Rechtsstreitigkeiten über die Beeinträchtigung des Landschaftsbildes zu urteilen haben. Auch hier gilt als Beurteilungsgrundlage *nicht* ein kontingentes, situatives und deshalb deutungsbedürftiges Landschaftserleben mit allen Sinnen; vielmehr wird der Begriff des Landschaftsbildes „maßgeblich durch die optischen Eindrücke [...] bestimmt“,²² mit anderen Worten aufs Ikonographische in positivistischer Manier reduziert.

Landschaftsplanung sieht sich nicht selten als eine im weitesten Sinne biologistische und ökologistische Disziplin naturwissenschaftlicher Tradition verpflichtet; zugleich ist sie ein praxisbezogenes Fach. So dürfte sie schon aus diesem strukturellen Präjudiz heraus die methodologische Alternative zwischen Phänomenologie und Positivismus zugunsten der zweiten Variante entscheiden. Zumindest wird sie die Messung der Quantitäten so lange phänomenologischen Wirkungsanalysen von Landschaften vorziehen, als sich diese nicht quantifizieren und damit letztlich planerisch unmittelbar nutzen lässt. So wird die Bewertung des Landschaftsbildes visualistisch reduziert, obgleich doch auf dem Wege der Wahrnehmung nicht allein optische Sinnesdaten für die Bewertung eines Landschafts-Bildes verantwortlich sind (man denke an Wahrnehmung von Landschaften und anderen Objekten über die Brücke synästhetischer Charaktere). Zusammenfassend lässt sich ein gewisses Bewertungsdilemma konstatieren, das in einem Positivismus der Methoden gipfelt. Benthien's Fazit kommt dagegen gleichsam vom anderen Ende der Kritik und ist frei von jedem methodologischen Zweifel:

²¹ Vgl. ebd., S. 118.

²² Fischer-Hüftle, Peter (1997): Vielfalt, Eigenart und Schönheit der Landschaft aus der Sicht eines Juristen. In: Natur und Landschaft, H. 5, S. 239–244, hier S. 241, nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts.

„Offensichtlich werden Planer und politische Entscheidungsträger von einer komplizierten Bewertungsmethodik in der Regel überfordert, um sie gedanklich nachvollziehen zu können. So bleiben wissenschaftliche Erkenntnisse auf der Strecke, weil sie für den Außenstehenden nicht verständlich genug sind.“²³

Benthien's Problem ist die Transferierbarkeit einer „komplizierten Methodik“, nicht der in ihrem Positivismus zum Verschwinden gebrachte ephemere Charakter landschaftlicher Erscheinungen in Situationen. Werner Kreisel klärt mit seiner Bewertung der Aufgaben einer angewandten Geographie in der Tourismusforschung letztlich, weshalb diese Kritik an der Methodik der Landschaftsbewertung sowieso von Grund auf verfehlt ist:

„Die Beschäftigung mit der ‚Landschaft‘ ist ein zentrales geographisches Anliegen. In der angewandten Tourismusplanung geht es jedoch nicht um theoretische Erörterungen, was ‚Landschaft‘ sei. Vielmehr ist das Ziel, die touristisch relevanten Strukturen von Räumen und Regionen herauszuarbeiten. Dazu werden die wesentlichen, die dominanten Elemente einer Landschaft erfaßt – also das naturlandschaftliche und das kulturlandschaftliche Inventar.“²⁴

Dieses Insistieren auf objektivierbaren (also letztlich messbaren) Verfahren drückt kaum das Wesen einer „exakten Wissenschaft“ aus. Es symbolisiert vielleicht eher ein doppeltes Trauma: zum einen, nicht so recht auf eine eigene Wissenschaft als Disziplin sich berufen zu können, und zum anderen, einem schier unbeherrschbaren Planungsfeld gegenüberzustehen. Die Rücksicherung planerischer Empfehlungen auf pseudowissenschaftliche Verfahren vermag nur schlecht darüber hinwegzutäuschen, dass man sich in der Planungspraxis eher auf Intuition denn auf hermeneutische Analysen verlässt, kommt es doch im Tourismus (ganz wie in der Werbung) anscheinend mehr auf die konstruktivistische Zuschreibung Lust vermittelnder Erlebnisqualitäten an als auf die Herstellung von gesellschaftlichen Verhältnissen, die Ansatzpunkte eines gelingenden Lebens böten.

²³ Benthien (1997), S. 130.

²⁴ Kreisel, Werner (1997): Angewandte Geographie in der Tourismusforschung – Aufgaben und Chancen. In: Güßefeldt, Jörg / Spönemann, Jürgen (Hrsg.): Geographie in der Grundlagenforschung und als Angewandte Wissenschaft. Göttingen, S. 233–248, hier S. 242.

3 Küsten als Räume selbstreferentiellen Erlebens

Die auf die Regionalplanung und das Unternehmensmanagement ausgerichteten Tourismuskonzepte der Länder setzen ein nicht näher bestimmtes Freizeit- und Erholungspotential der Küsten voraus. Die anwendungsorientierten Untersuchungen zur Landschaftsbewertung stützen sich zwar auf subjektive Bewertungen, können jedoch nur solche Kategorien in quantitative Parameter übertragen, die sich im physischen Raum der Küste objektivieren lassen. In den folgenden beiden Punkten werden Erscheinungsweisen skizziert, die auf die subjektive Wahrnehmung einwirken, sich indes der Objektivierung entziehen, aber doch ganz maßgeblich den Freizeit- und vor allem den Erholungswert der Küste konstituieren.

3.1 Der Strand in phänomenologischer Sicht

Küsten sind Säume, die einen landnahen Streifen des Meeres und einen am Meer gelegenen Raum einer Region umfassen. Über die jeweiligen Maße ließe sich streiten. Am ehesten lässt sich eine Küste noch als Landschaft beschreiben, die neben einem spezifisch ökologischen Haushalt durch ein ihr eigenes *Bild* gekennzeichnet ist. Das Landschaftsbild der Küste ist indes ein sehr vielfältiges. Am Strand setzt sich die Landschaft der Küste gleichsam ekstatisch ins „Bild“. Ihr Erscheinen löst Empfindungen aus, die sich mal mit dem Gefühl des Erhabenen, mal mit dem Eindruck des Schönen verbinden.

Jules Michelet liefert Belege für beide Formen: So rühre die Schönheit des Mittelmeeres von seinem harmonischen Rahmen und der Lebendigkeit und Transparenz der Luft und des Lichts her.²⁵ Zur Wirkung sagt Michelet: „Dieses schöne Meer mit seinen machtvollen Klimata übt eine wunderbar stählende Wirkung auf den Menschen aus.“²⁶ Aber die Atmosphären des Meeres, deren man am Strand oder zumindest in dessen visueller Nähe gewahr wird, fördern auch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft.²⁷ Diese Wirkung dürfte gleichwohl eher mit der erhabenen Erscheinung des Meeres

²⁵ Michelet, Jules (1987): *Das Meer*. Frankfurt am Main u. New York, S. 260 (Erstausgabe 1861).

²⁶ Ebd., S. 261.

²⁷ Vgl. ebd., S. 283.

zu tun haben als mit seinem schönen Bild. Dem Strand kommt jedenfalls eine mediale Funktion zu: Er setzt die „auf den ersten Blick wilde, aber im Grunde göttliche und demnach befreundete große Macht [der See] zu uns in Beziehung“.²⁸

Die Ästhetik des Erhabenen birgt in den mystifizierten Formen atmosphärisch zudringlich werdender Natur den Keim der Erfahrung von Transzendenz. Worauf sich der ins Transzendente zielende Eindruck richtet, wird im folgenden Zitat deutlicher, in dem Michelet über die beeindruckende und beängstigende Wirkung des Ozeans in seinem Hereinbrechen in die Buchten, Küsten und insbesondere die Klippen spricht: „Man sieht seine Unendlichkeit nicht, doch man fühlt, man hört, man erahnt ihn unendlich, und der Eindruck wird hierdurch nur noch stärker.“²⁹ Die atmosphärische Wirkung, von der hier die Rede ist, geht nicht flau nur auf den Gesichtssinn. Sie zieht sich gleichsam durch die fünf Sinne und zerrt am ganzen Leib. Was hier so zudringlich wird, ist weniger die Ästhetik der *natura naturata* als die Ästhetik des Anästhetischen, welche durch die *natura naturans* medial ein *selbstreferentielles* Erleben intensiviert: Am Strand setzt sich über das Medium landschaftlichen Empfindens das Vexierbild des Ozeans, der zugleich reelles Bild schäumenden Wassers wie mystifiziertes Symbol göttlicher Allmacht und kosmologischer Bewegung ist, in eine ästhetische Sprache seines Erscheinens um: „Er [der Orkan] ruft mich zu mir selbst und zur Welt zurück.“³⁰

Das Gefühl, das die Landschaft im erlebenden Individuum freisetzt, ist am Meer – vielleicht ähnlich wie im Hochgebirge – aufgrund seiner Erhabenheit in hohem Maße zudringlich. Für Hermann Schmitz breiten sich Landschaften deshalb auch im leiblichen Raum aus.³¹ Das Merkmal extremster Zudringlichkeit des *erhaben* erscheinenden Meeres ist das Zurücktreten seiner Objekthaftigkeit. Das *schöne* Meer wird vom Subjekt mit einem Gefühl des Gefallens angehört, das erhabene Meer tritt dagegen als *natura naturata* im Subjekt selbst zurück, es wird gleichsam durch das

²⁸ Ebd., S. 29.

²⁹ Ebd., S. 23.

³⁰ Ebd., S. 29.

³¹ Vgl. Schmitz, Hermann (1981): System der Philosophie. Band 3: Der Raum. Teil 2: Der Gefühlsraum. Bonn, S. 398.

Subjekt ausgemerzt, wie Jean-François Lyotard sagt.³² Das „Kant’sche Geistesgefühl“ des Erhabenen kennt nur die Achtung für moralische Ideen. Im Erhabenen kommt es nicht mehr auf einen zweckmäßigen Gebrauch der zur Erscheinung kommenden Dinge an, sondern nur auf den Gebrauch ihrer Anschauung, so dass Lyotard sagen kann: „Der Geist macht von der Natur Gebrauch.“³³ Das Verhältnis zum Gegenstand kehrt sich um, vor allem in Bezug auf das Interesse, das nun zur „interessanten Interesslosigkeit“ wird,³⁴ womit die Natur (des Meeres) nun doch in ein zweckmäßiges Verhältnis zu ihrer ästhetischen Beurteilung tritt.³⁵

Wo das Naturschutzrecht von Erholung spricht, ist immer auch ein nicht näher bestimmtes ästhetisches Verhältnis gemeint, das man zu einem phänomenologischen Raum einnehmen möge, wenngleich diese Beziehung in der Planung eher unexpliziert bleibt, zumindest so lange, als in ihr nicht der Charakter geldwerter Produkte entdeckt werden kann. Dass der Freizeit- und Erholungsraum aber zugleich auch eine Bühne sozialer Distinktion ist, will ich im Folgenden skizzieren.

3.2 Der Strand in der Perspektive seiner Konstruiertheit

Der Strand ist nicht nur ein Raum phänomenologischer Vielschichtigkeit. Er ist auch eine soziale Bühne, auf der soziokulturelle Ein- und Ausgrenzungsrituale zelebriert werden. Als Freizeitraum steht er in einem gleichsam erbarmungslos korresponsiven Verhältnis zur Lebenswelt der Reisenden. Christoph Hennig beschreibt den Strand als sozialen Kosmos, an dem die Lesbarkeit einer hierarchisch organisierten Welt weitgehend aufgehoben ist.³⁶ Das bedeutet keineswegs das Ende der gespaltenen Gesellschaft. Die Möglichkeiten des ostentativen Gebrauchs von Medien der Unterscheidung sind nur eben am Strand stark reduziert. Was dann oft nur bleibt, ist die Deriva-

³² Vgl. Lyotard, Jean-François (1989): Das Interesse des Erhabenen. In: Pries, Christine (Hrsg.): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn. Weinheim, S. 91–118, hier S. 112.

³³ Ebd., S. 111.

³⁴ Vgl. ebd.

³⁵ Vgl. ebd., S. 118.

³⁶ Vgl. Hennig, Christoph (1997): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt am Main, S. 27.

tion habitueller Praktiken, etwas eben auf *bestimmte* Weise zu tun. So ist der Strand doch auch ein Feld der Macht, auf dem die Gebrauchsformen kulturellen Kapitals den Wechselkurs zu ökonomischem Kapital bestimmen.³⁷

Da die Freizeit eine bevorzugte Zeit sozialer Selbstvergewisserung, aber auch der Optimierung der Verhältnisse zwischen den Bourdieu'schen Kapitalformen ist, werden die Küsten als touristische Räume sozioökonomisch differenziert vermarktet. Die sozioökonomische Differenzierung der Wohnviertel findet im Fremdenverkehrsraum eine Entsprechung. Es bleibt aber nicht allein bei einer Frage der Spiegelung des sozialen Raumes an anderen Orten. Gegenstand sozioökonomischer Differenzierung sind daneben (als Mittel der Distinktion) die Arten der Freizeitnutzung. Es handelt sich hierbei aber nicht allein um eine Differenzierung der „feinen Unterschiede“. So sind doch an die verschiedenen Formen von Freizeitnutzungen auch Eindrucksqualitäten gebunden, die in der Natur erlebbar werden. Das potentielle Erscheinen der Natur wird auch im Fremdenverkehrsraum über den medialen Weg freizeitspezifischer Nutzungen erlebbar (zum Beispiel Surfen, Segeln, Strandreiten, Wandern, Sonnen etc.).³⁸ Letztlich entscheidet das Geld nicht nur über lebensstilspezifische Selbstkonzeptualisierungen, sondern vor allem über das potentielle Spektrum atmosphärischen und situativen Erscheinens von Natur.

4 Strukturelle Auslassungen in planungspraktischer und wissenschaftstheoretischer Sicht

Die Fremdenverkehrsorte an den Küsten sollen in ökonomischer Hinsicht differenziert ihre je eigenen Käufergruppen „ansprechen“. Deshalb befasst sich die Tourismusforschung detailliert und anwendungsbezogen mit ökonomischen Fragen der Vermarktung. Die Zeit der kritischen gesellschaftstheoretischen Analyse des Tourismus beziehungsweise der räumlichen Differenzierung des Tourismus im Sinne einer Spiegelung des hierarchischen Aufbaues kapitalistischer Gesellschaften ist ganz offensichtlich vor-

³⁷ Vgl. Bourdieu, Pierre (1998): Sozialer Raum und Feld der Macht. In: ders.: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main, S. 48–52, hier S. 51.

³⁸ Am Beispiel des Sonnenunterganges am Meer habe ich das an anderer Stelle beschrieben. Vgl. Hasse, Jürgen (1997): Mediale Räume. Oldenburg, S. 123–124.

bei. Im Zuge einer deutlichen Tendenz zur Anwendungsorientierung tourismusbezogener Forschung dominiert heute eine Bedienung schnelllebiger Märkte. Wissenschaftliche Analysen liefern allenfalls noch in Relikten differenzierte Rekonstruktionen gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Spiegelung in Freizeit und Tourismus. Dabei fällt der pragmatischen Haltung tourismuswissenschaftlich arbeitender (Teil-)Disziplinen nicht nur das Politische zum Opfer, sondern auch das Phänomenologische.

Gänzlicher Ausfall an einschlägiger Forschung muss im Hinblick auf die phänomenologische Wirkungsweise von Landschaften konstatiert werden. Die wie auch immer „funktionierende“ Attraktivität von Landschaften wird auf dem Niveau der Denkvoraussetzungen wissenschaftstheoretisch und forschungsmethodisch (vgl. Abschnitt 2) wirksam, aber nicht selbst auch zum Gegenstand systematischer Forschung. Landschaftsbildanalysen können diese Funktion zumindest im Mainstream der angewendeten Methoden nicht erfüllen, da sie bestimmte Empfindungsqualitäten nicht untersuchen, sondern voraussetzen. So gilt für die Tourismusforschung, was das Reiseunternehmen AMEROPA auf eine Anfrage zur Motivforschung mitteilte: „Welche unterschiedlichen Aktivitätsspielräume und Möglichkeiten das Element ‚Meer‘ im Urlaub bietet, wird bei Kunden als bekannt vorausgesetzt.“³⁹

5 Von der „grünen“ Ökologie und rot-grünen Ideologie zur „grauen“ Ökologie – eine ästhetisch-anthropologische Perspektive

Da das Recht auf Erholung des Menschen einen tarifrechtlichen Kernbestand des Sozialstaates bildet (wie es im Übrigen zentrales Schutzgut nach geltendem Naturschutzrecht ist), kommt der Erholung innerhalb des Tourismus eine besondere Bedeutung zu. Sie ist überdies eine anthropologische Kategorie, denn an ihr ist es, dem Menschen neben seiner physiologischen Kraft auch jene „seelische“ Form zu vermitteln, die nicht zuletzt eine der Sublimierung ist. Ich will – ohne den Begriff der Erholung einer detaillierten Prüfung und inhaltlichen Füllung zu unterziehen – im Folgenden die Küste in ästhetisch-anthropologischer Sicht und damit quer zu jeder offiziellen touristischen Programmatik als *potentiellen* Erholungsraum betrachten, der

³⁹ Schreiben von AMEROPA vom 20.2.1998.

sich mehr den phänomenologischen *Eigenschaften* der Küste und des Meeres verdankt als der tourismuswirtschaftlichen *Erschließung* eines Raumes.

Jenseits freizeitpädagogischer Mission stellt sich die Frage nach den möglichen Erfahrungen aus dem sinnlichen Eintauchen in den atmosphärisch so wechselhaften Raum der Küste. Nicht zuletzt liegt hierin eine Frage der politischen Ästhetik, die sich schon aus den alltagspraktischen Nutzungsverhältnissen der Menschen zur Küste stellt. Die Küste – zum Beispiel der deutschen Nordsee – ist eine symbolische Arena: In der Mission grüner Ökologie ist selbst Autochthonen an zahllosen Orten der Küste die Überschreitung der Deichkrone untersagt. Der Nationalpark Niedersächsisches oder Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer fordert diesen Tribut. In der Mission rot-grüner Ökologie werden die norddeutschen Küstenstreifen aber zugleich unaufhörlich mit Windenergieanlagen möbliert. Jede ideologiekritische Rückfrage wird ungeachtet energietechnischer wie energiepolitischer Rechtfertigung ökodogmatisch ins Aus pädagogisiert.⁴⁰

Nimmt man die reinlichkeitsgebietenden Überbeschreibungen an deutschen Stränden hinzu und die tendenzielle Ökohysterie der Deutschen, die zum Trauma sich auszuwachsen beginnt, gibt es keine Räume der Gedankenlosigkeit mehr, schon gar nicht am Meer. Indes will ich gerade diese ästhetische Form „gedankenloser“ Räume herausstreichen und ihrer wahrnehmungstheoretischen Funktion in Umrissen nachgehen. „Gedankenlose“ Räume konfrontieren das Individuum (interesselos) mit sich und der Welt. *Deshalb* erfüllen sie eine wichtige politische Funktion in der Sensibilisierung menschlichen Empfindens. Paul Virilio spricht von „grauer Ökologie“, wenn er sich für die Mühe der sinnlichen Erfahrung ausspricht.⁴¹

Eine „graue Ökologie“ macht ihrerseits (wie die „grüne Ökologie“) eine Frage der Gleichgewichte in der Natur zu ihrem Gegenstand. Nur geht es ihr nicht um biozönotische Gleichgewichte, sondern um solche der Wahrnehmung. Es geht um das Gleichgewicht zwischen den Signifikanten und den Signifikaten oder zwischen den (nicht zuletzt sprachlich-diskursiven)

⁴⁰ Vgl. Hasse, Jürgen / Schwahn, Christoph (1992): Windenergie und Ästhetik der Landschaft. Ästhetische Landschaftsverträglichkeit von Windenergieanlagen und Windenergieparks (Beispiel Wesermarsch). Eine interdisziplinäre Studie in drei Teilen. Bunderhee u. Göttingen.

⁴¹ Vgl. Virilio, Paul (1996): Fluchtgeschwindigkeit. München u. Wien, S. 83–97.

Konstruktionen sozialer Systeme und dem Vermögen, dem kontingenten Erscheinen der Natur nicht als wortreich Sprechender, sondern als leiblich Angesprochener gegenüberzutreten zu können. Im Thema der „grauen Ökologie“ reformulieren sich alle Partialökologien auf dem erkenntnistheoretisch radikalen Niveau einer anthropologischen Ästhetik. Die folgende Frage rückt damit in den Vordergrund: Über welches Vermögen unterscheidender Wahrnehmung verfügen wir gegenwärtig? Und: Welche verschiedenen Wahrnehmungseinstellungen (theoretische, ästhetische, praktische) sind wir in der Lage, *bewusst* einnehmen zu können?

Die Küste ist ein Raum der Differenz. Das Land ist neben dem Wasser, das Wetter kippt zwischen Extremen, und die Gezeiten verkörpern das Prinzip einer universalen kosmologischen Bewegung. Am Meer trifft der Reisende auf Formen der Natur, die über die Sinne den Geist treffen und das Denken beflügeln. Der Sturm oder auch nur die laue Luft am Wasser bindet den denkenden Sinn an die empfindenden Sinne. In ihren ekstatischen Formen verschmilzt die *natura naturata* mit der *natura naturans*. In Natur-ekstasen wechselt eine Landschaft die Form ihrer Präsentation: Sie ist nicht allein ein *visuelles* Bild. Mehr und mehr wird sie zu einem Gefühlsraum. Die *natura naturans*, die die ästhetische Oberhand über die *natura naturata* gewinnt, wird leiblich zudringlich. Ab und an vermittelt sie den Schreck und setzt die alltägliche Gewissheit eines „So ist es“ außer Kraft. Hier fungiert die Natur des Meeres – an Küsten – jenseits jeder pädagogischen Mission kraft ihrer leiblichen Zudringlichkeit als Medium einer ästhetischen Kritik.

Die Orientierung ist dann dezentriert. Der Schreck wie das Stutzen sind es nach Schmitz, die das Hier, das Jetzt und das Ich aufheben. In der Dimension der Realität gibt es aus dem Gefühl des Seins (als Wirklichkeit) kein Entkommen. Hier, Jetzt, Wirklichkeit und Dieses (im Sinne von identisch und eindeutig) verschmelzen in leiblich spürbarer Enge⁴² – aus der man herauswill.⁴³ Das zudringlich werdende Gefühl, dem am eigenen Körper reißenden Orkan nur mit Mühe noch standhalten zu können, leitet einen Prozess „personaler Emanzipation“ ein, der einer Entfremdung vom Ge-

⁴² Diesen Zustand beschreibt Schmitz als „primitive Gegenwart“, die er der „entfalteten Gegenwart“ durch personale Emanzipation gegenüberstellt; vgl. Schmitz, Hermann (1994): Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie. Bonn, S. 98 u. 110–115.

⁴³ Vgl. ebd., S. 98.

schehenen bedarf. Deshalb ist für Schmitz das Ereignis des Schrecks eine „Schule der Objektivierung“.⁴⁴ Indem man Abstand nimmt – und nehmen muss –, wird „Tatsächlichkeit“ abgeschwächt. Der Schreck wie das Stutzen schälen Subjektivität ab, so dass sich über den Weg der leiblichen Durchquerung die Dinge und Situationen in einer neuen Fremdheit präsentieren, womit schließlich das leibliche Erleben dem nachdenkenden Erfahren offene Räume erschließt.⁴⁵ Michel Serres empfiehlt in diesem Sinne: „Irren Sie umher wie ein Gedanke, lassen Sie Ihren Blick in alle Richtungen schweifen, improvisieren Sie.“⁴⁶

Es ist gerade der Erlebnisbereich der Natur, der in seiner ästhetischen Betrachtung und Berührung in einem „Abstand zur menschlich gemachten und menschlich gedeuteten Welt“ steht.⁴⁷ Die Natur (etwa als *natura naturans* in Gestalt des Orkans) erscheint unverfügbar, sie erscheint als das Andere, das sich menschlicher Sinnggebung entzieht. Deshalb begünstigt die Position des *Abstandes* die transzendierende Erfahrung, in deren Mittelpunkt – nun ganz im Sinne einer *grauen* Ökologie – das Erleben der *eigenen* Naturzugehörigkeit (über das Medium leiblichen Empfindens) als Bedingung der Möglichkeit jedweden Naturerlebens bewusst wird.⁴⁸ Es geht dann nicht mehr um eine momentane Beziehung zur äußerlich erscheinenden Natur, sondern um das *allgemeine* vitale Verhältnis zur Natur, die man selbst auch ist. Dieses Verhältnis wird im Sinne der Transzendenz aber zunächst nicht denkend „reflektiert“, sondern ästhetisch erlebt, unbegrifflich erfasst, um sodann das Denken zu provozieren.

Dass jedes Denken über Natur subversiv zu werden vermag, weil es auf dem Wege der Mimesis an kein Interesse mehr gebunden ist, liegt auf der Hand. Dieses *freie* Denken mag nach dem Sinn eines als „Fortschritt“ de-

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 112.

⁴⁵ Vgl. Hasse (1997), S. 105.

⁴⁶ Serres, Michel (1994): Die fünf Sinne. Frankfurt am Main, S. 366.

⁴⁷ Seel, Martin (1996): Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt am Main, S. 229.

⁴⁸ Zwar gesteht Martin Seel zu, dass das Leibbewusstsein immer auch einem Bewusstsein der eigenen Natur entspricht. Nicht zu übersehen ist in Seels Argumentation indes eine Randstellung des Leiblichen, das gewiss nicht erst dort zur Geltung kommt, wo wir in „einen größeren Raum der Natur“ treten (Seel [1996], S. 240). Es unterliegt vielmehr jedem menschlichen Tun, das nicht allein auf die Natur in ihrer Phänomenalität begrenzt ist.

klarierten technischen Umganges mit *natura naturans* fragen und auf obszöne Rechtfertigungen stoßen. Es mag den Sinn der Inszenierung allzu schöner Ferienwelten nachhaltig in Zweifel ziehen und Antworten in einer zynischen Logik finden: Entschädigung für den Mangel in lebensweltlichen Strukturen. Frühe Tourismuskritik – etwa aus der Feder Adornos – würde auf diesem Wege in den Formen einer ästhetischen Praxis eine Renaissance erleben. Das jedoch kann nicht der *systemische* Sinn der touristischen Veranstaltung schöner Ferien am Meer sein. Aber es bleibt eine Form *teleologischen* Sinns eigenen Zu-sich-Kommens in einem Leben, das sich der Möglichkeit nach in der Freizeit strukturell verlangsamt. Mimetisches Tun, von dem hier die Rede ist, findet gerade am Saum des Meeres – an den Küsten – einen Raum, der abseits juristifizierter Verregelung als „gedankenloser“ Raum die Imagination herausfordert. Das Meer ist ein ekstatischer Naturraum. Durch die Polarität seiner Erscheinungsformen wird das leibliche Empfinden evoziert – als ästhetische Form des In-der-Welt-Seins, die der des diskursiven Denkens und Redens über Natur entgegensteht. Die sich hier anbahnende Erfahrung steht im Felde *zweier* Sprachen. Es ist die selbstreferentielle Erfahrung eines Denkens in Differenzen.

Der in der Weite des menschenleeren Strandes stehende Mensch kann sich nicht auf sein Denken allein verlassen, er muss seinen Körper hindurchbringen, auf sein (leibliches) Körperdenken vertrauen. Dabei ist dieses Einssein im Kopf- und Körper-Denken nicht an eine Extremsituation irgendeiner Art gebunden; es ist ganz und gar alltäglich. Zu Bewusstsein gelangt es jedoch erst in einer außergewöhnlichen Situation. Die im Grunde vollkommen banale (zivilisationsgeschichtlich uns aber fremd gewordene) Erfahrung, eben nicht nur ein Homo Zephalus zu sein, gewinnt schließlich politische Sprengkraft, wenn der in ihr liegende Keim naturhermeneutischen Fragens aufzugehen beginnt.

Doch alle touristischen Entwicklungen laufen in eine andere Richtung. Da sind keine Zeichen einer anthropologischen Erinnerung eigenen Naturseins, die in eine politische Frage nach dem Sinn der Mondfahrei münden. Da ist auch keine nennenswerte Entwicklung im so genannten „sanften“ Tourismus auszumachen, die auf der Seite der Reisenden zu einem reformierten Stil des Umganges mit dem eigenen Selbst führt. Es zeichnen sich eher gegenläufige Trends ab. Im Tourismus-Marketing wird die Logik einer kulturindustriell radikalisierten Naturentfremdung ausgeweitet. Die Landschaft der Küste rutscht in ihrem tourismusökonomischen Status vom

idealisierten Bild herunter auf eine prinzipiell beliebige Kulisse. Verkauft wird auf dem Hintergrund dieser Kulissen etwas anderes als Erholung durch Naturbegegnung, die keinen Preis verlangt. Die eingangs skizzierten Tourismuskonzepte von Niedersachsen und Schleswig-Holstein haben deutlich gezeigt, dass die immateriellen „Produkte“ des Tourismus zunehmend in den Bereich der Gefühle verlagert werden. „Produkt“ sind nun Gefühle der Lust, die im *Erlebnis*-Tourismus zu einer Kernspaltung selbstbezoglicher Begehrlichkeit getrieben werden.

Die kommerzialisierte Leiblichkeit, um derentwillen das erlebnisorientierte Spektakel (nicht nur) im Tourismus betrieben wird, steht indes in einem engen phänomenologischen Nachbarschaftsverhältnis zur schon fast vergessenen Strandwanderung bei Sturm und Regen. Die Weggabelung möglicher Entwicklungen dürfte daher offen sein – offen zwischen den folgenden Alternativen: Entweder führt sich die Tourismusökonomie in ihrer Offensive auf das Gefühlsleben der Menschen in ihrer exzessivsten Form selbst ad absurdum, indem sie den Individuen *strukturelle Wege* weist, zu sich selbst zu finden, oder die kommerzialisierte Ekstase der Erlebnisse gleitet ab in ein touristisches *Tomb Raider*, getrieben von einem schier endlosen Begehren, den Tanz auf dem Vulkan zu beschleunigen, auf dass das Spiel in der lustvollen Abschaffung eines Restvermögens zur (Selbst-)Kritik gipfeln möge.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1969): Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt am Main.
- Benthien, Bruno (1997): Geographie der Erholung und des Tourismus. Gotha.
- Bourdieu, Pierre (1998): Sozialer Raum und Feld der Macht. In: ders.: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main, S. 48–52.
- Fischer-Hüftle, Peter (1997): Vielfalt, Eigenart und Schönheit der Landschaft aus der Sicht eines Juristen. In: Natur und Landschaft, H. 5, S. 239–244.
- Habermas, Jürgen (1958/1971): Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Giesecke, Hermann (Hrsg.): Freizeit- und Konsumerziehung. 2. Auflage. Göttingen, S. 105–122.
- Hasse, Jürgen (1997): Mediale Räume. Oldenburg.

- Hasse, Jürgen / Schwahn, Christoph (1992): Windenergie und Ästhetik der Landschaft. Ästhetische Landschaftsverträglichkeit von Windenergieanlagen und Windenergieparks (Beispiel Wesermarsch). Eine interdisziplinäre Studie in drei Teilen. Bunderhee und Göttingen.
- Hennig, Christoph (1997): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt am Main.
- Kreisel, Werner (1997): Angewandte Geographie in der Tourismusforschung – Aufgaben und Chancen. In: Gübefeldt, Jörg / Spönemann, Jürgen (Hrsg.): Geographie in der Grundlagenforschung und als Angewandte Wissenschaft. Göttingen, S. 233–248.
- Landesregierung Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1996): Tourismuskonzeption 1996. Kiel.
- Liotard, Jean-François (1989): Das Interesse des Erhabenen. In: Pries, Christine (Hrsg.): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn. Weinheim, S. 91–118.
- Michelet, Jules (1987): Das Meer. Frankfurt am Main u. New York.
- Minister für Wirtschaft, Technik und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1995): Strukturanalyse – Urlaub in Schleswig-Holstein. Kiel.
- Niedersächsisches Ministerium für Wirtschaft, Technologie und Verkehr (Hrsg.) (1997): Tourismuskonzept Niedersachsen. Hannover.
- Schmitz, Hermann (1981): System der Philosophie. Band 3: Der Raum. Teil 2: Der Gefühlsraum. Bonn.
- Schmitz, Hermann (1994): Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie. Bonn.
- Seel, Martin (1996): Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt am Main.
- Serres, Michel (1994): Die fünf Sinne. Frankfurt am Main.
- Virilio, Paul (1996): Fluchtgeschwindigkeit. München u. Wien.

Zukunftsbilder des Küstentourismus – Zwischen Ökonomie und Ökologie?

Anette Seidel

1 Einleitung: Was beschäftigt uns das Übermorgen? Brauchen wir Visionen für die Zukunft des Küstentourismus?

Touristische Planung – das betrifft auch die Küste – lässt sich generell durch ihren zeitlich relativ begrenzten Horizont charakterisieren. Beispielsweise weist die Tourismuswirtschaft das kurzfristigste Planungsverhalten auf. Im Mittelpunkt ihrer Aktivitäten steht nur die laufende Saison, die darauf folgende wird bereits vorbereitet. Tourismusverbände beschäftigen sich demgegenüber schwerpunktmäßig mit der jeweils übernächsten Saison, relativ selten planen sie mehr als ein bis zwei Jahre im Voraus. Vertreter von Ämtern, Industrie- und Handelskammern, Ministerien etc. thematisieren zwar durchaus die langfristige Zukunft in Form von Tourismuskonzepten, Marketingplänen etc., aber auch bei ihnen geht der Planungszeitraum in der Regel nicht über wenige Jahre hinaus. Zudem führt der Druck des Tagesgeschäftes dazu, dass nur sehr wenig Zeit und Engagement für die von ihnen als unbedingt notwendig erkannte Langfristplanung bleibt.

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass zwar der Bedarf an weiter reichenden Planungen für den Küstentourismus von den touristischen Akteuren erkannt wird, aber ihre institutionelle Eingebundenheit auf der einen Seite die Umsetzung ebenso wenig ermöglicht wie zukunftsweisende Visionen in Form von plakativen Leitideen und Bildern von der Küste auf der anderen Seite („Wie kann die Küste in 30 bis 40 Jahren aussehen? Welche Entwicklungen wollen wir?“ etc.). Auch die Komplexität des Themenfeldes Tourismus, gekennzeichnet durch starke horizontale und

vertikale Verflechtungen unterschiedlichster Gestalter, trägt zu diesen strukturellen Problemen der touristischen Zukunftsplanung bei.

Ziel des folgenden Beitrages ist es, am Beispiel des norddeutschen Küstentourismus über Methoden der Zukunftsforschung und Zukunftsplanung im Tourismus zu berichten, das Spektrum möglicher Entwicklungen abzustecken, in dem sich die wahrscheinliche Entwicklung abspielt, den Einsatz visualisierter und verbalisierter Bilder von zukünftiger Küstenrealität als Forschungsinstrument darzustellen sowie den Übergang von Fiktion bzw. subjektiven Vorstellungen zu (tourismus-)wissenschaftlicher Forschung zu veranschaulichen, um so einen Beitrag zu praxisnaher und praxisorientierter Politikberatung zu leisten.

2 Der Hintergrund: Forschungsvorhaben „Küstentourismus und Klimawandel“

Den wissenschaftlichen Rahmen bildet das Verbundvorhaben „Küstentourismus und Klimawandel“, das vom Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Institut für Fremdenverkehr e. V. an der Universität München (dwif) in Kooperation mit dem Institut für Tourismus und Bäderforschung in Nordeuropa GmbH (N.I.T.) und dem Meteorologischen Institut der Universität Hamburg (MI) durchgeführt wird. Das Vorhaben beschäftigt sich mit der zu erwartenden Entwicklung des Tourismus und bezieht dabei die Wahrnehmung und Bewertung von Klimafolgen durch relevante Entscheidungsträger explizit ein: Anbieter, Politiker, Kurdirektoren, Vertreter von Banken, IHKs und nicht zuletzt die Reisenden selbst.

Dabei soll nicht der Eindruck entstehen, dass es sich bei den abgeleiteten Optionen um Prognosen handelt – in dem Sinne von: „Wir wissen, wie sich die touristische Zukunft entwickelt“ – und dass den Akteuren vorgeschrieben werden soll, wo es langzugehen hat. Vielmehr erarbeiten wir in einem partizipativen Verfahren gemeinsam Handlungsalternativen und zeigen deren Auswirkungen auf.

Das Ende 1995 begonnene und im Herbst 1998 abzuschließende Vorhaben ist eingebettet in das Bund-Länder-Programm „Klimaänderung und Küste“ und wird vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie gefördert.

Konzeptionell setzt sich das Projekt aus drei Bausteinen zusammen: Entwicklungspfade des Tourismus, Entwicklungspfade des Klimawandels sowie Entwicklungspfade des Tourismus unter Einfluss des Klimawandels.

Als zeitlicher Horizont wurde das Jahr 2030 festgelegt, das als „kleinster gemeinsamer Nenner“ zwischen Klimaforschung und der Tourismuswissenschaft definiert wurde. Da es sich um ein noch nicht abgeschlossenes Projekt handelt, hat der nachfolgende Bericht einen „Werkstattcharakter“.¹

3 Entwicklungspfade des Tourismus

Im Tourismus gibt es zahlreiche verschiedene Ansätze der Zukunftsforschung. Während noch in den 50er und 60er Jahren überwiegend quantitative Prognosen dominierten, die logisch-deduktiv die touristische Realität erfassen und mittels qualitativer Methoden auf die Zukunft projizieren, erweiterte in den 70er Jahren die Einführung der Delphi-Methode die touristische Prognose um die qualitative Komponente sowie die Ausweitung der Einzel- zur Gruppenmeinung.

Immer häufiger angewendet wird die jüngere Szenario-Technik, die mit ihren quantitativen und qualitativen Analysen der Gegenwart, von Rahmenbedingungen als zentralen Einflussgrößen sowie sich abzeichnenden Entwicklungstendenzen anhand ausgewählter Deskriptoren der Komplexität und den Verflechtungen im Tourismus gerecht werden soll.

Bei den Entwicklungspfaden handelt es sich um eine projektive und qualitative Methode, in die Zukunft zu schauen. Sie unterscheiden sich von den skizzierten Methoden durch ihre Dynamik und Prozesshaftigkeit. Sie betonen das Visionäre und basieren unter anderem auf Expertenwissen. Sie müssen logisch und konsistent, realistisch und wünschbar sein und möglichst scharfe Konturen besitzen, wozu eine gewisse Intuition und Mut zum heuristischen Vorgehen notwendig sind. Die idealtypischen Alternativen können aufgrund der Vielzahl zu berücksichtigender Aspekte und Wechselwirkungen nicht immer exakt mit Positionen in Gesellschaft und Tou-

¹ Das Projekt wurde mittlerweile abgeschlossen. Abschlussberichte liegen vor, sind aber nicht veröffentlicht worden.

rismuspolitik übereinstimmen.² Zudem erscheint ein völliger Konsens nicht wünschenswert, da nur die Ausformulierung von Extremen neues Denken fördert.

Eingang in die Ableitung und die Ausformulierung der Entwicklungspfade gefunden haben zunächst Analysen zu Entwicklung, Stand und derzeitigen Problemen des Küstentourismus. Sie waren die Basis für die Beurteilung des Status quo und des „Startpunktes“ für die Entwicklungspfade. Sie dienten darüber hinaus zur Identifikation derjenigen tourismuspolitischen Leitideen, die Grundlage für die zu erarbeitenden Pfade wurden. Des Weiteren wurden zudem erkennbare Veränderungen der Rahmenbedingungen, Trends auf Seiten von Nachfrage und Angebot sowie tourismuspolitische Konzepte aus den betroffenen Bundesländern ausgewertet.

Obgleich diese Quellen eine notwendige Voraussetzung für die Formulierung der Entwicklungspfade darstellen, sind nur klar formulierte Zielstellungen und Leitideen geeignet, als Optionen auf die zukünftige Entwicklung zu Pfaden – zum Beispiel mit Hinweisen auf notwendige Entscheidungen, plastischer Beschreibung von Handlungsspielräumen etc. – ausgearbeitet zu werden.

Analysen, Gespräche und die Auseinandersetzung mit vielen Tourismuskonzepten kamen zu dem Ergebnis, dass es im Wesentlichen zwei Grundpositionen sind, auf die die Debatte über die Zukunft des (Küsten-)Tourismus letztlich hinausläuft: Salopp formuliert heißen diese „Anything must go“ und „Regionaler Individualismus“.

4 Zwei Zukunftsbilder: „Anything must go“ und „Regionaler Individualismus“

Die Ausformulierung beider Pfade umfasst im Wesentlichen die Bausteine: Leitidee und Ziele, Collagen vom entwickelten Zustand und dessen Beschreibung, produktbezogene Beschreibung der entwickelten Pfade mittels Portfolioansatz, Beschreibung der notwendigen Aktivitäten relevanter Akteursgruppen in der Initialphase zur Durchsetzung der Pfade, Darstellung der zeitlichen und räumlichen Diffusion der Pfade, Betrachtung von Kon-

² Enquete-Kommission Technikfolgen-Abschätzung und -Bewertung (Hrsg.) (1989): Perspektiven zur Zukunft der Landwirtschaft (Agrarpfade). Hannover u. Kassel.

kurrenzdestinationen und eine abschließende Pfadkritik. Aufgrund der Kürze der Darstellung sind hier einige ausgewählte Aspekte skizziert.

4.1 Leitidee und Ziele

Pfad A („Anything must go“) folgt der Leitidee einer konsequenten, am Markt orientierten Entwicklung des Küstentourismus unter weitestgehender Ausrichtung des Angebotes auf die Bedürfnisse der Nachfrage mit dem Ziel, möglichst hohe Renditen zu erzielen (Gewinnmaximierung). Unterziele:

- einzelbetriebliche Rentabilität vor regionalökonomischem Gleichgewicht;
- Rückzug aus unrentablen touristischen Segmenten;
- Orientierung des Angebotes an kurz- und mittelfristigen Nachfrage-trends;
- Ausbau einer differenzierten und herausragenden Infrastruktur;
- Ausrichtung auf den „hybriden“ Gast mit einer komplexen, sich schnell ändernden Bedürfnisstruktur;
- spürbare Saisonverlängerung, vor allem durch Großprojekte und Pauschalen.

Pfad B („Regionaler Individualismus“) folgt der Leitidee einer konsequen-ten Ausrichtung des Küstentourismus an den Prinzipien der substanzerhalten- den Ressourcennutzung mit dem Ziel, das ökologische Gleichgewicht und die regionale Identität der Region zu bewahren. Unterziele:

- langfristige Einkommenssicherung vor kurzfristiger Rentabilität;
- systematischer Ausbau ausgewogener regionaler Wirtschaftsstrukturen;
- Verzicht auf die Orientierung an kurz- und mittelfristigen Trends;
- Rückbau und Verzicht auf störende (umweltunverträgliche) Freizeit-aktivitäten und -anlagen;
- Ausrichtung auf den natur- und kulturverbundenen Individualisten mit spezifischem Interesse an der Küste.

4.2 Collagen und Beschreibung

Diese oben geschilderten Leitideen und Ziele wurden Tourismusexperten in einer Gruppendiskussion vorgestellt. Sie erhielten die Aufgabe, diese Ideen konsequent zu durchdenken und ihre Vorstellungen vom entwickelten Pfad in einem Bild darzustellen.

Die Autoren von Abbildung 1 sind aus dem Wirtschaftsministerium in Schleswig-Holstein und der Hamburger Tourismuszentrale. Die Küste ist stark verbaut. Dies mündet darin, dass die Bildautoren die Küste unter einer Glaskuppel sehen, unter der sich Tourismus abspielt. „Halli-Galli-Spaß“ und Fun sind die zentralen Motive, überdachte Einrichtungen, Spaßbäder, Hotelkomplexe und Abenteuer pur sind die Kennzeichen. Natur ist der Verlierer dabei. Geld dominiert alles (Dollarzeichen). Demgegenüber sieht die Küste im Jahr 2030 in Abbildung 2 ganz anders aus. Das Motto hier lautet: „Die freie Natur ist unsere Freiheit.“ Prägend sind naturorientierte Angebote für eine ausgewählte Zielgruppe. Unterkunft und Verpflegung konzentrieren sich auf Einkauf und „künstliche“ Einrichtungen einiger Zentren. Ansonsten ist die Küstenlandschaft unberührt.

Die Bilder stellen Momentaufnahmen dar und repräsentieren die subjektive Vorstellung der Autoren. Collagen sind nur eine Form von Bildern bzw. visualisierten Darstellungen davon, wie der Tourismus das physische Erscheinungsbild, die Landschaft an der Küste im Jahr 2030 prägen kann. Eine andere Form bilden „verbalisierte“ Bilder, das heißt Beschreibungen der veränderten Küste im Jahr 2030. Dabei handelt es sich um eine Präzisierung der Vorstellungen in den Bildern, die ergänzt werden um plastische Aussagen zum Landschaftsbild, zur prägenden touristischen Infrastruktur, zur Nachfragestruktur, zu Vertriebs- und Kommunikationsstrukturen, zu Verkehr und Erreichbarkeit, zur wirtschaftlichen Bedeutung des Tourismus sowie zu tourismuspolitischen und -planerischen Strukturen.

Beschreibung Pfad A (Textauszug):

„Das Bild des Küstentourismus wird durch eine sehr heterogene Angebotsstruktur geprägt mit Schwerpunkt auf erlebnisorientierten, anlagegebundenen Freizeitmöglichkeiten. Jedem Gästetyp wird etwas geboten, der Schwerpunkt liegt neben dem nach wie vor wichtigen, allgemeinen Sommertourismus jedoch auf den abenteuer- und funorientierten Nachfragern. Insgesamt sind die Gäste äußerst kritisch – schlecht geplante Anlagen und Produkte können sich nicht am Markt halten. [...] Die touristische Infrastruktur ist geprägt von zahlreichen, großen, extravaganten, wetterunabhängigen Einrichtungen, die sich an den neuesten Trends orientieren. Dazu gehören überdachte, den Strand integrierende Spaßbäder, Megaevents, moderne Shoppingmeilen, Adventure pur, 24-Stunden-Animation, urbane Feriencentren in postmoderner Architektur. [...] Straßen-, Schienen- und Luftverkehr sind perfektioniert, so daß Kurzaufenthalte, die das Reiseverhalten dominieren, prob-

lemlos möglich sind. Das charakterisierende Naturerlebnis von Wind, Wasser und Wellen an der Küste wird geschickt in das künstliche Angebot integriert und damit quasi zur Bühne der Inszenierung von Events. Der Naturschutz spielt eine Nebenrolle, wird aber nicht vernachlässigt. Im Gegenteil – schützenswerte Regionen werden in Pauschalen integriert, ein Besuch von Nationalparks, die gegenüber der heutigen Schutzgebietsfläche allerdings deutlich kleiner sind, ist nur gegen eine hohe Eintrittsgebühr gestattet, deren Höhe je nach Nachfrage und Saisonabschnitt variiert.³

Beschreibung Pfad B (Textauszug):

„Die Küste hat ihre typischen Eigenschaften konsequent weiterentwickelt, wodurch sich eine deutlich erkennbare Gliederung der Küste in Räume unterschiedlicher Nutzungsformen und -intensitäten ergibt.

Ein Großteil der Landschaft, der Strände und des Wassers ist weitgehend ungestört von größerer touristischer Infrastruktur. Demgegenüber konzentrieren sich Ausflügler und Urlauber sowie die für sie notwendige touristische Infrastruktur auf relativ wenige touristische Zentren. In besonders ausgewiesenen Abschnitten der Landschaft sorgt eine besucherfreundliche Zonierung für Naturerlebnis bei gleichzeitigem Erhalt der Natur. Im Einzelnen ergibt sich folgendes Bild: Der Schwerpunkt der gastgewerblichen Angebote und Freizeiteinrichtungen befindet sich in den schon Ende des 20. Jh. bestehenden Zentren, deren räumliche Ausdehnung infolge strenger raumordnerischer Bestimmungen begrenzt wurde. Grundlage für die Regelungen war ein am Nachhaltigkeitsprinzip orientiertes Planungskonzept für die Küste, in dem ökologische und soziokulturelle Tragfähigkeitsgrenzen festgelegt und so zur Richtschnur für die Entwicklung wurden. Ende der 90er Jahre hielten Tourismusfachleute es kaum für möglich, Tragfähigkeitsgrenzen verbindlich festzulegen, was an vermeintlich fehlenden Indikatoren festgemacht wurde. Aber der Druck durch Überlastungserscheinungen wurde so groß, daß Experten und Betroffene diesen Schritt wagten und Grenzen festlegten, die nach ihrer Evaluation auch auf alle anderen Regionen übertragen wurden.

Sämtliche Betriebe werden nach einem ausgereiften Ökoaudit geführt. Dieses ist inzwischen Aufnahmekriterium für das zentrale Informations- und Reservierungssystem (IRS) geworden, das von

³ Zitiert nach: dwif (1999): Entwicklungspfade des Küstentourismus. Unveröffentlichter Abschlußbericht zu Küstentourismus und Klimawandel. Berlin.

einer länderübergreifenden Tourismusgesellschaft Deutsche Küste geleitet wird. Da heute sämtliche Buchungen über das IRS laufen, bemühen sich die Unternehmen, den Anforderungen gerecht zu werden, zumal Gütesiegel zum eindeutigen Qualitätsmerkmal für die Kunden geworden sind.

In den Zentren wird wie früher eine Vielfalt an Aktivitäten angeboten. Die Tages- und Übernachtungsgäste erholen sich hier an gut ausgestatteten Stränden und in einer differenzierten Angebotsstruktur vom Alltagsstreß. Die touristischen Akteure bemühen sich aber darum, umweltbelastende Angebotsformen konsequent zu unterbinden, allerdings existieren in den Ortslagen – und ausschließlich dort – durchaus Badelandschaften, *Malls* und andere Erlebnisangebote.

Die Anzahl, Ausrichtung und Größe der Anlagen wird nicht ausschließlich dem Markt überlassen, sondern die Tourismusgesellschaft Deutsche Küste ist bestrebt, eine möglichst ausgewogene Ausstattung in allen Teilregionen zu erreichen, damit Disparitäten abgebaut und Wege verkürzt werden.⁴

4.3 Theoretisch-wissenschaftlicher Transfer

Während die Annäherung an den „entwickelten Zustand“ mit Hilfe von Bildern und Beschreibungen eher einen „naiven“ Ansatz darstellt, galt es, diese Erkenntnisse in operationalisierbare Parameter zu überführen sowie in einen wissenschaftstheoretischen Kontext zu stellen. Dies betrifft insbesondere:

1. den Beginn der Pfade,
2. den Übergang, die Schaltstelle zwischen heute und übermorgen,
3. den Weg zum Reifezustand und
4. die ökonomisch fundierte Funktionsfähigkeit des Produktes „Küste“ im entwickelten Zustand, die über zentrale Geschäftsfelder definiert wird.

⁴ Ebd.

4.3.1 Produktbezogene Beschreibungen der entwickelten Pfade

Mittels modifiziertem Portfolioansatz⁵ (zunächst ohne quantitative Implikation) lassen sich die typischen Produktbausteine der entwickelten Pfade in übersichtlicher Form visualisieren (Abb. 3). Sie repräsentieren die für die ökonomische Funktionsfähigkeit notwendigen Angebotskomponenten der beiden Pfade und machen so die komplexe Struktur der Pfade verständlich.

Pfad A: „Anything must go“

Pfad B: „Regionaler Individualismus“

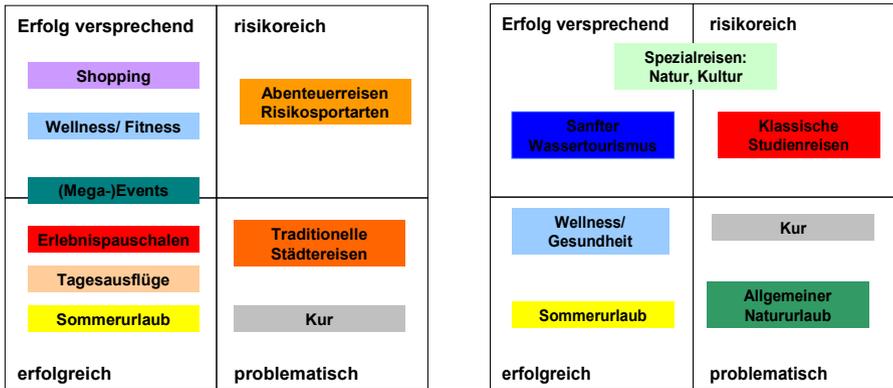


Abb. 3: Zukünftiges Produktportfolio für den Küstentourismus (Auswahl); Zeithorizont 2030. Aus: dwif (1999).

Risikoreiche Produkte (question marks) sind durch hohe Marketing-Investitionskosten in der Einführungsphase gekennzeichnet. Ob aus ihnen einmal Erfolgsprodukte werden, ist mit hoher Unsicherheit behaftet. Bei Pfad A trifft dies zum Beispiel auf Abenteuer- und Risikosportarten und bei Pfad B auf klassische Studienreisen zu.

⁵ Die Portfoliotheorie besagt allgemein, dass zwischen den verschiedenen Geschäftsfeldern eines Unternehmens (hier: typische Produkte und touristische Infrastruktureinrichtungen der Entwicklungspfade in der Küstenregion) eine Ausgewogenheit bestehen muss, um langfristig die wirtschaftliche Prosperität der Unternehmung (hier: die Entwicklung der Region) zu gewährleisten. Vgl. Haedrich, Günther / Tomczak, Torsten (1996): Produktpolitik. Stuttgart, Berlin u. Köln.

Erfolg versprechende Produkte (stars) haben den Break-Even-Punkt überschritten und sind damit in die Wachstumsphase ihres Lebenszyklus eingetreten. Zwar können sie ihr eigenes Wachstum selbst erwirtschaften, tragen aber mit einem relativ geringen Anteil zum Gesamtumsatz bei. Shoppingmalls und Megaevents (Sport und Kultur) gehören für Pfad A, standardisierte Naturerlebnisreisen, sanfte Wassertourismus-Angebote für Pfad B dazu.

Erfolgreiche Produkte (cash-cows) stellen die Hauptumsatzträger dar. Mit geringen Investitionen werden hohe Deckungsbeiträge erzielt. Sowohl bei Pfad A als auch bei Pfad B trifft dies auf den Sommer-Sonne-Badeurlaub zu.

Zu den *problematischen Geschäftsfeldern (dogs)*, die früher oder später Marktanteilsverluste hinnehmen müssen und mittelfristig aus dem Markt ausscheiden, gehören bei Pfad A wenig innovative und sehr traditionell strukturierte Produkte wie zum Beispiel traditionelle Städtereisen, die klassische Kur oder qualitativ nicht konkurrenzfähige Privatquartiere. Bei Pfad B trifft dies vor allem auf Angebote zu, die nicht konsequent ökologisch ausgerichtet sind.

Neben der relativ klaren Zuordnung einiger typischer Produkte und Infrastruktureinrichtungen existieren auch solche, deren Position im Portfolio unklar ist. Die Komplexität des Systems Tourismus und die Wechselbeziehungen der Einzelaspekte innerhalb der Pfade lassen keine vollständige Portfoliobeschreibung zu. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass es sich bei den aufgeführten Produkten nur um eine Auswahl des heute Bekannten handeln kann, da nicht absehbar ist, welche Einzelprodukte innerhalb der Pfade im Detail „erfunden“ würden.

4.3.2 Zeitliche und räumliche Diffusion der Pfade

Wie bereits angedeutet, basieren die Überlegungen für die Pfade auf dem Lebenszyklus-Konzept. Versteht man die Pfade als „Diffusion einer Idee“, so durchläuft sie verschiedene Phasen bis zur mehr oder weniger vollständigen Realisierung.

Für die Realisierung des Pfades A ist vor allem der erforderliche planerische Freiraum zu schaffen, es muss verstärkt Marktforschung betrieben werden, um die Bedürfnisse und das Verhalten der Konsumenten präzise zu kennen. Kapitalakquisition, Investitionsbeschleunigungsgesetze und die Bildung von Konsortien für Großanlagen sind ebenso wichtig wie die Ent-

wicklung von Dach- und Produktmarken für den optimalen Vertrieb. Die neuen Produkte werden in Form von Modellprojekten („Nester“) zunächst auf ihre Eignung hin überprüft, bei Erfolg in großem Stile gebaut bzw. vermarktet.

Die Handlungsschwerpunkte bei Pfad B liegen demgegenüber in der Erstellung eines integrierten Gesamtkonzeptes für den gesamten Küstenraum, es sind teilräumliche Tragfähigkeitsgrenzen zu definieren, für die teilweise zunächst Indikatoren gefunden werden müssen. Zudem sind spezielle Förderprogramme zu entwickeln. Besonders wichtig ist der Aufbau einer geeigneten Innenmarketing-Strategie für die Regionalbevölkerung, um ausreichend Akzeptanz für die Idee des Pfades zu schaffen. Statt einzelne Projekte zu fördern, werden Regionen als Modelle ausgewählt. Bei beiden Pfaden spielt der Aufbau von Informations- und Reservierungssystemen eine bedeutende Rolle.

In der *Entwicklungsphase* setzt sich die jeweilige Idee durch, wodurch immer mehr Eignungsräume nach Pfad A oder B gestaltet werden. Politische und wirtschaftliche Strukturen festigen sich.

Zu Beginn der *Reifephase* ist der jeweilige Pfad so entwickelt, dass er überall dort, wo er realisierbar ist, in seiner vollen Komplexität ausgestaltet ist. Zwangsläufig beginnt in dieser Phase bereits die Diskussion über die weitere Zukunft.

Im Ergebnis lassen sich die Pfade schlagwortartig mit „inszenierte Kulisse“ (Pfad A) bzw. „bewahrte Identität“ (Pfad B) charakterisieren. Im Hinblick auf die Dauer der einzelnen Phasen, das heißt der zeitlichen Diffusion bzw. des zeitlichen Phasendurchlaufs (siehe Abb. 4), lassen sich folgende Unterschiede festhalten: Die Umsetzung von Pfad A dürfte insgesamt schneller und problemloser möglich sein als diejenige von Pfad B. Deregulierungen und projektbezogenes, kurzfristiges Wachstum sind insgesamt einfacher durchzusetzen als die Verschärfung von Entwicklungsbedingungen und die Durchsetzung einer ernst gemeinten Generationenvorsorge. Pfad B erfordert eher ein dauerhaftes Engagement gleich bleibender Intensität vieler vor Ort. Pfad A erfordert dagegen eher phasenweise kurzes Engagement weniger „Macher“ und *opinion leader*.

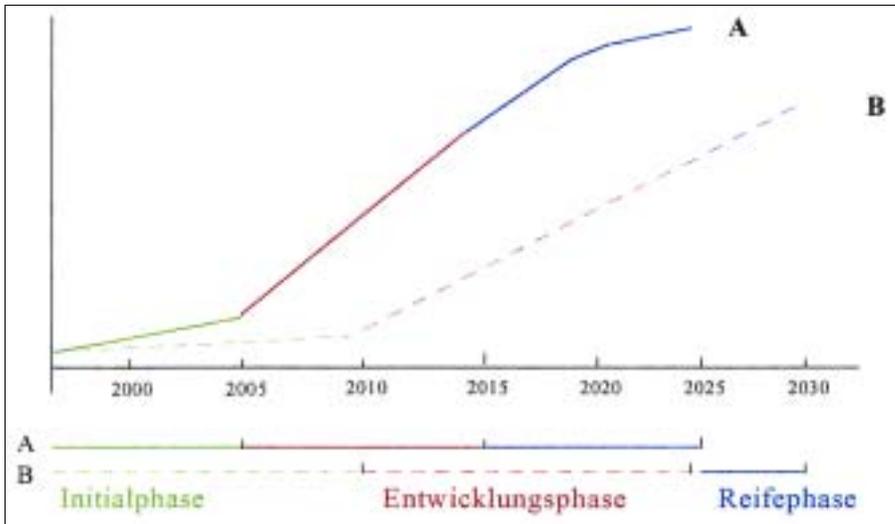


Abb. 4: Phasendurchlauf der Entwicklungspfade des Küstentourismus: „Diffusion einer Idee“. Aus: dwif (1999).

Die Übergangszeiträume zwischen der Initial-, Entwicklungs- und Reifephase dürften bei A kürzer sein als bei B. Beispiel: Wenn Flächen und Kapital bereitgestellt, Baugenehmigungen erteilt sind und Investitionsbeschleunigungsgesetze die Rahmenbedingungen erleichtern, kann ein Projekt nach kurzer Zeit seinen Betrieb aufnehmen. Der Aufbau regionaler Wirtschaftskreisläufe, die Entwicklung und Umsetzung integrierter Verkehrskonzepte, die Umstrukturierung der Förderlandschaft, vor allem aber die notwendige Bewusstseinsänderung von Anbietern, Planern, regionaler Bevölkerung etc. nehmen demgegenüber erheblich mehr Zeit in Anspruch. Pfad A würde demzufolge früher als B seine Reifephase erreichen, entsprechend eher stellt sich die Frage nach der weiteren Zukunft des Küstentourismus.

Grundsätzlich wird die Realisierung beider Pfade als durchaus möglich angesehen, allerdings nicht für den gesamten Küstenraum gleichzeitig und gleichartig. Folglich wurden in einem ersten Schritt Räume mit hoher bzw. geringer Eignung für die Umsetzung der Pfade identifiziert. Für Pfad A ergibt sich beispielsweise eine hohe Eignung in Städten, auf Brachflächen, auf Flächen in der Nähe von Autobahnen, Verkehrsknoten etc. Eine geringe Eignung für diesen Pfad haben Landschafts- und Naturschutzgebiete, Na-

tionalparke sowie touristisch bereits entwickelte Gebiete mit hohen (Boden-)Preisen. Pfad B lässt sich vergleichsweise leichter auf Inseln, an der Nordsee Schleswig-Holsteins, im Hinterland Ostfrieslands und Mecklenburg-Vorpommerns sowie in National- und Naturparks realisieren.

Insgesamt wird – so die Quintessenz der Gesprächspartner im Rahmen der Pfadkritik – Pfad A als eher realisierbar, Pfad B jedoch – gerade vor dem Hintergrund einer nachhaltigen Tourismusedwicklung – als eher wünschenswert bewertet. Dies gilt es bei der weiteren Ausformulierung der Pfade zu berücksichtigen.

5 Kritische Reflexion: Was lernen wir aus dem Einsatz von Bildern in der Tourismusplanung und -forschung?

Bilder

- sind erstaunlich neu in der touristischen Zukunftsforschung (uns ist diese Vorgehensweise nicht bekannt, bislang versucht man sich an den Trends festzuhalten),
- unterstützen die Entwicklung von Visionen und langfristigem Denken (Touristiker denken in Saisonzeiträumen, maximal ein bis zwei Jahre, Tourismuskonzepte fünf Jahre),
- überbrücken die zeitliche Distanz zwischen heute und übermorgen,
- regen zum Träumen an, was sich die meisten Verantwortlichen nicht trauen (Entscheidungsträger stehen zu stark unter „Realitäts- und Machbarkeitsdruck“),
- fördern den Mut, sich von Bekanntem zu lösen, da die Kreation von Bildern grundsätzlich positiv bewertet wird (Einsatz von Bildern ist harmlos!),
- machen komplexe Sachverhalte wie den Tourismus leichter verstehbar als Prognosemodelle und Szenarien, da sich jeder sein eigenes Bild machen kann,
- helfen uns, wissenschaftliche Erkenntnisse über die Zukunft zu präzisieren,
- entstehen (im Tourismus) nicht ohne Vorgabe von Zielrichtungen (wir haben die Erfahrung gemacht, dass ohne die Vorgabe von Leitideen keine neuen Bilder zustande kommen, das heißt: Anregung von außen tut not!).

Deshalb lautet das Fazit: Bilder sollten stärker als Instrument für die Gewinnung und Darstellung von Erkenntnissen in der Zukunftsforschung (des Tourismus) eingesetzt werden!

Literatur

- Bray, Dennis (1997): Entwicklungspfade: An Inclusive Methodology for Impact Analysis. Unveröff. Paper. Hamburg.
- dwif (1997): Dokumentation der Zwischenergebnisse zu den Entwicklungspfaden des Tourismus. Unveröff. Paper zu Küstentourismus und Klimawandel. Berlin.
- dwif (1999): Entwicklungspfade des Küstentourismus. Unveröffentlichter Abschlußbericht zu Küstentourismus und Klimawandel. Berlin.
- Enquete-Kommission Technikfolgen-Abschätzung und -Bewertung (Hrsg.) (1989): Perspektiven zur Zukunft der Landwirtschaft (Agrarpfade). Hannover u. Kassel.
- Feige, Mathias / Kirchhoff, Martina / Seidel, Anette (1998): Küstentourismus in Deutschland: Eine Standortbestimmung. In: *Tourismus Journal*, Jg. 2, Heft 1, S. 51–65.
- Freyer, Walter (1996): Grundlagen der Zukunftsforschung und -vorhersagen im Tourismus. In: ders. / Scherhag, Knut: *Zukunft des Tourismus*. Tagungsband zum 2. Dresdner Tourismus-Symposium. Dresden.
- Haedrich, Günther / Tomczak, Torsten (1996): *Produktpolitik*. Stuttgart, Berlin u. Köln.
- Krupp, Christoph (1995): *Möglichkeiten und Grenzen der Klimafolgenforschung*. Hamburg.
- Krupp, Christoph (1996): *Entwicklungspfade als Methode im Projekt Küstentourismus und Klimawandel*. Unveröff. Vorlage für die 1. Sitzung des Projektbeirates am 22.11.1996.
- Ministerium für Wirtschaft, Technik und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1991): *Fremdenverkehrskonzeption für Schleswig-Holstein*. Kiel.
- Ministerium für Wirtschaft, Technik und Verkehr des Landes Schleswig-Holstein (Hrsg.) (1996): *Tourismuskonzeption 1996*. Kiel.

- Niedersächsisches Ministerium für Wirtschaft, Technologie und Verkehr (Hrsg.) (1997): Tourismuskonzept für das Land Niedersachsen 1997–2000. Entwurf, Stand: Mai 1997. Hannover.
- N.I.T. (1996): Soziologische und psychologische Einflußfaktoren auf das Urlaubsreiseverhalten. Arbeitsbericht zu Küstentourismus und Klimawandel. Kiel.
- Opaschowski, Horst W. (1997): Deutschland 2010. Wie wir morgen leben – Voraussagen der Wissenschaft zur Zukunft unserer Gesellschaft. Hamburg.
- Smeral, Egon (1994): Tourismus 2005 – Entwicklungsaspekte und Szenarien für die Tourismus- und Freizeitwirtschaft. Wien.
- Steinecke, Albrecht / Treinen, Mathias (Hrsg.) (1997): Inszenierung im Tourismus. Trends – Modelle – Prognosen. Trier.
- Wirtschaftsministerium Mecklenburg-Vorpommern (Hrsg.) (1993): Tourismuskonzeption Mecklenburg-Vorpommern – Ziele und Aktionsprogramm. Schwerin.

Der Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer – Auch eine Realität von Küste

Bernd Scherer

Aufgabe dieses Beitrags sollte es sein, aus naturwissenschaftlicher Sicht auf die Gesellschaft zu schauen – oder doch mehr gesellschaftlich die Naturwissenschaft wahrzunehmen? Wirklich sichere Anhaltspunkte liefert das tabellarisch gegliederte Programm nicht. Die Hinweise aus den Überschriften und Kurzfassungen der anderen Referenten scheinen auf Ersteres hinauszulaufen. Wie aber kann ich naturwissenschaftliche Auskünfte geben über die Gesellschaft?

Da ich vor vielen Jahren einmal gelernt habe, dass man (nicht nur wissenschaftliche) Arbeiten oder Referate niemals mit Entschuldigungen anfangen soll oder mit Erklärungen, was man alles *nicht* gemacht hat, gehe ich lieber zu den Punkten über, zu denen ich etwas sagen kann: Im Nationalparkamt Tönning hatte ich lange mit einem großen Forschungsvorhaben zu tun, das zum Ziel hatte, „Küstenbilder“ zu erfassen, zu bewerten und schließlich Vorschläge für die Zukunft zu erarbeiten.

Dieses Forschungsvorhaben war einerseits gegenüber dem hier behandelten Themenkomplex stark eingeengt und, zumindest in dem für diesen Beitrag wichtigen „Synthesebericht“, immer wieder auf die Frage ausgerichtet: Was bedeuten Forschungsergebnisse für den Nationalpark, für seine Pflanzen und Tiere und für die Menschen, die um ihn herum leben und wirtschaften?

Andererseits war das Vorhaben „Ökosystemforschung Wattenmeer“ (ÖSF) das erste große deutsche Verbundforschungsvorhaben, in dem in großem Maße sozioökonomische Untersuchungen in Ökosystemforschung integriert wurden. Grund war die damalige Erkenntnis (immerhin zehn Jahre vor dem heutigen Symposium!), dass weder die wissenschaftliche Bear-

beitung des Ökosystems den Menschen „außen vor“ lassen kann noch Naturschutzplanungen vorstellbar sind, die den Menschen mit seiner Kultur und seinem Wirtschaften außer Acht lassen.

Dennoch hatte das Ökosystemforschungs-Vorhaben seinen Schwerpunkt in der naturwissenschaftlich-ökologischen Forschung.

1 Veranlassung und Historie des Ökosystemforschungs-Vorhabens

Bereits kurz nach der Gründung des Nationalparks (1985) wurde das ÖSF-Vorhaben konzipiert – es begann dann schließlich im Jahre 1989. Veranlassung war die Erkenntnis,

- dass nach Einrichtung des Nationalparks auf der Basis des damaligen Wissens eine aktuelle und möglichst umfassende Gesamtinformation über das Ökosystem Wattenmeer zusammengetragen werden sollte, die Grundlage sein sollte für die Fortentwicklung des Nationalparks;
- dass es in der deutschen Küstenforschung bis dahin noch keinen Ansatz gegeben hatte, in dem vom Mikrobiologen bis zum Ökonomen, vom Archäologen bis zum Physiker usw. die unterschiedlichsten Disziplinen nicht nur zusammenarbeiten, sondern gemeinsam ein ganz strikt anwendungsbezogenes Ziel verfolgen.

Hauptziele des Vorhabens waren:

- ein grundlegendes Verständnis der Funktionsweise des Systems Natur/Mensch im Wattenmeer zu erlangen;
- Kenntnisse bereitzustellen, die zur Lösung bzw. Entschärfung von aktuellen Umweltproblemen benötigt werden;
- Bewertungskriterien zu erarbeiten und Vorschläge für langfristige Schutz-, Planungs- und Monitoring-Aufgaben des Nationalparkamtes zu unterbreiten.

Konkrete Arbeitsaufträge bezogen sich darauf,

- die Auswirkungen von Küstenschutzmaßnahmen zu minimieren;
- schonende Fang- und Verarbeitungstechniken zu entwickeln, die den Beifang in der Garnelenfischerei verringern;
- ein flächendeckendes Salzwiesen-Schutzkonzept zu erarbeiten;
- ein Konzept zur ökologischen Bewirtschaftung der Miesmuschelbestände zu erstellen;

- Lebensraumtypen mit hoher Schutzpriorität zu ermitteln;
- eine neue Zonierung vorzuschlagen;
- ein Konzept zur Überwachung des Gesundheitszustandes des Wattenmeeres zu erarbeiten;
- eine umweltschonende und naturverträgliche Gestaltung von Freizeitaktivitäten vorzuschlagen;
- ein Konzept zur verbesserten Umweltbildung zu erstellen.

Von den vielen Schlussprodukten des Ökosystemforschungs-Vorhabens will ich vor allem den so genannten „Synthesebericht“ hervorheben. Er ist eine Auswertung aller Schlussberichte des Gesamtvorhabens sowie sonstiger vorliegender Informationen und Publikationen.

Immer fand diese unter der Fragestellung statt: Was liegt an Informationen vor, welches Fazit ist zu ziehen für die Zukunft des Nationalparks?

Diese Auswertung und Zusammenstellung war aufwendig, langwierig und schwierig. Einen Hinweis auf solche Probleme gibt Wolfgang Haber:

„Als kritische Phase erweist sich oft auch die am Abschluß eines multidisziplinären Ökosystem-Forschungsprojektes erforderliche Integration oder Synthese. Dabei kann es vorkommen oder erforderlich sein, daß mühsam erarbeitete Ergebnisse einzelner beteiligter Fachwissenschaften weniger zum Tragen kommen als ursprünglich vorgesehen, gelegentlich gar verworfen werden müssen. Auch dies kann zu Mißverständnissen oder Unfrieden führen, zumal dann, wenn die Synthese – was sehr zweckmäßig ist – nur von wenigen Personen ‚aus einem Guß‘ vorgenommen wird [...]“¹

Seit September 1996 liegt der Bericht gedruckt vor,² und seitdem wird er in den Nationalparkkuratorien sowie weit darüber hinaus diskutiert.

¹ Haber, Wolfgang / Höpner, Thomas (1998): Ökosystemforschung und Fachwissenschaft. Die Rolle der Fachwissenschaften für die Ökosystemforschung. Thomas Höpner zum 60. Oldenburg.

² Stock, Martin et al. (1996): Ökosystemforschung Wattenmeer – Synthesebericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide.

2 Rolle der Sozial- und Geisteswissenschaften im Vorhaben

Insgesamt gab es vor dem Ökosystemforschungs-Vorhaben im Schleswig-Holsteinischen Wattenmeer nur wenige interdisziplinäre Großprojekte. Vergleichbar im weitesten Sinne waren überhaupt nur zwei:

- das so genannte Solling-Projekt in den 60er Jahren unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Prof. Ludwig Ellenberg sowie
- das Ökosystemforschungsprojekt Berchtesgaden in den 80er Jahren unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Wolfgang Haber.

In Ersterem kam Sozialwissenschaft noch gar nicht, in Letzterem mit geringerer Bedeutung vor.

Erstmals entschieden in den Jahren 1987/88 das Nationalparkamt in Tönning und Christoph Leuschner als der damalige Werkvertragsnehmer für das Grundkonzept des Ökosystemforschungs-Vorhabens: Angewandte Ökosystemforschung ist ohne die Einbeziehung des Menschen mit seinen kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen und Aktivitäten undenkbar.

Obwohl bei den finanzierenden Stellen schwierig durchsetzbar und letztlich auch bis zum Schluss umstritten, hat der Bereich der so genannten Sozioökonomie trotz seines noch immer recht geringen Gewichts im Vergleich zu den naturwissenschaftlichen Disziplinen erhebliche Bedeutung erlangt.

Wichtige Fragestellungen dabei waren:

- Untersuchung der wichtigsten Wirtschaftszweige und ihrer Bedeutung an der Westküste;
- Untersuchungen zu den längerfristigen ökonomischen und demographischen Entwicklungen im Gebiet;
- Untersuchungen zur Akzeptanz von Naturschutz und Nationalpark sowie zur wirtschaftlichen Bedeutung beider;
- Abschätzung der wirtschaftlichen Auswirkungen von vorgeschlagenen Naturschutzmaßnahmen;
- Versuch einer ersten Abschätzung der Kosten-Nutzen-Relation des „Systems Nationalpark“.

Hinzu kommen dann bei der Schlussauswertung für den Synthesebericht unter anderem Literaturdaten und -auswertungen, die Angaben zulassen zur Geschichte, Sprache und Kulturentwicklung.

Rückblickend ist aus heutiger Sicht wohl festzustellen, dass diese ersten Schritte bei weitem nicht ausreichend waren. Angesichts der Tatsache, dass Naturschutz und Nationalparkentscheidungen im optimalen Fall zwar *auf der Basis* naturwissenschaftlicher Informationen gefällt werden, dass sie aber *direkt* sehr viel mehr von historischen Zufällen, kulturellen, psychologischen und politischen (manchmal auch ethischen) Rahmenbedingungen abhängen und zudem immer stark von der ökonomischen Situation beeinflusst werden, müssten in diese Bereiche mehr Aufmerksamkeit, mehr Zeit und mehr Geld gesteckt werden.

In ganz besonderem Maße gilt dies auch für den Bereich der Kommunikation, das heißt der Vermittlung und Diskussion der Informationen, die von der Wissenschaft geliefert werden. Auch hier hätte rückblickend mehr getan werden können.

Allerdings taugt diese rückblickende Analyse zwar als Lehre für zukünftiges Handeln, sie ist aber ungerechtfertigt als nachträgliche Kritik: 1988 war es schon schwer genug, das Ausmaß an Sozioökonomie ins Vorhaben zu holen, das uns heute als unzureichend erscheint.

3 Was ist Naturschutz? Das Problem mit der ungestörten Natur

„Schon lange bevor Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und andere, beeinflusst von der Romantik, das gedankliche Gerüst des deutschen Naturschutzes schufen, war in Deutschland kaum ein Fleckchen Erde übrig geblieben, das nicht vom Menschen tiefgreifend verändert worden war. Von Beginn an stand im Mittelpunkt das Bewahren der vorindustriellen, bäuerlichen Kulturlandschaft.“³

Ganz anders die Situation im Geburtsland der Nationalparke, in Amerika. Nicht Rückblick und Konservierung waren dort die Grundideen, sondern der Erhalt von *wilderness*, einer Landschaftsqualität, die mit Wildnis nur unzulänglich übersetzt ist. Landschaft sollte ihre Unberührtheit bewahren dürfen, menschlicher Zugriff sollte Halt machen vor einigen letzten Rückzugsgebieten, in denen Natur selbst ohne den Menschen entscheiden darf,

³ Stock et al. (1996), S. 355.

wie ihre Entwicklung aussehen soll. Nur natürliche Entwicklung zuzulassen, das war der Leitgedanke.

Sicher liegt in dieser unterschiedlichen Geschichte ein Grund dafür, dass der Nationalpark-Gedanke fast ein Jahrhundert brauchte, um in Deutschland Fuß zu fassen. Er ist immer noch umstritten, und getreu seiner Tradition ist sich nicht einmal der Naturschutz einig über das für Deutschland neue und für manchen beunruhigende Naturschutzziel, die natürliche Entwicklung zuzulassen.

Loslassen und zumindest auf knapp 2 % der Fläche von Deutschland Natur einfach Natur sein lassen – das fällt den meisten von uns unsagbar schwer. Viel wohler würden wir uns fühlen, wenn unser gestaltender Zugriff wirklich jeden Quadratmeter erfassen könnte.

An dieser Stelle sind einige generelle Bemerkungen notwendig:

Das Naturschutzziel des Nationalparks, „natürliche Entwicklung zuzulassen“, kann und soll die klassischen Naturschutzziele, etwa das Bewahren von Kulturlandschaften oder spezifischen Arten- und Biotopschutz, nicht ersetzen. Deutschlandweit oder gar global betrachtet hat die Entwicklung langfristig ökologisch verträglicher Wirtschaftsformen, die mit dem Schutz von Kulturlandschaften untrennbar verbunden ist, fraglos eine weitaus größere Bedeutung als der Schutz ungestörter Naturvorgänge.

Dennoch wurzelt unsere Geschichte, unsere Kultur und Kunst, auch unsere Religion in ungezählter Natur, die noch nicht dem Menschen untertan ist, auch wenn wir in Mitteleuropa heute schon weit davon entfernt sind. Mit dem gestaltenden und nutzenden Zugriff des Menschen auch auf die letzten weitgehend ursprünglichen Flächen würden wir einen Teil dieser Vergangenheit, das heißt unserer Geschichte und damit unseres Lebens, unwiederbringlich verlieren.

Zwei Ausnahmegebiete sind in Deutschland bis heute geblieben, in denen Naturlandschaft ursprünglicher erhalten blieb als irgendwo sonst: die Hochalpen und das Wattenmeer.

In beiden fällt es der jeweiligen spezifischen Landschaftsgeschichte wegen leichter als anderswo, die Verbindung zum Nationalpark-Gedanken zu erkennen. Ohne Zweifel gibt es aber auch andere Landschaften, in denen es sinnvoll und notwendig ist, menschliche Einflussnahme auf Naturvorgänge so weit wie irgend möglich zurückzunehmen. Auch Landschaften, die bereits tief greifend vom Menschen verändert wurden, können aus mancherlei Gründen nationalparkwürdig sein.

Anders formuliert gilt: Die politische Entscheidung, ein Ökosystem nicht nach menschlichem Willen und nicht für ökonomische Ziele zu gestalten, macht die besondere Qualität eines Nationalparks aus.

Als generelle Forderung ist auch Nutzungsfreiheit bzw. ein Zeitplan zum stufenweisen Ausstieg aus der wirtschaftlichen Nutzung von Ressourcen sicher eine logische und folgerichtige Ableitung aus dem Hauptziel, „natürliche Entwicklung zuzulassen“.

Im konkreten Fall einer historisch extensiv genutzten Landschaft wird diese naturschutzfachlich gut begründete Forderung allerdings

- sozioökonomisch betrachtet werden müssen (Folgewirkungen),
- juristisch abgewogen werden müssen (Übermaßverbot),
- politisch bewertet werden müssen (Mehrheitsfähigkeit).

Nebenziel des Naturschutzes kann in gut begründeten Einzelfällen der „klassische“ Schutz von Biotopen und Arten sein. In den einschlägigen Gesetzen ist dieses Schutzziel, der deutschen Naturschutztradition entsprechend, fast immer enthalten. In Nationalparks gilt es in diesem Zusammenhang allerdings äußerste Zurückhaltung zu wahren: Einflussnahme zugunsten einzelner Biotop-Typen ist immer mit Auswirkungen auf andere oder gar deren teilweisem Verlust verbunden. Jede Artenschutzmaßnahme ist eine aktive Abkehr vom Hauptziel, natürliche Entwicklung zuzulassen.

Nationalparke sind aber nicht allein aus Gründen des Naturschutzes notwendig. Drei wichtige Begründungen kommen hinzu:

1. Rationale, wissenschaftliche Begründung:

Nationalparke sind die letzten Flächen, auf denen in der vergleichenden Betrachtung mit den übrigen 99,5 % der Landesfläche die Auswirkung menschlichen Wirtschaftens erkannt werden kann. Sie sind einzige und letzte Chance, sich fast ursprünglicher Natur wissenschaftlich zu nähern.

2. Emotionale, spirituelle Begründung:

Unbeeinflusste Natur zu erleben, das eigene Selbst der Erfahrung von Stille, Weite, ungezähmter Natur auszusetzen, ist unverzichtbar für unsere seelische Gesundheit. Möglich ist dies fast nur noch in Nationalparks. Erholung und Erbauung sind deshalb, soweit mit dem Schutzzweck vereinbar, ausdrückliche Ziele von Nationalparks.

3. Ethisch-moralische, religiöse Begründung:

Wo Naturschutz nicht rein zweckbestimmt nur dem menschlichen Wohlbefinden dienen soll, begründet er sich vor allem aus ethisch-moralischen oder religiösen Werten. Auch wenn es derzeit als unmodern gelten mag, ist doch die Vermittlung von Normen für unseren Umgang mit der Welt von großer Bedeutung. In allen Kulturen und zu allen Zeiten hat es „heilige Stätten“ gegeben, Landschaften oder Landschaftsteile, die „tabu“ waren. In Sagen und Märchen taucht der Raum, die Stätte auf, die nicht betreten werden darf. Landschaften, Tiere und Pflanzen in ihrer eigenen Entwicklung zu bewahren, Grenzen auch einmal nicht zu überschreiten, dieses Motiv ist Bestandteil unserer eigenen Kultur und Geschichte. Nationalparke dienen auch dem Erleben, Verstehen und Vermitteln von ethischen Normen.

Konsens ist jedoch, dass auch das Nationalparkziel der ungestörten Dynamik nicht gedankenlos verabsolutiert werden darf. So hat der Schutz von Leib und Leben immer Vorrang vor Naturschutz. Entscheidend ist im Nationalpark aber eine besonders sorgfältige Prüfung, ob Maßnahmen notwendig sind, und wenn ja, wie diese mit dem geringstmöglichen Eingriff in den Nationalpark durchgeführt werden können.

Menschliches Wirtschaften kann demgegenüber im Nationalpark keinen Vorrang vor Nationalparkzielen beanspruchen. Gleichwohl ist eine verantwortungsvolle Abwägung jeweils geboten. Sie ist auch Voraussetzung dafür, dass der Gesetzgeber entscheiden kann, wie weit er naturschutzfachliche Ziele des Nationalparkes umsetzen möchte oder nicht.

Dabei wird zunehmend die Tatsache berücksichtigt werden müssen, dass das „System Nationalpark“ auch wirtschaftlich effizient ist. Das belegen die Untersuchungen Hampickes über die Zahlungsbereitschaft für den Naturschutz und für den Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer⁴ sowie die speziellen Untersuchungen des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr. Sie ergaben, dass jede Mark, die in das „System Nationalpark“ investiert wird, fast zwei Mark erwirtschaftet.⁵

⁴ Hampicke, Ulrich (1994): Wie finanziert sich Naturschutz in der Landwirtschaft? In: Grüne Mappe 93/94, S. 16–24.

⁵ Feige, Mathias / Möller, Andrea (1994): Nationalparkbezogene Wirtschaftszweige. Projektberichte Sozioökonomie, Teil B: Das anthropogene System der Nationalparkregion. Berlin.

Insofern dienen Nationalparke, die ja oft in strukturschwachen Regionen geschaffen werden, immer auch der Strukturverbesserung und damit der Gesamtentwicklung in ihrem Umfeld. Sie helfen auf diese Weise mit, die wirtschaftliche Situation zu verbessern.

Gleichzeitig können sie das regionale Bewusstsein dadurch stärken, dass sie der Heimat das höchste Qualitätsprädikat verleihen, das in Deutschland und international zu vergeben ist. Nationalparkschutz ist also auch „Heimatschutz“.⁶

4 Umgang mit Politikberatung

Politikberatung im Sinne von Entscheidungsvorbereitung ist ein immer wiederkehrendes Thema, zumindest dann, wenn man entweder mit Naturschutz (ob staatlich oder ehrenamtlich), mit angewandter Ökosystemforschung oder beidem zu tun hat.

Das Nationalparkamt hat als obere Naturschutzbehörde des Landes, als so genannte Fachbehörde, ständig den Auftrag, Politikberatung auf seinem Fachgebiet zu leisten.

Das Ökosystemforschungs-Vorhaben ist vom Nationalparkamt mit eben demselben Ziel konzipiert und geleitet worden. Einerseits hat dies verhältnismäßig gut geklappt – im Vergleich mit zahlreichen anderen Versuchen in Deutschland. Andererseits haben dennoch WissenschaftlerInnen sich nicht selten schwer getan, wenn sie das Fazit ziehen sollten: „Was bedeuten meine Forschungen nun für den Naturschutz, für den Nationalpark?“ bzw. „Was rate ich der Politik, zu tun und zu unterlassen?“

Gründe für diese Schwierigkeiten, für diese Scheu, für diesen Unwillen, über Deskription und Analyse hinaus auch Bewertungen vorzunehmen, gibt es genug. Sie sind auch vielfach diskutiert.

Immerhin ist es in der Synthesephase des Vorhabens gelungen, mit einer ganzen Reihe beteiligter WissenschaftlerInnen diese sehr zielorientierte Auswertung vorzunehmen. In der öffentlichen Debatte allerdings trat dann der nächste, in sich widersprüchliche Konflikt auf: Einerseits sind weite Teile der Gesellschaft, auch der Politik, insofern wissenschaftsfixiert, als

⁶ Stock et al. (1996), S. 357.

sie erwarten, dass diese ihnen unbequeme Entscheidungen abnimmt, zumindest aber ihre jeweilige Auffassung so bestätigt, dass sie mehr oder weniger unangreifbar wird. Andererseits wiederum wird Wissenschaft sofort infrage gestellt oder gar diskreditiert, wenn Aussagen etwa nicht mit der eigenen Meinung übereinstimmen. Hier spielt sich dann oft auch offensichtlich Menschliches, allzu Menschliches ab.

Die Schwierigkeiten von Wissenschaftlern selbst, sich und ihre Ergebnisse einem abwägenden und gewichtenden „Syntheseprozess“ auszusetzen, sind schon weiter oben mit Habers Worten kommentiert. Auch da gab und gibt es vielerlei, meist aber kleine Probleme. Am Ende eines solchen Syntheseprozesses bleiben wenige Forscher übrig, die sich für die bewerteten und bewertenden Vorschläge der Synthese aktiv einsetzen. Kein Wunder – konnte sich doch keiner mit seinen Ideen und Aussagen vollständig durchsetzen.

Andere Gruppen, die in ihrem Umgang mit diesem speziellen Produkt der Politikberatung kurz erwähnt werden sollen, haben ganz unterschiedlich darauf reagiert:

Zunächst ist für viele entscheidend, dass die Umsetzung der Synthesevorschläge zu einer Novellierung des Nationalparkgesetzes führen würde. Dies hat einerseits die Naturschutzverbände veranlasst, die Masse aller Vorschläge ausdrücklich zu begrüßen. Andererseits aber war und ist es für sehr viele ehrenamtliche Naturschützer offenbar sehr schwer, *für* Vorschläge von Dritten, die als positiv eingeschätzt werden, erfolgreich „zu kämpfen“. Wie oft in der Politik zeigt es sich, dass die Mobilisierung von Menschen und Meinungen leichter gelingt, wenn (vermeintlich schlimme) Dinge *verhindert* werden sollen.

Eben dieser Effekt ist es in meinen Augen, der anderen Gruppen wie zum Beispiel Fischern oder Landwirten die Kraft für ihr Beharrungsvermögen gibt. In einer wirtschaftlichen und sozialen Situation der Unsicherheit, von Bedrohungen durch Arbeitslosigkeit, EU-Agrar- und Fischereipolitik, Rentenfragen und vielem mehr wächst der Wunsch nach Veränderungssperre: Alles soll so bleiben wie es ist!

Dieses derzeit fast übermächtige Gefühl, das auf allen Ebenen viele Politikfelder beeinflusst, hat eine *konstruktive* Debatte über die Weiterentwicklung des Nationalparks fast unmöglich gemacht. Daran konnten auch fast 200 öffentliche Veranstaltungen, Befassungen in den Kuratorien, zahllose Veröffentlichungen und vieles mehr kaum etwas ändern.

Gibt es ein Fazit aus meiner kurzen Übersicht über einen naturwissenschaftlichen Blick mit gesellschaftswissenschaftlichen Anteilen auf den Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer? Vielleicht folgendes: Wissenschaft, die in Politikberatung mündet,

- muss Gesellschaftswissenschaften verstärkt mit einbeziehen;
- muss zwar gute Argumente haben, methodisch schlüssig und von außen nachprüfbar sein,
- muss aber auch mit großer Professionalität transportiert werden. Das kostet Geld und da müssen wir weiter hinzulernen.

Vorschläge der Politikberatung müssen aber auch demokratische Mehrheiten finden. Das scheint in dieser Zeit für neue Naturschutzvorhaben kaum zu gelingen. Ein schwacher Trost, dass dies wohl für *ganz* Deutschland gilt – auch ohne Ökosystemforschung.

Literatur

Feige, Mathias / Möller, Andrea (1994): Nationalparkbezogene Wirtschaftszweige. Projektberichte Sozioökonomie, Teil B: Das anthropogene System der Nationalparkregion. Berlin.

Haber, Wolfgang / Höpner, Thomas (1998): Ökosystemforschung und Fachwissenschaft. Die Rolle der Fachwissenschaften für die Ökosystemforschung. Thomas Höpner zum 60. Oldenburg.

Hampicke, Ulrich (1994): Wie finanziert sich Naturschutz in der Landwirtschaft? In: Grüne Mappe 93/94, S. 16–24.

Stock, Martin et al. (1996): Ökosystemforschung Wattenmeer – Synthesbericht. Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide.

Von der Zukunft der Wissenschaftskulturen und den Bedingungen der Transdisziplinarität

Nico Stehr¹

Einleitung

Die Vorstellung, dass menschliche Aktivitäten unsere natürliche Umwelt verändern, ist in jüngster Zeit sowohl in der Öffentlichkeit als auch in den Wissenschaften zur Selbstverständlichkeit geworden. Dagegen ist der Gedanke, dass die Umwelt den Menschen und seine gesellschaftlichen Bedingungen ganz entscheidend beeinflusst, ihm sogar Gestalt verleiht, wohl nur noch eine den Alltag prägende, aber die Wissenschaften insgesamt nicht mehr beherrschende und dort kaum hinterfragte Perspektive, wie dies bis vor wenigen Jahrzehnten noch der Fall war.²

Denn als sich die Kulturwissenschaften (das heißt die Geistes- und Sozialwissenschaften) angesichts des immensen praktischen Erfolgs der Naturwissenschaft und Technik Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts daran machten, ihre zunehmend in Zweifel gezogene praktisch-politische Bedeutung zu legitimieren, verfielen ihre Verfechter auf die erkenntnistheoretische Überlegung, dass die unterstellte Zurückgebliebenheit der Geistes- und Sozialwissenschaften eine Tugend sei.

Der besondere Entwicklungspfad dieser Wissenschaften, so wurde einst und wird noch immer argumentiert, sei sowohl Ausdruck gänzlich verschie-

¹ Mein Aufsatz hat von der langjährigen Praxis der Transdisziplinarität und der intensiven Diskussion der Problematik der Interdisziplinarität mit Hans von Storch außerordentlich profitiert.

² Siehe Stehr, Nico / Storch, Hans von (1999): Climate works. An anatomy of a disbanded line of research. In: Kaupen-Haas, Heidrun / Saller, Christian (Hrsg.): Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften. Frankfurt am Main, S. 137–185.

dener menschlicher Erkenntnisziele als auch der Besonderheit und Einmaligkeit ihres Gegenstandes. Selbstständige Erkenntniswege und Erkenntnisziele der Wissenschaften, kurz ihre Rationalitäten, können nicht zu uniformen Erkenntniserträgen führen.

Der Dualismus der Vernunft – einerseits die Subjektivität in den Wissenschaften des Geistes, andererseits die Objektivität in den Wissenschaften der Außenwelt – fand in der Institutionalisierung der von Charles Percy Snow so bezeichneten Wissenschaftskulturen seine feste Entsprechung.³ Die Verschiedenheit der Wissenschaften wird zu Grenzen *in der Welt*.⁴

Zu dieser allerdings eher späten Beobachtung der Differenzierung der Wissenschaftskulturen durch den englischen Physiker und Literaten Snow kommt ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt bzw. eine weitere bedeutende Entwicklung hinzu: die modernen Folgen von Wissenschaft und Technik für Natur und Gesellschaft. Sowohl Gesellschaft als auch Natur haben zunehmend ihre Natürlichkeit eingebüßt. Die Entwicklung von Wissenschaft und Technik berührt also, ungeachtet ihrer Spaltung in die beiden Kulturen, die wachsende Vergesellschaftung der Natur⁵ und die steigende Verwissen-

³ Snow, Charles Percy (1959): *The two cultures and the scientific revolution*. Cambridge. Ich werde die These Snows an dieser Stelle nur als nützlichen Ausgangspunkt und als allgemein verständliche Metapher verwenden und mich nicht kritisch mit dem Ursprung, der Ausprägung und den Zielen der Behauptungen Snows sowie den Kontroversen, die sie ausgelöst haben, auseinandersetzen (siehe in jüngster Zeit Hultberg, John: *The two cultures revisited*. In: *Science Communication* 18 [1997], S. 194–215). Dennoch ist bemerkenswert, dass für Snow selbst sein Argument über die Existenz der beiden Kulturen nicht zuletzt dadurch an Bedeutung und Dringlichkeit gewann, weil er die Naturwissenschaften in England in ihrem gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Stellenwert für vernachlässigt hielt und der Ansicht war, dass Nicht-Wissenschaftler die Naturwissenschaften oft nur unzureichend verstanden und vor allem nicht realisierten, welche große Zukunft sie versprechen und in welchem Umfang sie die Welt verändern würden.

⁴ Und die „Umstülpung des ‚Weltbildes‘ einer Disziplin in eine Weltanschauung“ wird, um mit Max Weber zu sprechen, „eine ganz allgemeine Gepflogenheit“. (Weber, Max [1922]: ‚Energetische‘ Kulturtheorien [1909]. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, S. 376–402, hier S. 377.) Der Ressortimperialismus führt zur Zeugung von „Wechselbälgen“, etwa „wenn rein naturwissenschaftlich geschulte Technologen die ‚Soziologie‘ vergewaltigen“ (ebd., S. 378).

⁵ Angesichts des insbesondere von der philosophischen Anthropologie (zum Beispiel Gehlen, Arnold [1941]: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Berlin) herausgearbeiteten Gesichtspunkts der „Weltoffenheit“ des Menschen ist die Vergesellschaftung der Natur eine anthropologische Konstante. Die prinzipiell mangelnde Einpas-

schaftlichung gesellschaftlicher Lebensverhältnisse bis hin zur Wissensgesellschaft unserer Tage.⁶

Andererseits geht es angesichts gesellschaftlicher Probleme und der Folgen der sozialen Transformation der Natur um die Frage der praktischen Kompetenz der dualen Wissenschaftskultur. Ganz allgemein wird sie in dem einen Fall oft bejaht und im anderen wohl eher skeptisch beurteilt.⁷ Wir möchten aber Zweifel anmelden, ob diese summarische Einschätzung der Praktikabilität naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zutrifft und der verbreitete Verdacht immanenter Defizite der Geistes- und Sozialwissen-

sung des Menschen in seine natürliche Umwelt erfordert von Anfang an ihre Bearbeitung. Die Geschichte des Menschen kann deshalb auch als eine Geschichte der wachsenden Vergesellschaftung (und damit Emanzipation) von Natur beschrieben werden. Maurice Godelier bringt diese These noch pointierter auf einen Nenner, indem er zusammenfasst: „Der Mensch hat eine Geschichte, weil er die Natur verändert.“ (Godelier, Maurice [1984]: *L'idéal et le matériel. Pensée, économies, sociétés*. Paris, S. 10.) Dass es Grenzen der Vergesellschaftung der Natur gibt, ist sicher zutreffend, allerdings ist die Bearbeitung dieser Grenzprobleme wiederum eine gesellschaftliche Funktion.

⁶ Stehr, Nico (1994): *Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften*. Frankfurt am Main. Jürgen Mittelstrass nennt die moderne Welt als Produkt des wissenschaftlich-technischen Verstandes eine „Leonardo-Welt“, in der die natürlichen Strukturen zunehmend durch artifizielle Strukturen überlagert werden und deren Besonderheiten damit durch Leistungen von Wissenschaft, Forschung und Entwicklung bestimmt werden (Mittelstrass, Jürgen [1992]: *Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung*. Frankfurt am Main). Eine entscheidende Frage dieser und verwandter Perspektiven, die man unserer Ansicht nach nicht der Erkenntnistheorie überlassen kann, ist damit allein aber noch nicht hinreichend beantwortet, denn es bleibt offen, welche gesellschaftlichen Bedingungen den herausragenden Stellenwert von wissenschaftlichem Wissen in dieser Welt ermöglichen.

⁷ Die Hierarchie der Wissenschaften ist keineswegs ein „natürliches“ Produkt, das unterschiedliche „Wissenschaftlichkeit“ der Wissenschaftsfelder widerspiegelt, sondern Ausdruck kultureller Präferenzen; dies lässt sich historisch oder komparativ sehr leicht an der unterschiedlichen Bewertung der Wissenschaften in verschiedenen Ländern ausmachen. Diese kulturellen Unterschiede in der Bewertung der Wissenschaftsfelder und die damit in Verbindung stehenden gesellschaftlichen Folgen spielen denn auch in der Reaktion Charles Percy Snows auf das Echo seiner Thesen eine zentrale Rolle (Snow, Charles Percy [1964]: *The two cultures: a second look. An expanded version of „The two cultures and the scientific revolution“*. Cambridge). In England zum Beispiel galten die Kulturwissenschaften bis weit in das 20. Jahrhundert hinein als die Krönung wissenschaftlichen Arbeitens. Vor diesem speziellen gesellschaftlichen Hintergrund und dieser spezifischen Wertschätzung der Kulturwissenschaften muss man denn auch die Intervention Snows hinsichtlich der Entfremdung zwischen dem Weltbild der Literaten und dem der Wissenschaftler einordnen.

schaften so umfassend ist, wie dies oft auf beiden Seiten der Grenzen angenommen wird. Auch Charles Percy Snows Metapher von den beiden Kulturen ist asymmetrisch, denn für ihn haben die Naturwissenschaften „die Zukunft in den Knochen“, während die Geisteswissenschaften nur die Vergangenheit im Sinn haben.⁸

Die Differenzierung der Wissenschaftskulturen und ihre gegenseitige Abgrenzung hat inzwischen Dimensionen angenommen, die weder die in den 1920er Jahren noch vehement eingeforderte Einheit der Wissenschaften noch die gegenwärtigen, fast allgegenwärtigen Appelle zur Interdisziplinarität als realistisch und möglich erscheinen lassen. Die vielfach angepriesenen Rettungsmittel zur Überwindung der Dualität, wenn nicht sogar der Zerrissenheit der Wissenschaften haben ganz einfach bisher versagt und sind auch weiterhin mit Sicherheit untauglich.

Die Bedingungen für die Möglichkeit von Transdisziplinarität lassen sich am Beispiel der Klimaproblematik verdeutlichen.

1 Die Bedingungen der Möglichkeit von Transdisziplinarität

Wie in jüngster Zeit die Klimagipfel in Berlin und Kyoto gezeigt haben, stehen wir vor der merkwürdigen Situation, dass das wissenschaftliche Thema der Klimaveränderung eine spektakuläre öffentliche Karriere gemacht hat, es Gesellschaft und Politik aber wesentlich bei Absichtserklärungen und Sonntagsbekenntnissen zur Klimaproblematik belassen. Sind wir also, so muss man fragen, in der Klimadebatte an einem toten Punkt angelangt?

Ich möchte behaupten, dass man sich aus dieser festgefahrenen Situation nicht einfach befreien kann, indem man sich über die mangelnde Einsicht der Öffentlichkeit beschwert bzw. über die fehlende Handlungsfähigkeit oder Steuerungskapazität der Politik lamentiert oder sich auf die notwendige Vorläufigkeit oder sogar systematische Fragwürdigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse beruft und auf die handlungsinduzierende Wirkung von Klima-Extremen vertraut. Man sollte stattdessen vor allem darüber nachdenken, wie sich die wissenschaftliche Erkenntnis (nicht nur) im Fall der

⁸ Snow (1964), S. 10.

Klimaproblematik schlüssiger und praxisnäher, insbesondere aufgrund von interdisziplinären Ansätzen, formulieren ließe.

Erste Voraussetzung ist, da Klima sowohl ein physikalischer als auch ein gesellschaftlicher Gegenstand ist, dass solche Bestrebungen sowohl die Natur- als auch die Kulturwissenschaften umfassen.

Allerdings ist weder die einfache Addition oder Kumulation von Fachkulturen eine Lösung noch ist es die vage Hoffnung, dass die Sozialwissenschaften irgendwie als Vermittler zwischen den Kultur- und den Naturwissenschaften auftreten werden. Man kann zwar versuchen, Brücken zu errichten, aber die Gräben zwischen den Wissenschaftskulturen werden dadurch nicht unbedingt verschwinden. Aus einem einfachen Zusammenfügen arbeitsteilig gewonnener Forschungsergebnisse lässt sich weder interdisziplinäre Erkenntnis noch ein in der politischen Praxis wirksames Wissen ableiten. Eine „gemeinsame“ Arbeit von Wissenschaftlern unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen kann, wenn dabei von traditionell unterschiedlich gedachten Objekten der Forschung ausgegangen wird, keine neuen und praktikablen Lösungsansätze ergeben.

Was demgegenüber dringend notwendig wäre, ist die Entdeckung und Konstruktion gänzlich neuer Forschungsgegenstände. Dies ist zugegebenermaßen sehr viel leichter gesagt als getan. Die Freilegung neuer Phänomene oder, was die gleichen Folgen haben kann, die Erfindung und damit die Herausforderung durch neuartige Probleme ist entscheidend. Wir werden diese These von der Notwendigkeit der Entdeckung neuer Phänomene, die deshalb noch nicht disziplinär vereinnahmt sind, als Voraussetzung für Transdisziplinarität, um ein Stichwort von Gernot Böhme aufzunehmen,⁹ als Plädoyer für eine soziale Naturwissenschaft bezeichnen und sie, soweit dies möglich ist, anhand der Klimaproblematik konkreter exemplifizieren.

In den Naturwissenschaften herrscht die Ansicht vor, dass das „Klimaproblem“, also das physikalische Verstehen der anthropogenen und der natürlichen Klimaschwankungen und die sich daraus ergebende Vorhersagemöglichkeit, im Prinzip gelöst ist. Im Wesentlichen geht es dieser Auffassung

⁹ Böhme, Gernot / Schramm, Engelbert (Hrsg.) (1985): Soziale Naturwissenschaft. Wege zu einer Erweiterung der Ökologie. Frankfurt am Main; Deneke, Michael / Schramm, Engelbert (1998): Soziale Naturwissenschaft. Zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften. In: Hauskeller, Michael / Rehmann-Sutter, Christoph / Schiemann, Gregor (Hrsg.): Naturerkenntnis und Naturesein. Frankfurt am Main, S. 258–272.

nach jetzt nur noch um eine Verbesserung der Genauigkeit der Ergebnisse, insbesondere in Bezug auf Raum und Zeit, und um eine belastbare Abschätzung der Fehlermargen. Allerdings wird immer deutlicher, dass „nackte“ Zahlen, etwa in Form einer Temperaturerhöhungsrate (mit oder ohne Fehlermarge), weitgehend uninformativ für die Gesellschaft sind und/oder die Gleichgültigkeit, von der wir sprachen, nur stützen.

Im Sinne der bisher dominanten Logik wird zur Heilung dieser offenen Problematik versucht, den physikalischen Modellen andere Modelle (etwa von Ökosystemen oder der Ökonomie) nachzuschalten. Man hofft, dass solche Modelle endlich das von der Gesellschaft geforderte und praktisch verwendbare Wissen darstellen. Wir glauben nicht, dass sich diese Hoffnung erfüllen wird.

Bei einem weitgehend naturwissenschaftlich-technisch bestimmten Ansatz liegt das Problem darin, dass die Naturwissenschaftler eigentlich gar nicht wissen, welche Fragen die Gesellschaft stellt, dass sie nicht berücksichtigen, was machbar wäre, welche Rahmenbedingungen politisch-ökonomischen Handelns jeweils relevant sind und wie praktisch verwertbare Erkenntnisse aussehen müssen.

Es sind deshalb radikale Schritte notwendig, um die jeweils einseitige Fixierung der Naturwissenschaften auf die Natur und die der Sozialwissenschaften auf die Gesellschaft zu überwinden. Es kommt aber keine Bewegung in die Sache, indem man, wie in den vergangenen Jahren häufig angemahnt, einer Ökologisierung der herkömmlichen Naturwissenschaften das Wort redet bzw. einer Verwissenschaftlichung der Sozial- und Geisteswissenschaften, sondern wohl nur durch die Entwicklung einer sozialen Naturwissenschaft, die sich auf einem noch zu schaffenden Neuland, sozusagen außerhalb der Fachkulturen der Natur- und Sozialwissenschaft, ansiedelt.

In einer sich als soziale Naturwissenschaft verstehenden Wissenschaft ändert sich die Perspektive grundlegend. Ein Charakteristikum der beiden wesentlichen wissenschaftlichen Kulturen ist die Dualität der Begrifflichkeit, das heißt: Wir haben es einmal mit naturwissenschaftlich definierten Konzepten für Objekte der physischen Umwelt zu tun und zum anderen mit deren gesellschaftlich gewachsenen und gefilterten Pendanten, den sozialen Konstrukten.

Zeit und Ort zum Beispiel haben dezidierte physische Eigenschaften und sind gleichzeitig dynamische soziale Konstrukte. Die Relevanz von Zeit und Ort verändert sich in unserer Gesellschaft ständig. Und diese Ver-

änderungen sind sowohl für die Art des Einflusses, den das Klima als physikalisches Phänomen auf den Menschen hat, von Bedeutung als auch für die Bedingungen der Klimapolitik.

Klima verweist zwar auf physikalische Vorgänge, ist aber auch ein sozialer Prozess. Natur ist keine pristine Angelegenheit, sondern gesellschaftlich konstituiert, also durch menschliches Verhalten bestimmt. Aus der Sicht einer sozialen Naturwissenschaft ist die Geschichte nicht mehr nur die Geschichte der Menschen, sondern auch die Geschichte der menschlichen materiellen Veränderung natürlicher Prozesse, aber auch die eines dynamischen kulturellen Verständnisses von Natur. Eine soziale Naturwissenschaft wird sich infolgedessen zu beschäftigen haben mit den Wechselwirkungen zwischen dem nicht nur naturwissenschaftlich definierten Objekt Klima und der sozialen Realität. Ein so verstandenes Phänomen Klima – weder reine Natur, geschweige denn nur eine Frage der menschlichen Betrachtungsweise – wäre ein Weg zu einem neuen Problemverständnis und der Entdeckung eines bisher unbekanntes Forschungsobjektes.

Eine soziale Naturwissenschaft des Klimas dürfte eher in der Lage sein, praktisch verwertbares Wissen zu formulieren, weil Erkenntnisse über Klimaveränderung dann von einem neuen Klimabegriff gesteuert würden. Zum Beispiel müsste dann betont werden, dass sich gesellschaftlich relevante Klimaveränderungen kaum in graduellen (physischen) Prozessen widerspiegeln, sondern in Erkenntnissen über extreme Werte von Temperatur und Niederschlag, bzw. dass sich ein praktisch verwertbares Wissen über Klima an die politisch und kulturell bestimmten Grenzen von Raum hält und Zeitabfolgen und Zeitbewusstsein auch auf gesellschaftlich bestimmte Dimensionen verweisen.

Obwohl die Inter- oder Transdisziplinarität als Forderung in aller Munde ist, geht es in der Praxis fast immer um eine Konfrontation und Bestätigung existierender Wissenschaftstraditionen. Keiner der Wissenschaftsblöcke ist bereit, sich aufzugeben, indem er seine Objekte aufgibt. Es genügt also nicht, ein Thema um eine oder mehrere wissenschaftliche Disziplinen anzusiedeln. In der Regel dominiert dann sehr schnell die gesellschaftlich anerkanntere Tradition, und diese ist in unserer Gesellschaft noch immer eine weitgehend naturwissenschaftlich-technisch verstandene Tradition.

Im Fall einer sozialen Naturwissenschaft ist genuine Interdisziplinarität aber durch die Schaffung eines neuen Objektes, für das noch keine Eigentumsansprüche angemeldet wurden, gegeben, und gleichzeitig sollte es aus

der Sicht einer neuen Plattform möglich sein, praktisch relevante Erkenntnisse zu gewinnen. Dieser zu entdeckende Gegenstandsbereich einer sozialen Naturwissenschaft lässt sich auch als die Überwindung der Unsichtbarkeit des nahe Liegenden beschreiben, über dessen Unkenntnis häufig seine Augenscheinlichkeit entscheidet: der Tatsache, dass wir sowohl in als auch außerhalb der Natur leben. Gesellschaftliche Probleme haben schon immer eine materielle oder, wenn man will, ökologische Basis. Eine der zivilisatorischen Errungenschaften ist die Unsichtbarkeit dieser banalen Tatsache. Die heutigen Sozialwissenschaften, aber auch die Naturwissenschaften, haben einen gehörigen Anteil an diesem Triumph der Unsichtbarkeit des nahe Liegenden. In diesem Sinn gibt es keine ökologische Krise oder Störung der Natur, sondern nur eine als krisenhaft empfundene Phase in der Vergesellschaftung der Umwelt.

2 Abschließende Bemerkungen oder die Praxis der Transdisziplinarität

Die angesichts einer wohl unbeschränkt fortdauernden wissenschaftlichen Spezialisierung sowohl in den Wissenschaften als auch von der Wissenschaftspolitik in jüngster Zeit immer wieder geforderte Interdisziplinarität kann sich auf eine Anzahl von oft widersprüchlichen Rechtfertigungen und Zielen berufen. Es mag sich um die Feststellung handeln, dass die Spezialisierung die Herausbildung praktischer Erkenntnis behindert oder dass das wissenschaftliche Training unter solchen Bedingungen nur Fachidioten produziert. In den Geistes- und Sozialwissenschaften lehnt man die herrschende intellektuelle Arbeitsteilung schon deshalb ab, weil sie damit verbundene Macht- und Herrschaftssysteme oder Diskriminierungspraktiken angeblich zementiert.¹⁰ Die Bedeutung für den Prozess der wissenschaftlichen Innovation durch eine gegenseitige kognitive Befruchtung verschiedener Spezialgebiete und unterschiedlicher Disziplinen wird oft unterschätzt. Schließlich kann man die Ergebnisse der Wissenschaftsforschung als Legitimation für das Projekt der Transdisziplinarität heranziehen. Die konstruktivistisch

¹⁰ Fish, Stanley (1994): „Being interdisciplinary is so very hard to do.“ In: ders. (Hrsg.): *There is no such thing as free speech*. New York, S. 231–242.

orientierte Wissenschaftsforschung kennt keine Grenzen zwischen wissenschaftlichen Disziplinen. In der Analyse der Bedingungen der Fabrikation von wissenschaftlicher Erkenntnis haben sie sich als unerheblich erwiesen. Die sozialen und kognitiven Kontingenzen der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse sind in allen Disziplinen gleich. Infolgedessen kann man von der Einheit der Wissenschaft in der Praxis sprechen.

Die Forderung nach Interdisziplinarität hat natürlich von Anfang an auch immer ihre Kritiker gefunden. Der jüngst durch einen satirischen Essay mit dem Titel *Transgressing the boundaries: towards a transformative hermeneutics of quantum gravity* in der Zeitschrift *Social Text*¹¹ ausgelöste „Wissenschaftskrieg“ (*science war*) ist zwar nicht unbedingt ein unmittelbares Argument in der Auseinandersetzung um die Bedingungen, Kosten und möglichen Erträge von Transdisziplinarität, dennoch lässt sich aus der Resonanz, die diese auch in den Medien verbreitet diskutierte Episode anscheinend für die Praxis der Wissenschaft bzw. interdisziplinärer Unternehmen hatte, eine selbstkritische Lehre ziehen.

Der Autor des Essays gab bald nach der Publikation zu, dass er als Physiker beabsichtigt hatte, eine Parodie auf die „dekonstruktivistischen“ Ansätze in der Wissenschafts- und Literaturforschung zu schreiben. Unter den vielen Themen, über die man sich im Verlauf der durch den Essay ausgelösten Diskussion engagiert auseinander setzte, war ein Aspekt, der kaum Beachtung fand, nämlich die Tatsache, dass die Kontroverse die Wissenschaftler, um deren Praxis es ging, anscheinend überhaupt nicht erreichte.¹² Die Resonanz der Diskussion war weitgehend auf die Welt der Spezialisten beschränkt. Mit anderen Worten, es ist die Praxis der Wissenschaft, die über das Projekt der Transdisziplinarität entscheiden wird, es sind nicht die meta-theoretischen Reflexionen und wissenschaftspolitischen Forderungen.¹³

¹¹ Sokal, Alan (1996): *Transgressing the boundaries: towards a transformative hermeneutics of quantum gravity*. In: *Social Text* 14, S. 217–252.

¹² Labinger, Jay A. (1997): *The science wars and the future of the American academic profession*. In: *Daedalus* 126, S. 201–220.

¹³ Weingart, Peter / Stehr, Nico (Hrsg.) (2000): *Practicing Interdisciplinarity*. Toronto.

Literatur

- Böhme, Gernot / Schramm, Engelbert (Hrsg.) (1985): Soziale Naturwissenschaft. Wege zu einer Erweiterung der Ökologie. Frankfurt am Main.
- Deneke, Michael / Schramm, Engelbert (1998): Soziale Naturwissenschaft. Zwischen Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften. In: Hauskeller, Michael / Rehmann-Sutter, Christoph / Schiemann, Gregor (Hrsg.): Naturerkenntnis und Natursein. Frankfurt am Main, S. 258–272.
- Fish, Stanley (1994): „Being interdisciplinary is so very hard to do.“ In: ders. (Hrsg.): There is no such thing as free speech. New York, S. 231–242.
- Gehlen, Arnold (1941): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Berlin.
- Godelier, Maurice (1984): L'idéal et le matériel. Pensée, économies, sociétés. Paris.
- Hultberg, John (1997): The two cultures revisited. In: Science Communication 18, S. 194–215.
- Labinger, Jay A. (1997): The science wars and the future of the American academic profession. In: Daedalus 126, S. 201–220.
- Mittelstrass, Jürgen (1992): Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung. Frankfurt am Main.
- Snow, Charles Percy (1959): The two cultures and the scientific revolution. Cambridge.
- Snow, Charles Percy (1964): The two cultures: a second look. An expanded version of „The two cultures and the scientific revolution“. Cambridge.
- Sokal, Alan (1996): Transgressing the boundaries: towards a transformative hermeneutics of quantum gravity. In: Social Text 14, S. 217–252.
- Stehr, Nico (1994): Arbeit, Eigentum und Wissen: Zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt am Main.
- Stehr, Nico / Storch, Hans von (1999): Climate works. An anatomy of a disbanded line of research. In: Kaupen-Haas, Heidrun / Saller, Christian (Hrsg.): Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften. Frankfurt am Main, S. 137–185.
- Weber, Max (1922): ‚Energetische‘ Kulturtheorien (1909). In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen, S. 376–402.
- Weingart, Peter / Stehr, Nico (Hrsg.) (2000): Practicing Interdisciplinarity. Toronto.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Martin Döring, GKSS Forschungszentrum Geesthacht, Institut für Küstenforschung, Max-Planck-Straße 1, D-21502 Geesthacht.
E-Mail: doering@metaphorik.de

Prof. Dr. Ludwig Fischer, Universität Hamburg, Institut für Germanistik II, Von-Melle-Park 6, D-20146 Hamburg.
E-Mail: fischu.benkel@t-online.de

Dr. Johannes Hartau, c/o Warburg-Haus, Heilwigstraße 116, D-20249 Hamburg.
E-Mail: johanneshartau@web.de

Prof. Dr. Jürgen Hasse, Universität Frankfurt am Main, Fachbereich Geowissenschaften/Geographie, Schumannstraße 58, D-60325 Frankfurt am Main.
E-Mail: j.hasse@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Manfred Jakobowski-Tiessen, Max-Planck-Institut für Geschichte, Hermann-Föge-Weg 11, D-37073 Göttingen.
E-Mail: mjt@mpi-g.gwdg.de

Dr. Jens Kappenberg, GKSS Forschungszentrum Geesthacht, Institut für Küstenforschung, Max-Planck-Straße 1, D-21502 Geesthacht.
E-Mail: jens.kappenberg@gkss.de

Prof. Dr. Hans-Werner Prah, Universität Kiel, Institut für Pädagogik, AB Soziologie, Olshausenstraße 75, D-28118 Kiel.
E-Mail: d.prahl@paedagogik.uni-kiel.de

Dr. Rolf Riethmüller, GKSS Forschungszentrum Geesthacht, Institut für Küstenforschung, Max-Planck-Straße 1, D-21502 Geesthacht.
E-Mail: rolf.riethmueller@gkss.de

Dr. Bernd Scherer, Ministerium für Umwelt, Naturschutz und Landwirtschaft, Mercatorstraße 3, D-24106 Kiel.
E-Mail: bernd.scherer@munl.landsh.de

Anette Seidel, ift Freizeit- und Tourismusberatung GmbH, Wankelstraße 9,
D-50996 Köln.

E-Mail: anette.seidel@nexgo.de

Prof. Dr. Wolfgang Settekorn, Universität Hamburg, Institut für Romanis-
tik und Zentrum für Medien und Medienkultur, Von-Melle-
Park 6,

D-20146 Hamburg.

E-Mail: settekorn@yahoo.de

Prof. Dr. Nico Stehr, Zeppelin University, Karl-Mannheim-Professur,
D-88045 Friedrichshafen.

E-Mail: nico.stehr@t-online.de

Prof. Dr. Hans von Storch, GKSS Forschungszentrum Geesthacht,
Institut für Küstenforschung, Max-Planck-Straße 1, D-21502
Geesthacht.

E-Mail: hans.von.storch@gkss.de

Dr. Gerd Wegner, Bundesforschungsanstalt für Fischerei, Institut für
Seefischerei, Palmaille 9, D-22767 Hamburg.

E-Mail: gerd.wegner@ish.bfa-fisch.de